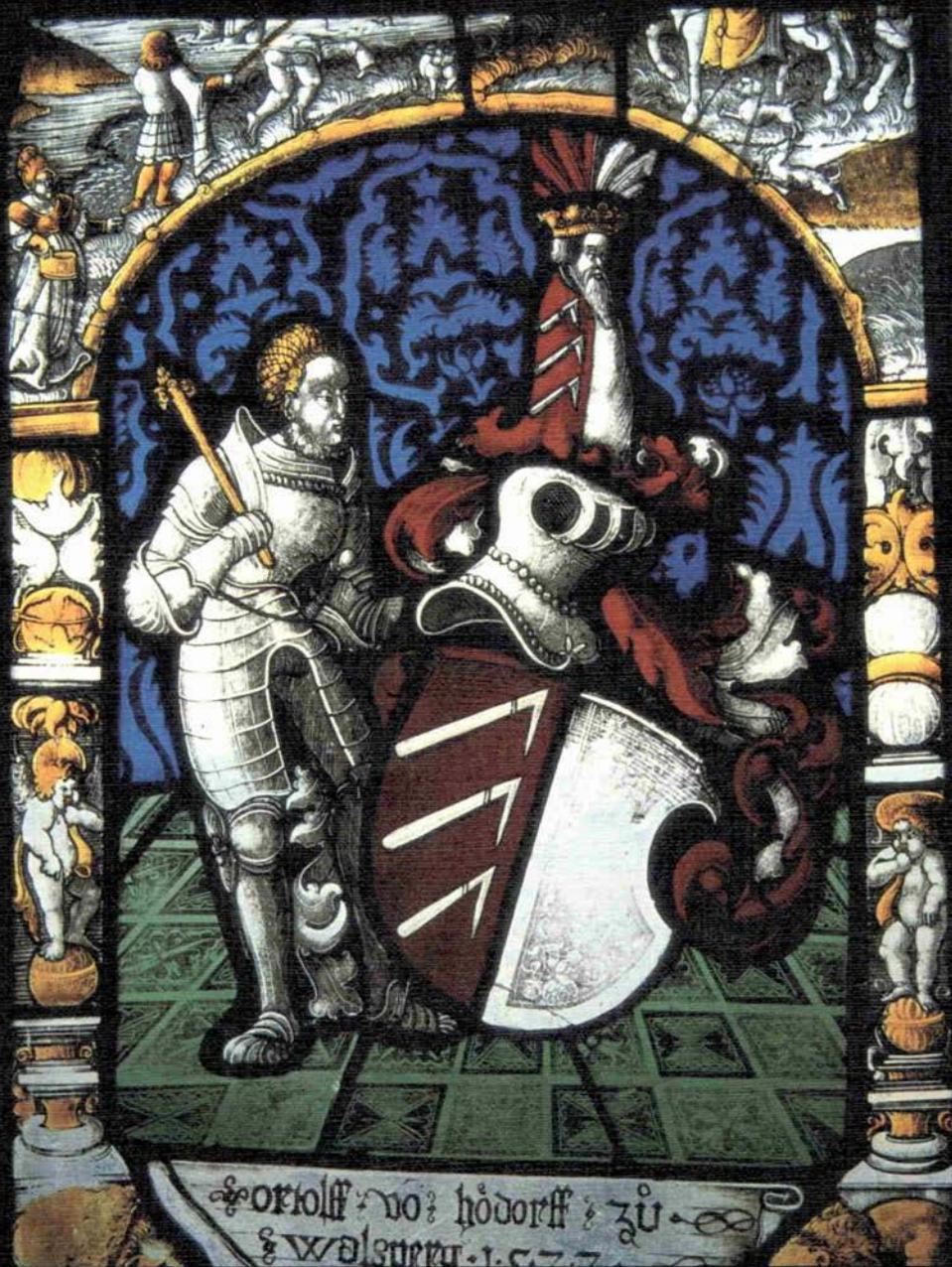
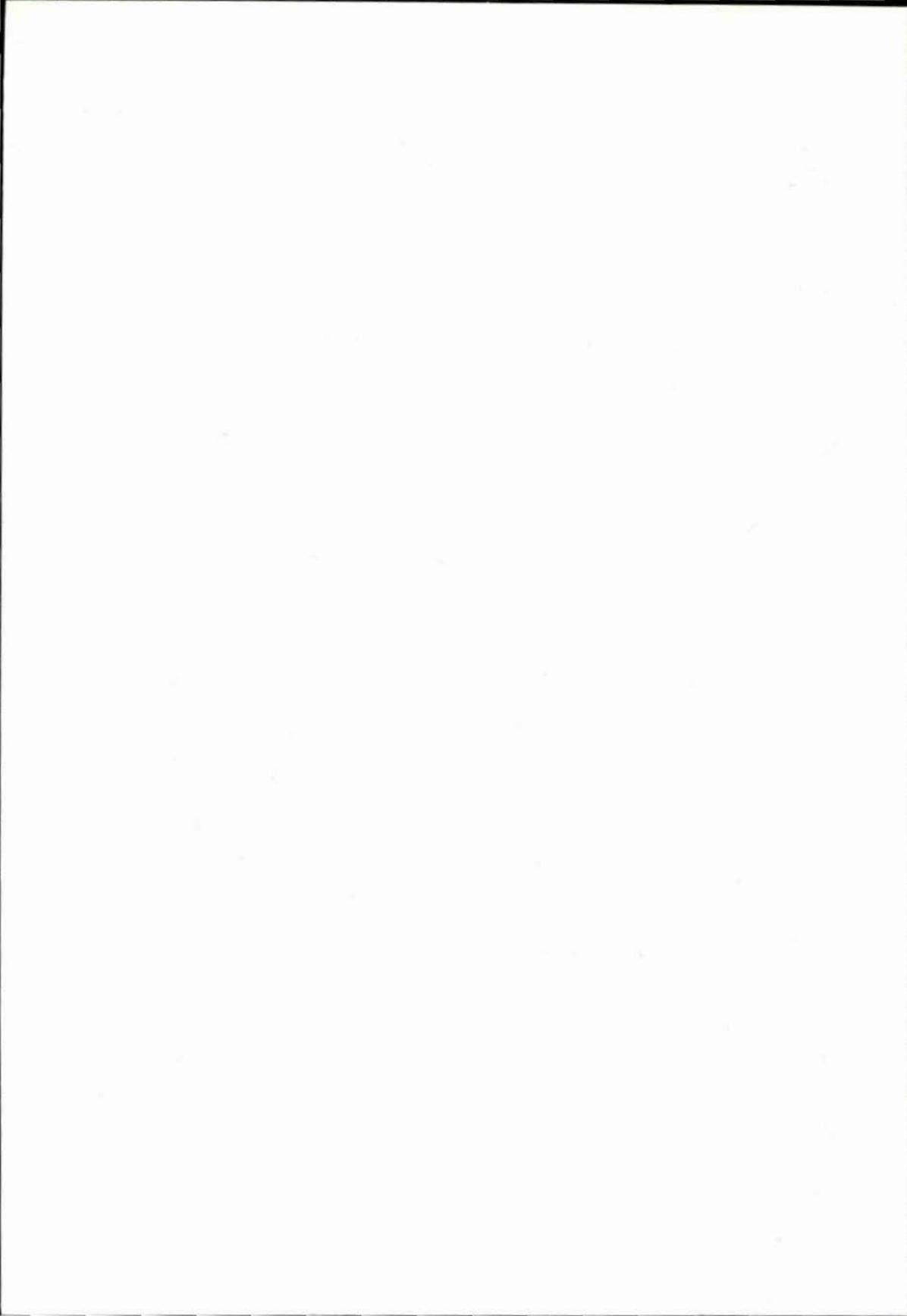


SCHRIFTEN des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte DER BAAR

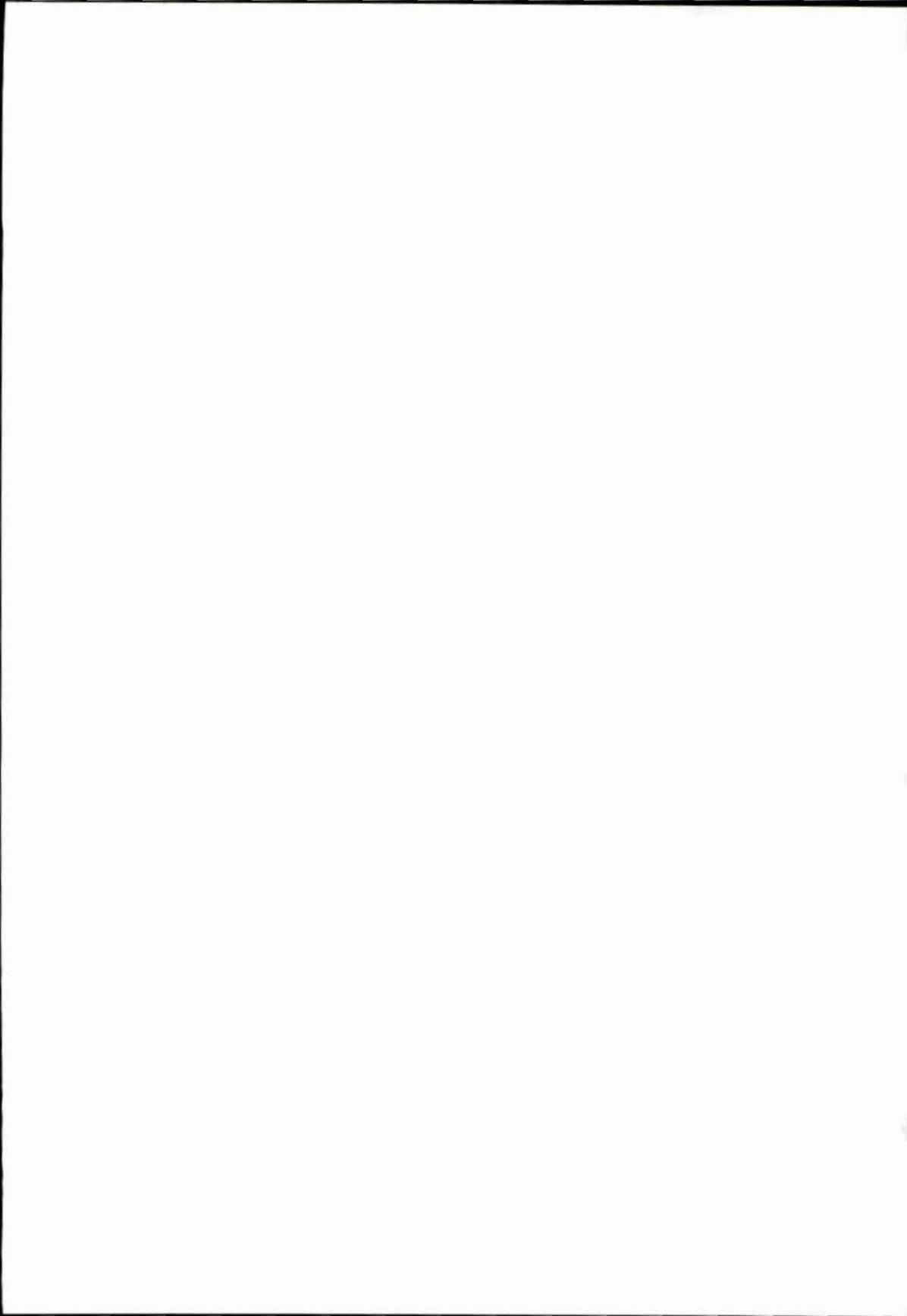


38. Band 1995

ISSN 0340-4765







SCHRIFTEN

des

Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

in Donaueschingen

38. Band – 1995

Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
78166 Donaueschingen 1995

Schriftleitung: Wolfgang Hilpert

Die Autoren sind für den Inhalt ihrer Arbeit selbst verantwortlich

ISSN 0340-4765

Druck: Moog-Druck, Hüfingen

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	7
Zum 90. Geburtstag von Prof. Dr. Karl Siegfried Bader	8
Dr. Erna Huber zum Gedenken	9
<i>Johannes Humpert</i>	
Ziele und Methoden der Altwegeforschung am Beispiel einer römischen Straße von der Baar in den Breisgau	11
<i>Günther Reichelt</i>	
Das Donaueschinger Ried und seine Gewässer in historischer Zeit	24
<i>Barbara Giesicke</i>	
Kabinettscheiben des 16. und 17. Jahrhunderts auf Schloß Heiligenberg	39
<i>Petr Mašek</i>	
Die Provenienzzusammensetzung der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen	67
<i>Manfred Hermann</i>	
Der Donaueschinger Altar von 1522 – ein Werk des Breisacher Meisters HL (Hans Loy) –	73
<i>Daniel Wesely</i>	
Das Feldmaßsystem im Fürstentum Fürstenberg im 18. Jahrhundert	91
<i>Friedemann Maurer</i>	
Hüfinger Geist	100
<i>Bertram Jenisch</i>	
Zur Grablege von Franz Karl zu Fürstenberg im Villinger Kapuzinerkloster	107
<i>Bernd Riedel</i>	
Karl Bartels, ein vergessener Maler der Heimat	116
<i>August Vetter</i>	
Die Sage vom Längeschloß und ihr Wahrheitsgehalt	122
<i>Ulf Wielandt</i>	
Die Flurnamen der Gemarkung Wolterdingen	132
<i>Renate Küppers-Fiebig</i>	
Die naturwissenschaftlichen Abteilungen der Fürstenberg-Sammlungen	155
<i>Sandra Pichler und Kurt W. Alt</i>	
Die alamannischen Gräber von Löffingen	159

<i>August Vetter</i>	
Die Legende vom Gnadental	172
<i>Edwin Ernst Weber</i>	
Die Reichsstadt Rottweil und ihr Untertanendorf Dauchingen im 17. und 18. Jahrhundert	183
<i>Joachim Sturm</i>	
Zur Situation der Archive im Schwarzwald-Baar-Kreis	190
Vereinschronik	207
Anschriften der Verfasser	213

Vorwort

Mit dem vorliegenden 38. Band der Schriftenreihe möchte der „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ einen weiteren Beitrag zur Erforschung und fundierten Kenntnis der Baar und ihrer näheren Umgebung vorlegen. Wenn dieser Band auch erst mit einiger Verspätung erscheinen konnte, wofür der Schriftleiter Autoren und Leser um Nachsicht bittet, dürfte er von seinen Beiträgen her auf großes Interesse stoßen. Unsere zahlreichen Autoren haben interessante Fragen aufgegriffen und wichtige Erkenntnisse erarbeitet.

Im Vor- und Umfeld der intensiv vorbereiteten Fürstenberger-Ausstellung im niederösterreichischen Weitra ergaben sich insbesondere etliche thematische Bezüge zu Fürstenberg, die ihren Niederschlag in mehreren Beiträgen gefunden haben.

Bei dieser Gelegenheit möchte der Verein in erster Linie allen Autoren danken, die viel Kraft und Zeit investiert haben und ihre Beiträge auch dieses Mal wieder in uneigennütziger Weise ohne Honorar zur Verfügung gestellt haben.

Dank gebührt aber auch den privaten Mäzenen und den „öffentlichen Händen“, die durch Druckkostenzuschüsse zur angemessenen Aufmachung und Ausstattung wesentlich beigetragen haben:

S.D. Joachim Fürst zu Fürstenberg
Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis
Stadt Donaueschingen
Sparkasse Donaueschingen
Rolf L. Bonnert, Hüfingen

Wolfgang Hilpert



Zum 90. Geburtstag von Prof. Dr. Karl Siegfried Bader

Am 27. August dieses Jahres konnte Herr Prof. Dr. Karl Siegfried Bader in Zürich seinen 90. Geburtstag feiern. Der „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ freut sich, daß er seinem Ehrenmitglied zu diesem Jubiläum ganz herzliche Glück- und Segenswünsche übermitteln darf. Prof. Bader verbindet eine beinahe lebenslange Liebe mit dem Baarverein - von ihm oft einfach „der Verein“ genannt; im Innersten gilt er ihm vielleicht gar noch etwas mehr: als „sein“ Verein. Für den jungen Bader war der Baarverein zunächst gewiß der Gebende; rasch aber kehrte sich das Verhältnis um, und der Verein wurde der Nehmende. Und Prof. Bader hat dem Verein viel gegeben: Anregung und Ausrichtung, Stütze und Stabilität; nicht zuletzt wehrte Bader mit Weitblick und Geschick auch die Gefahr der braunen Vereinnahmung ab.

So möchte der Baarverein Herrn Prof. Bader zum 90. Geburtstag nicht nur gratulieren, er möchte ihm vor allem danken für seine treue Zugehörigkeit und seine geistige Begleitschaft. Mit dem Dank möchte er aber auch den Wunsch verbinden, daß ihm noch weitere gute Jahre beschieden sein mögen, in denen die Bürde nicht die Gnade des Alters zudeckt.

Wolfgang Hilpert

Dr. Erna Huber zum Gedenken



Am 15. Juni 1991 starb nach langem Leiden und kurz vor Vollendung des 81. Lebensjahres Frau Dr. Erna Huber, vormals Leiterin der FF Hofbibliothek und dem „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ über Jahrzehnte eng verbunden. Mit Frau Dr. Huber hat unser Verein eine profilierte Kunsthistorikerin und die vielleicht beste Kennerin der Kunst der Region verloren. Zugleich ging mit ihr aber auch eine liebenswürdige und verständnisvolle Frau dahin.

Seit Beginn ihrer Tätigkeit an der Hofbibliothek in den fünfziger Jahren war Frau Dr. Huber Mitglied im Baarverein. Zwei Jahrzehnte lang - 1964 bis 1984 - war sie im Vorstand, zunächst als Rechnerin. 1974 bis 1979 nahm sie dann die Würde und Bürde des Vorsitzes für die Abteilung Geschichte auf sich. Es war keine leichte Amtszeit, galt es doch, zusätzlich zur Bewältigung der regulären Aufgaben eines mitgliederstarken Vereins auch noch erhebliche innere Spannungen aufzufangen und auszugleichen. Doch Frau Dr. Huber hat diese Herausforderungen mit großem Geschick, mit Einfühlungsvermögen und Sachverstand bewältigt. 1985 wurde sie daher mit der Ehrenmitgliedschaft ausgezeichnet.

Unser Verein und seine Mitglieder, mittelbar aber auch eine breitere Öffentlichkeit, verdanken Frau Dr. Erna Huber vieles: in Vorträgen, bei zahlreichen Exkursionen und durch eine stattliche Reihe von Veröffentlichungen hat sie eine große Zahl von Menschen zur Kunst hingeführt. Sie hat ihnen die Augen geöffnet für die großen Werke der Kunst, ebenso aber auch für die kleinen Pretiosen, die oft unbeachtet am Wege liegen. Mit wissenschaftlicher

Gründlichkeit und zugleich mit warmem Verständnis hat sie uns Kunst als Wesensteil menschlicher Daseinsgestaltung und Sinnggebung erschlossen - selbst dann noch, als sie in wachsendem Maße von Krankheit gezeichnet war. Sie, die nicht in einer leiblichen Familie fortlebt, hat gleichsam eine geistige Familie um sich geschart, in deren Herzen sie unvergessen bleibt.

Wolfgang Hilpert

Ziele und Methoden der Altwegeforschung am Beispiel einer römischen Straße von der Baar in den Breisgau

von Johannes Humpert

1. Methoden der Altstraßenforschung

Unser heutiges dichtes Verkehrsnetz ist ein gewachsenes System aus alten Straßen und Wegen, die sich über viele Jahrhunderte zurückverfolgen lassen. Viele dieser alten Verkehrswege sind unter modernen Straßen verborgen und haben dennoch bis heute ihre ursprüngliche Funktion zum Beispiel als wichtige Fernverbindung nicht verloren. Viele büßten auch ihre ehemalige Bedeutung ein und sanken auf den Status eines Feldweges ab. Andere wurden ganz aufgegeben und von der Landwirtschaft oder durch Bewaldung fast gänzlich zerstört und weitgehend unkenntlich gemacht. Aufgabe der Altwege- und Altstraßenforschung¹⁾ ist es, das Netz heute noch existierender Straßen zu entflechten, Schichtungen und Deformierungen einzelner Straßenzüge aufzudecken, zusammenhängende Systeme herauszufiltern und zu isolieren, sowie untergegangene Teilstrecken zu rekonstruieren. Die Bedeutung jedes einzelnen, so gewonnenen Straßenzuges muß in seinem historischen Umfeld bestimmt werden. Erst durch eine historische Zuordnung gewinnt ein Weg bzw. eine Straße an siedlungsgeographischer und historischer Relevanz.

Jeder Verkehrsweg setzt sich aus zwei Komponenten zusammen. Erstere ist sein Erscheinungsbild: seine Breite, seine Oberflächenbeschaffenheit und sein Unterbau, eine Ein- oder Mehrspurigkeit, die Ausgestaltung als Damm mit begleitenden Straßengraben oder als Hohlweg. Die zweite Komponente ist die jeweilige Linienführung und Trassierung des Verkehrsweges im Gelände.

Gemeinsam können Aussehen und Linienführung schon implizit wichtige Informationen für die Einordnung in ein chronologisches Grobraster liefern. Geschichtliche Epochen haben spezifische Erscheinungsformen und charakteristische Streckenführungen hervorgebracht. So sind römische Straßen²⁾ mit ihrem festen Unterbau, ihrer gewölbten Oberfläche und ihren beidseitigen Abzugsgräben dem Chausseebau des 18. Jahrhunderts stark verwandt. Früh- bis spätneuzeitliche Straßen sind meist leicht in ihrer Erscheinungsform als tief eingefahrene mehrspurige Hohlwege identifizierbar.³⁾ Analoge Beobachtungen lassen sich auch bei der Trassierung einer Straße oder eines Weges machen. Die römischen und spätbarocken Straßenführungen zeichnen sich durch eine großzügige und elegante Linienführung⁴⁾ aus, wie sie zum Beispiel an der römischen Verbindung zwischen Hüfingen und Rottweil beobachtet werden kann. Bei der Anlage spätmittelalterlicher bis neuzeitlicher Wege ist diesbezüglich jedoch häufig Nachlässigkeit festzustellen. Besonders deutlich tritt dieser Unterschied bei den Einstiegen in ein Gebirge und an den Steigungsstrecken hervor. So scheute man sich seit dem ausgehenden Mittelalter nicht, als Aufstiege auch ganzjährig feuchte Dobel zu wählen, die eine natürliche Fahrrinne darstellten.⁵⁾ Die Römer hingegen versuchten - ließ eine zu große Steigung die von ihnen bevorzugte *Direttissima* nicht zu - diese durch Knickungen oder Hangtraversen zu bewältigen.⁶⁾ Serpentinien hingegen finden sich erst seit dem 19. Jahrhundert.⁷⁾ Im Interesse des römischen wie des modernen Staates liegt es, Verkehrssysteme zu schaffen, die ganzjährig mit hoher Transportfrequenz benutzbar waren. Entsprechend der Organisationsform dieser Staaten wurden die benötigten Mittel zur Verfügung gestellt, die einen großzügigen und effektiven Straßenausbau erlaubten.⁸⁾ Vom 14. bis 17. Jahrhundert wurde diesem Aspekt ganz offensichtlich eine geringere Bedeutung beigemessen. Die Straße und ihre Geländeführung kann somit einerseits als Ausdruck eines politischen Willens, andererseits auch als Spiegel der die jeweiligen Epochen bestimmenden Mentalität verstanden werden.

Eine grundsätzliche Differenzierung trifft die Altstraßenforschung zwischen Natur- und

Kunstweg. Diese Unterscheidung verweist nicht auf das Erscheinungsbild eines Weges oder einer Straße, sondern umfaßt dessen Entstehungsprozeß. Unter Naturweg sind Wege zu verstehen, die sich durch den häufigen Gebrauch gleichartiger und auf dasselbe Ziel hin orientierter Intentionen als Optimum herausgebildet haben. Um sein Ziel zu erreichen, sucht sich der Mensch in der naturbelassenen Landschaft einen Weg, der ein Minimum an Krafteinsatz und Zeitaufwand verspricht. Aus der Summe individueller, aber fast immer übereinstimmender Vorgänge formt sich im Laufe der Zeit in einem Selbstbildungsprozeß eine natürliche Wegtrasse, die, erst einmal entstanden, weiteren Verkehr anzieht, sich verdichtet und die mögliche Grundlage für einen späteren Ausbau darstellt. Naturwege können sich auch den jahreszeitlichen Gegebenheiten flexibel anpassen. Ein Reisender bedient sich im Sommer eher eines ausgetrockneten Flußlaufes, während er in Jahreszeiten mit größeren Niederschlagsmengen höher gelegene Passagen sucht. Als ganzjährig trockene Wegeführung bietet sich die Firstlage - das herausragende Kennzeichen der Naturwege - dem Benutzer an. Diese Art der Wegeführung verbindet mehrere wichtige Vorteile: Das vorgegebene Relief leitet ihn förmlich durch die Landschaft, der erhöhte Standort ermöglicht überdies einen guten Überblick im Gelände und vermittelt dadurch offensichtlich auch das Gefühl der Sicherheit. Stark verallgemeinernd läßt sich sagen, daß vorgeschichtliche und mittelalter- bis neuzeitliche Wege der Naturwegeführung mit ihrer charakteristischen Kammlage den Vorzug gegeben haben.

Bei mittelalter- bis neuzeitlichen Wegen wurden die eine Wegeführung bestimmenden Faktoren allerdings immer vielfältiger. Die zunehmende Komplexität ergibt sich aus den divergenten Interessen, die mit einer Straße verbunden sind. Lediglich als Stichworte seien kleinräumige Territorialansprüche, Stadt- und Marktgründungen, Handels- und Zollinteressen, die Entwicklung der Straße zum Rechtsraum, sowie Pflichten und Nachteile der Straßenanlieger genannt. Diese Faktoren konnten die Wahl einer Streckenführung auch zum Nachteil einer ergonomisch sinnvollen Trassierung beeinflussen.

Im Gegensatz zum Naturweg greift ein Kunstweg mit artifiziellen und planerischen Baumaßnahmen in die vorhandene Geländestruktur ein. Schwierige und vom Naturweg gemiedene Passagen werden durch Begleitmaßnahmen wie Brücken, Rampen und Hangtraversen ermöglicht. Oftmals werden somit völlig neue Routen erschlossen.

Naturweg und Kunstweg können sich auch partiell überlagern. Hat der Naturweg eine Trassierung gefunden, die auch einem veränderten Anspruch Genüge tut, oder wenn die morphologischen Vorgaben keine sinnvolle Alternative erlauben bzw. durch begleitende artifizielle Maßnahmen nur Teilstücke optimiert werden können, so legt sich der Kunstweg über den Naturweg.

Trotz aller Komplexität des Themas und der vielen Ausnahmen, die bekanntlich die Regel bestätigen, verdeutlicht die immer wieder zu konstatierende Suche nach der geeigneten Firstlage, daß das menschliche Gehverhalten kein Akt individueller Beliebigkeit ist, sondern daß sich vielmehr im Vorgang des Gehens und des Sich-Bewegens im Gelände bestimmte Gesetzmäßigkeiten erkennen lassen. Diese offensichtlich im Anthropologischen verhafteten Determinanten aufzudecken, hat sich ein neuer Zweig der Altstraßenforschung zur Aufgabe gemacht.⁹⁾

Einige dieser Beobachtungen können auch Indizien liefern, die für eine exakte Altersbestimmung eines Weges nutzbar zu machen sind. Dies sei an einem Beispiel verdeutlicht: Ein Fußgänger visiert in einer naturbelassenen Landschaft optisch den zu erreichenden Zielort großräumig an. Hierzu wählt er sich markante geographische Punkte in der Richtung seines Zielortes aus. Nähert er sich diesem, so bestimmt er neue, immer kleiner werdende Visierpunkte. Er korrigiert somit seine auf das Fernziel eingestellte Richtung. Je näher er an sein Ziel gelangt, desto häufiger wird ein neuer, vorläufiger Visierpunkt bestimmt, und umso feiner justiert er seine neue Richtung auf das zu erreichende Ziel ein. Diesem permanenten „Nachsteuern“ sind jedoch enge Grenzen gesetzt. Ein Abweichen von der einmal eingeschlagenen

Richtung ist nur innerhalb einer gewissen Bandbreite feststellbar und bewegt sich, wenn die Topographie es zuläßt, im Rahmen weniger Winkelgrade.

Diese Beobachtung kann nun in doppelter Hinsicht von Bedeutung sein: Einmal lassen sich die alten Visierpunkte rekonstruieren und geben, sofern es sich um künstliche Objekte wie Kirchtürme, Tore etc. handelt, einen Ansatz zur zeitlichen Einordnung. Beträgt dagegen die Abweichung gegenüber der bisher eingeschlagenen Richtung einen Winkel von ca. 30 Grad und mehr, so ist davon auszugehen, daß der ursprüngliche Zielort dieser Strecke ein anderer war. Es kann sich aber auch um eine ehemalige Wegegabelung handeln, deren ursprüngliche Zielorientierung und damit die gerade Fortsetzung untergegangen ist. Diese Gesetzmäßigkeit gilt sowohl im groß- wie im kleinräumigen Maßstab. Wege mit einem größeren Schnittwinkel als 30 Grad zeigen an, daß zwei voneinander unabhängige Verkehrsstrukturen vorliegen. In diesem Falle ist von einer Kreuzung zu sprechen. Rückschlüsse auf eine relative Chronologie sind manchmal möglich: Ein Weg, der im Schnittpunkt mit einem anderen seine Richtung leicht verändert, ist in der Regel als der jüngere der beiden zu betrachten.

Aus all diesen Merkmalen gewinnt die Altstraßenforschung die Unterscheidungskriterien, mit denen aufgefundene Verkehrswege nach ihren Kennzeichen sortiert und Hypothesen hinsichtlich ihres Alters und ihrer Funktion erstellt werden können. Beweise können sich so jedoch nicht führen lassen. Der Archäologe verlangt außer dem konkret zu beobachtenden Straßenkörper vor allem datierbare Funde. Der Historiker erwartet eine eindeutig zu spezifizierende Aussage in archivalischen Quellen.

Als primär empirische Wissenschaft kann die Altstraßenforschung nur durch das Mit-einbeziehen und die Kombination aller ihr zur Verfügung stehenden Anhaltspunkte zu konkreten und siedlungsgeschichtlich relevanten Aussagen gelangen. Sie wird nur dann die ihr selbst gestellte Aufgabe lösen können, wenn sie sich als interdisziplinäre Wissenschaft zeigt, die Feldforschung, Luftbildarchäologie und die genaue Kenntnis der Topographie mit der Sichtung und Analyse archivalischer Quellen wie Karten, Urbare und sonstiger Rechtsquellen verbindet. Auch indirekte Zeugnisse wie Gemarkungsgrenzen, Flurnamen, Richtstätten, Gasthäuser und sonstige Einrichtungen, die bevorzugt an Straßen angelegt wurden, sind zu beachten. Zugrunde legen muß sie dabei jedoch die elementaren Regeln und Gesetzmäßigkeiten menschlicher Fortbewegung im Gelände.

Da die Altstraßenforschung versucht, möglichst authentisch und der jeweiligen historischen Situation entsprechend Verkehrsbezüge und deren Funktionen zu rekonstruieren, ist sie im weiteren Sinne als historisch-geographische Kulturlandforschung zu verstehen.

Die Vorgehensweise der Altstraßenforschung beginnt mit der großräumigen Betrachtung der topographischen und naturräumlichen Gliederung. Innerhalb dieses großen Maßstabes werden die entscheidenden, trassierungszwingenden Vorgaben wie Täler, Bergrücken, Pässe, aber auch Flußläufe und Sümpfe bestimmt und die plausiblen Hauptverkehrsachsen festgelegt, die den oben genannten Gesetzmäßigkeiten entsprechen. Dieser Vorgang wiederholt sich in immer kleiner werdendem Maßstab. Im Gelände aufgefundene Teilstücke müssen dann in dieses System quasi „eingehängt“ werden.

2. Die römische Schwarzwaldüberquerung

Dem von Westen Kommenden öffnet sich nach Durchschreiten der Burgundischen Pforte das beidseitig nutzbare Rheintal als großzügige Nord-Süd-Achse.¹⁰⁾ Eine parallele Raumachse verbindet über den Klettgau das Schweizer Mittelland mit der Baar und dem Neckartal.¹¹⁾ Diese beiden Nord-Süd-Achsen sind, dem Bild einer Leiter vergleichbar, miteinander durch Sprossen verbunden. Der untersten entspricht die südliche Umgehung des Schwarzwaldes, dem Verlauf des Hochrheins folgend. Eine nördlichere Querspange nutzt den günstigen Taleinschnitt der Dreisam, überquert den Schwarzwald und verknüpft den Breisgau mit

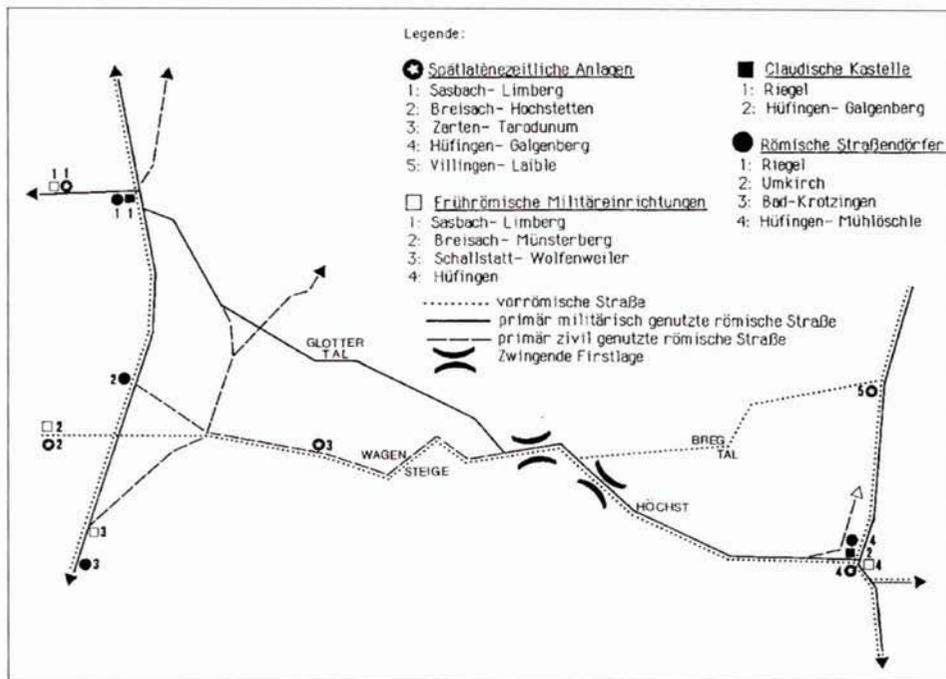


Abb. 1 Schematische Darstellung der Schwarzwaldübergänge in römischer und vorrömischer Zeit.

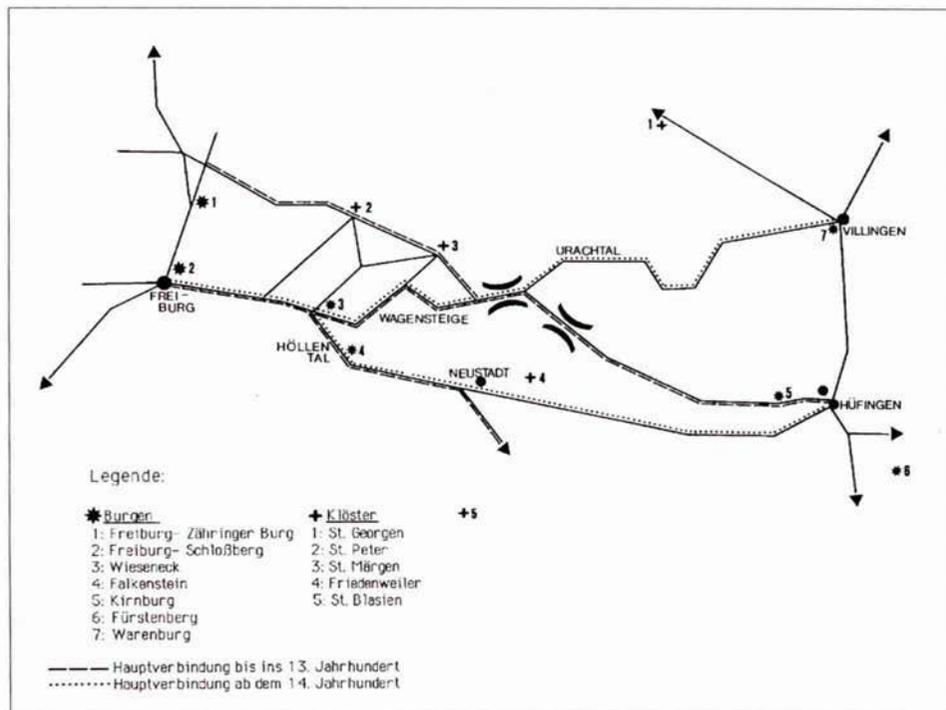


Abb. 2 Schematische Darstellung der Schwarzwaldübergänge zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert.

der südlichen Baar. Diese Sprosse stellt die Verbindung mit der Donau her. Dem Kinzigtal¹²⁾ folgt eine weitere Schwarzwaldüberquerung und ermöglicht den Zugang zum Neckartal. Die nördlichste umgeht den Schwarzwald etwa im Verlauf der heutigen Autobahn Karlsruhe - Stuttgart.

Mit diesem Überblick über die natürlichen Vorgaben sind bereits die wichtigsten Routen genannt, denen Völkerbewegungen, Verkehr und Handel zu allen Zeiten folgten.¹³⁾

Dieses Wegesystem wurde von den Römern etappenweise zu einem Straßennetz ausgebaut.¹⁴⁾ Lange Zeit war es in der Forschung heftig umstritten, ob auch die mittlere Sprosse, die schwierige Verbindung zwischen dem südlichen Oberrhein und dem Donaauraum, mit in diesen Ausbau einbezogen worden war.¹⁵⁾

Der Fund eines Teilstückes dieser römischen Straße¹⁶⁾ beendet die grundsätzliche Diskussion über deren Existenz. Es lassen sich aber weitere Fragen nach deren konkretem Verlauf, ihrer Bedeutung und Benutzungsdauer aufwerfen. Auch läßt sich damit die Frage verbinden, welche Faktoren zur Aufgabe dieser Straße beigetragen haben und durch welche neuen Verkehrssysteme sie abgelöst wurde.

Das Dreisamtal stellt als weit nach Osten in den Schwarzwald reichender Einschnitt den günstigsten Ansatz einer Gebirgsüberschreitung dar. Von den aus dem Dreisamtal ausgehenden Taleinschnitten stellt der südlichste, das Höllental, einen eigenständigen Ast dieser mittleren Querspange dar. Dieser ist separat zu betrachten. Das Wagensteigtal¹⁷⁾, Ibbental und Eschbachtal bilden ein zweites und insofern zusammenhängendes System, als sie alle dem Hohlen Graben zustreben. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch im weiteren Sinne der Aufstieg aus dem Glottertal zu diesem System zu zählen (*Abb. 1 und 2*).

Von all diesen Taleinschnitten kommt dem Wagensteigtal allerdings eine besondere Bedeutung zu, was sich auch darin ausdrückt, daß es offensichtlich als natürliche Fortsetzung des Dreisamtales empfunden wurde.¹⁸⁾ Hier in diesem Tal läßt sich die günstigste Trassierungsmöglichkeit finden. Als Naturweg, in einzelnen Abschnitten durch künstliche Elemente modifiziert, gewinnt diese Route bei der Ortschaft Wagensteig mit einem Steilaufstieg rasch an Höhe. Sie nützt dann einen langgestreckten Bergrücken, um bequem den Hohlen Graben zu erreichen. Ist dieser Punkt einmal erreicht, so ist die Weiterführung durch die Morphologie zwingend vorgegeben. Einem Korsett vergleichbar wird jeder Weg durch die ausgeprägte Kammlage über den Hohlen Graben, den Schwabenstutz, die Widiwanderhöhe¹⁹⁾ und den Hochberg über Magrutt auf den Höchstberg nach Osten geführt. Durchgängig finden sich Altwegspuren. Der Hohle Graben wie der Höchstberg markieren die Endpunkte der Zwangsführung.

Erst ab dem Höchstberg konnten verschiedene Ziele und Routen gewählt werden, da sich nun die östliche Schwarzwaldabdachung auffächert. Der Raum zwischen Obereisenbach/Auf dem Höchst und Hüfingen/Bräunlingen muß nun genauer betrachtet werden. Nur Wege bzw. Wegrelikte, die einen Bezug zum Höchstberg erkennen lassen, kommen als potentielle Teilstücke einer über die oben beschriebene Strecke führenden Schwarzwaldüberquerung in Betracht. Den langgestreckten Höhenzügen, begrenzt durch das Bruderbächle im Norden und die Gauchach im Süden, gilt unser besonderes Augenmerk. Geologisch gesehen verlassen wir ab dem Höchst das Urgestein und betreten den mittleren und oberen Buntsandstein.²⁰⁾ Dieser neigt zur Vernässung und Moorbildung.²¹⁾ Auf diese Gegebenheit hatte jede Wegführung Rücksicht zu nehmen.

Südlich des Kirnbergsees finden sich die Spuren einer römischen Straße, die in Nord-West-Richtung verläuft (*Abb. 8*). Sie konnte in ihrem Verlauf auf fünf Kilometer im Gelände gesichert werden. Auf einer Länge von 200 Metern ist sie noch in ihrem ursprünglichen Zustand mit allen für römische Straßen typischen Kennzeichen erhalten: ein mächtiger Damm mit trapezförmigem Querschnitt, festem Unterbau, gewölbter, 5,50 Meter breiter Oberfläche, sowie beidseitig begleitende Straßengrübchen. Diese sind jedoch nur sehr rudimentär erhal-

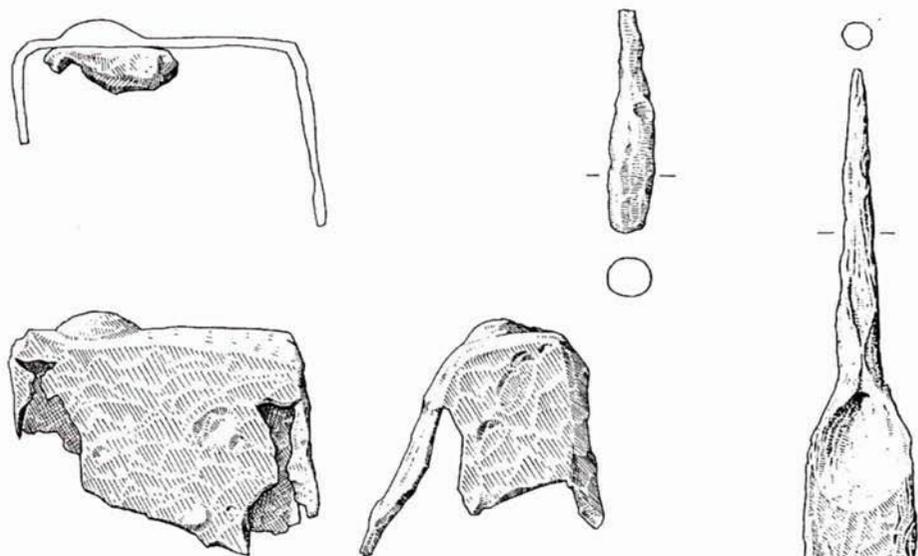


Abb. 3 Dittishausen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald; römische (?) Glocke. Eisen.

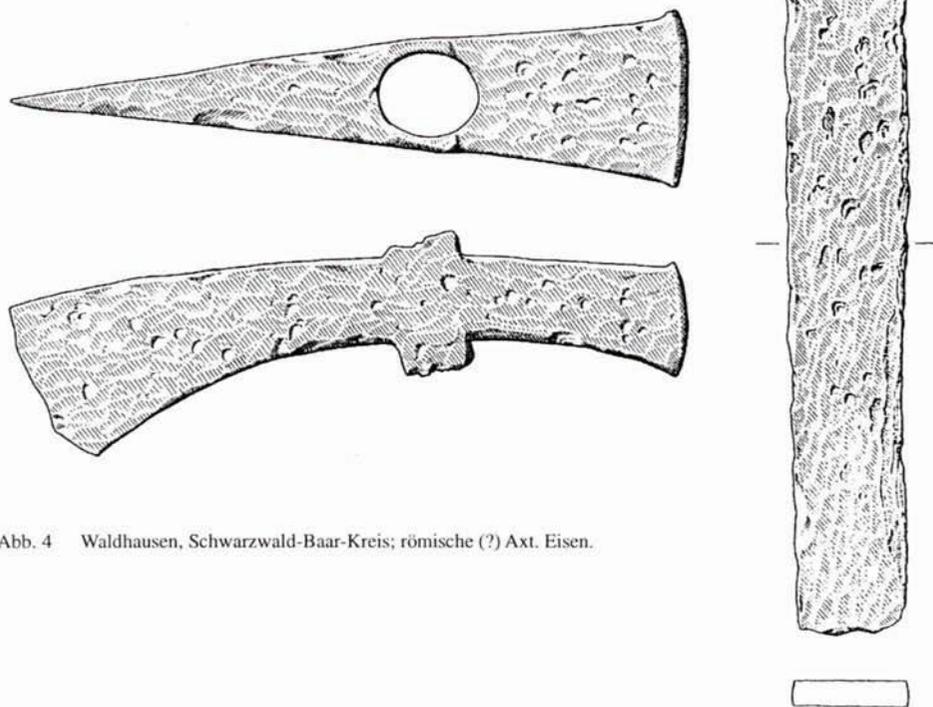


Abb. 4 Waldhausen, Schwarzwald-Baar-Kreis; römische (?) Axt. Eisen.

Abb. 5 Dittishausen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald; latènezeitlicher Schwertbarren. Eisen.

ten. Als Belag finden sich grobe Steinstückung, deren Abdeckung abgewaschen ist, leichte Lehm-Kies-Schüttung und auch sorgfältig verlegte Kalksteinplatten. Deutlichstes Indiz des römischen Ursprungs stellt die Linienführung dar: die großzügige, dennoch optimal dem Gelände angepaßte Linearität. Eine exakte Vermessung der gesamten aufgefundenen Strecke läßt eine Zusammensetzung aus mehreren einzelnen geraden Teilstücken erkennen. Dieses deutet auf eine Vermessung mittels Fluchten hin und zeigt sehr eindrucksvoll die ingenieurhafte Planung und Ausführung dieser Straße. Als Beleg für die römische Zeitstellung gilt ein gelbtoniges römisches Keramikfragment aus der Schotterung. Auch ein zwanzig Meter neben der Straße gefundenes Glockenfragment könnte römisch sein²²⁾ (Abb.3). Größtenteils ist die Straße durch Windbruch und Erosion stark gestört, so daß sie alleine mit dem Auge nicht mehr eindeutig im Gelände verfolgbar war. Sie mußte daher mit Sondierungen ermittelt werden. Kurz bevor sie im Westen das Gauchbächle erreicht, knickt sie über die Lange Allee nach Norden ab. Hier verlieren sich dann auch ihre Spuren. Dennoch läßt sich klar erkennen, daß die bisherige Linienführung den Höchstberg anvisierte, den Punkt, der die bis zum „Hohlen Graben“ führende Zwangstrasse einleitet. Es handelt sich somit um das Relikt einer römischen Schwarzwaldüberquerung. Das bis zum „Höchst“ fehlende Teilstück der römischen Straße läßt sich folgendermaßen ergänzen: Nach Überqueren des Brändbaches - hier könnte ein südlich gelegener Geländeeinschnitt als Rampe interpretiert werden - schwenkt sie wieder nach Westen. Die Flurnamen „im Heidenloch“ und „Tempel“ können diese Behauptung stützen (Abb. 8).

Römische Provinzialgeschichte ist in ihren Anfängen immer Militärgeschichte. In der ersten Phase der römischen Okkupation unter Augustus (um 10 v. Chr.) wird eine Stoßrichtung ausgehend von dem Lager Dangstetten nach Norden in den Raum Hüfingen erkennbar.²³⁾ Gleichzeitig wird der Rhein bei Sasbach überschritten und auf dem Limberg ein Versorgungsposten eingerichtet²⁴⁾ (Abb. 1). Ob bereits zu diesem Zeitpunkt die Offensive nach Osten über den Schwarzwald fortgesetzt wurde, muß vorerst unbeantwortet bleiben. Diese Operation wird spätestens unter Kaiser Claudius (41-54 n. Chr.) durchgeführt. In Sasbach und Riegel sichern Befestigungen die Straßen und das Aufmarschgebiet.²⁵⁾ Im Osten wird die Donau durchgehend mit Kastellen bestückt, deren westlichstes das Kastell in Hüfingen auf dem Galgenberg ist. Zu diesem Zeitpunkt mußten die Lager in Hüfingen und Riegel durch eine Straße miteinander verbunden werden. Aus Gründen einer effektiven Streckenverkürzung wurde wahrscheinlich das Glottertal als Aufstieg von Westen her gewählt²⁶⁾ (Abb. 1).

Aus der Betrachtung dieses historischen Umfeldes heraus ergibt sich die logische Fortsetzung des römischen Straßenstückes nach Osten auf das Kastell Hüfingen zu. Aufgrund seiner aus mehreren Geraden zusammengesetzten Struktur ist der Bürgerweg als Fortsetzung anzusprechen. Wird der Bürgerweg und die beobachtete römische Straße unter Beibehaltung ihrer bisher eingeschlagenen Richtung verlängert, so findet man an ihrem Schnittpunkt eine breite Rampe (Gewann „Setze“). Das hohe Alter des Bürgerweges deutet auch der Umstand an, daß er offenbar als Raumordnungsfaktor diente. Südlich des Bürgerweges finden sich mehrere zu diesem parallele Wege, in deren Zentren zwei römische villae rusticae stehen.²⁷⁾ Ob es sich hierbei allerdings um Reste einer römischen Limitation handelt, muß offen bleiben (Abb.8).

Zusammenfassend läßt sich die Trassierung zwischen Hüfingen und Höchst wie folgt charakterisieren: Von Hüfingen Galgenberg kommend wird durchgehend die Firstlage bis unmittelbar ans Gauchbächle genutzt. Dieser Bergrücken wird dann jedoch verlassen. Nach Überschreiten des Brändbaches springt der Weg auf den nördlich gelegenen Höhenzug über. Dieser Wechsel erstaunt, stand doch der durchgehend bis Bräunlingen führende Bergrücken zur Verfügung, den die Waldstraße heute nutzt. Offensichtlich war hier die Vermoorung jedoch zu groß.²⁸⁾ Man suchte daher möglichst lange die südöstlich gelegene Muschelkalkzone (Gewann Weißwald)²⁹⁾ zu nutzen, die eine trockene Führung ermöglichte.

Diese Trassierung mußte besonders vorteilhaft gewesen sein, da sie bereits in vorrömischer Zeit begangen worden ist. Dies belegt ein unter der römischen Straße gefundener spätlatènezeitlicher Eisenbarren (Abb. 5). Dieser Fund stellt in Zusammenhang mit dem Fundort einen außergewöhnlichen Glücksfall dar, da vorrömische Wege selten bisher eindeutig als solche zu erkennende Spuren im Gelände hinterlassen haben. Meist lassen sie sich nur indirekt durch Handelsbeziehungen rekonstruieren. Aufgrund eines vergleichbaren Fundspektrums wurden schon öfters Überlegungen angestellt, ob das keltische „oppidum“ Tarodunum (Zarten Rotacker) und die keltische Siedlung in Hüfingen auf dem Galgenberg nicht Kopfstationen einer Schwarzwaldstraße gewesen sind³⁰⁾ (Abb. 1). Der Eisenbarren, der vielleicht eine verlorengegangene Handelsware ist, erhärtet die These, daß über diese Strecke der Warenverkehr von dem keltischen Hafen in Breisach-Hochstetten über den Schwarzwald an die Donau geführt wurde.

Es ist jedoch anzunehmen, daß diese Trassierung noch älteren Ursprungs ist. Betrachtet man die Grabhügelfelder mit zum Teil über hundert Grabhügeln entlang dieser Strecke, so fällt auf, daß sie gleichsam wie Perlen an einer Schnur aufgereiht sind und den Weg rechts und links flankieren³¹⁾ (Abb. 8). Einige konnten aufgrund entsprechender Funde der späten Bronzezeit und Älteren Hallstattzeit zugeordnet werden.³²⁾ Für viele geschichtliche Epochen gilt, daß Gräberfelder entweder am Rande einer Siedlung oder an Wegen entlang angelegt wurden. Dort konnten sie von jedem vorbeiziehenden Reisenden gesehen werden.³³⁾ Dies gilt insbesondere für die Hügelgräber, die ja allein durch ihre Gestaltung zum Ausdruck bringen, daß sie geradezu bemerkt werden wollen.

Wie lange wurde dieser spätestens keltische und dann von den Römern zur Straße ausgebaut Weg jedoch genutzt? Eine merowingerzeitliche bronzene Riemenzunge³⁴⁾ (Abb. 7) sowie ein Sporn (Abb. 6), die beide auf der Straße gefunden wurden, zeigen, daß sie noch im 7. Jahrhundert begangen worden ist. Diese schwarzwaldüberquerende Straße stellt somit die „technische Voraussetzung für eine administrative Verklammerung von Baar und Breisgau im Frühen Mittelalter dar“³⁵⁾. Ferner gibt diese Straße die Achse vor, an der entlang sich Siedlungstätigkeiten im Gebirge entfalten bzw. halten konnten. So liegen zum Beispiel die merowingischen Plattengräber³⁶⁾, die östlich Obereisenbachs gefunden wurden, in Sichtweite dieser Straße (Abb. 8). Die Gräber könnten die Überreste eines weit in den Wald vorgeschobenen Weilers sein.³⁷⁾

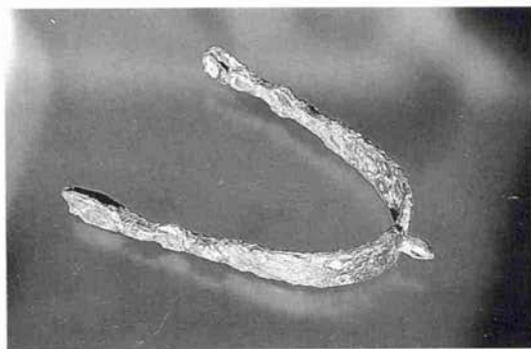


Abb. 6 Dittishausen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald; merowingerzeitlicher Sporn. Eisen.



Abb. 7 Dittishausen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald; spätmerowingerzeitliche Riemenzunge. Bronze.

Die Straße wurde aber mindestens noch weitere fünf Jahrhunderte benutzt: Die römische Straße nach Hüfingen hatte südwestlich des Kirnbergsees einen Abzweig, der in den Taleinschnitt des Brändbaches unterhalb der Kirnburg mündete (Abb. 8). Eine schlecht sichtbare, mehr an einen Wildwechsel als an eine Straße erinnernde Spur ist bei gleichbleibender Höhe in die südliche Hangkante eingeschnitten. Dieser Weg konnte durchgehend auf 1200 Metern im Gelände verfolgt werden, bis er im Osten in einen modern ausgebauten Waldweg mündet. Gerade die gleichbleibende Höhe zeigt eindeutig an, daß es sich hierbei um einen vermessenen Kunstweg handeln muß. Obwohl parallel zum Bachbett eine Naturwegtrasse nutzbar gewesen wäre - etwa im Verlauf des modernen Brändbachweges -, wurde offenbar seinerzeit keine Mühe gescheut, einen ganzjährig benutzbaren, hochwassergeschützten Weg anzulegen. Eine römische grobkeramische Scherbe, die am westlichen Ausgang des Tales 200 Meter östlich der Kirnburg auf diesem Kunstweg gefunden wurde, beweist die Richtigkeit dieser Beobachtung. Weiter östlich kam ferner im Verlauf dieser Spur eine Axt mit geradem Rücken und rechteckigen Schaftlochlappen zu Tage (Abb. 4). Auch diese dürfte römisch sein.³⁸⁾ Die Kunststraße führt, dem Talverlauf entsprechend, zwangsläufig nach Waldhausen. Östlich von diesem Ort könnte sie am Hangfuß nach Norden Richtung Wolterdingen ins Bregtal abgelenkt sein. Dies ist zu vermuten, da bereits die Hüfingen bedienende, südlich verlaufende Hauptverbindung existierte. Die Absicht bei der Planung dieser Nord-Ost-Abzweigung wäre somit gewesen, den sich nach Osten schiebenden, vermoorten Bergausläufer zu umgehen. Im Zusammenhang einer dichter werdenden römischen Besiedlung der Baar wird dann eine Verbindung von Waldhausen nach Bräunlingen hergestellt worden sein, die von dort nach Hüfingen weiterführte (Abb. 8). Alle diese Straßen werden in römischer Zeit jedoch nur eine untergeordnete zivile Bedeutung gehabt haben.

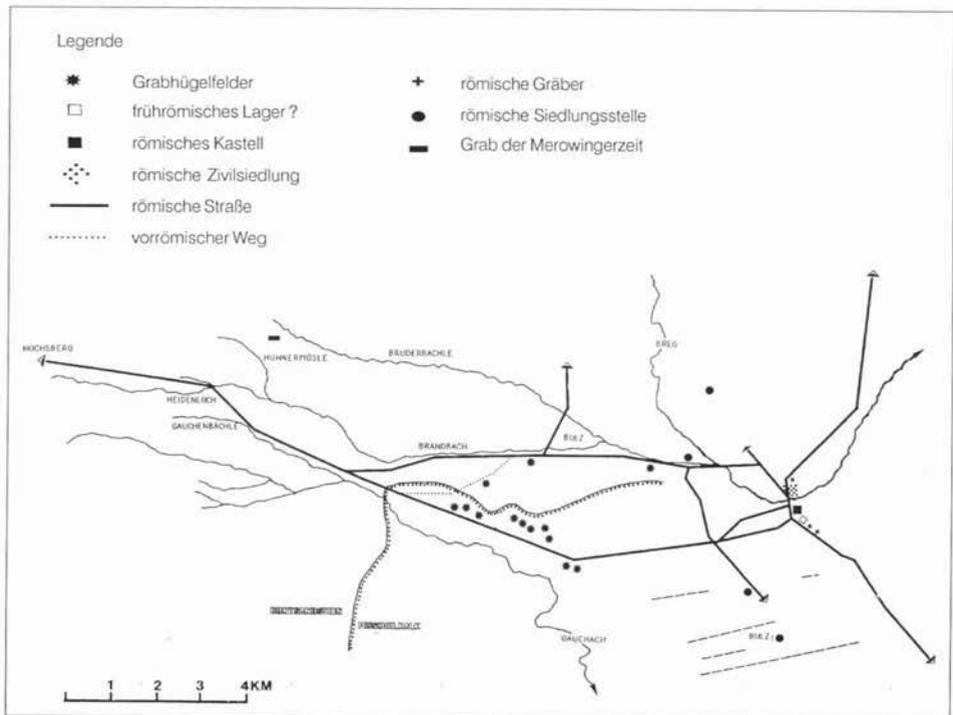


Abb. 8 Mögliches römisches Straßennetz im Raum Bräunlingen-Hüfingen.

Der heutige Zustand dieser Brändbachtaltrassierung, die, nach der sorgfältigen Vermessung zu urteilen, sicher auch als entsprechende Straße ausgebaut war, erweckt den Eindruck einer absichtlichen Zerstörung. So ist sie stellenweise durch große Felsblöcke gesperrt und talwärts an- und abgegraben. Dieser Beobachtung entspricht nach Ansicht des Verfassers folgender historischer Zusammenhang: Es handelt sich hierbei um das Relikt des 1384 erstmals urkundlich erwähnten „herweg“.³⁹⁾ Dieser wurde während der „Lupfenschen Fehde“ (1411 - 1417) zerstört, als die Zugänge zur Kirnburg blockiert werden sollten.⁴⁰⁾ Eine solche Schädigung ließ sich am effektivsten an einer Hangtrasse bewerkstelligen.

Die eigentliche Aufmerksamkeit gilt jedoch der Kirnburg, die mit hoher Wahrscheinlichkeit aus der Zähringischen Erbmasse in die Hände der Fürstenberger gelangte.⁴¹⁾ Ihre Positionierung zeigt eindeutig die Aufgabe, sowohl die unmittelbar zu ihren Füßen gelegene römische Brändbachstraße als auch die in ca. 1000 Metern am südlichen Horizont vorbeiziehende, ehemals römische Hauptstraße nach Hüfingen optimal zu beherrschen. Diese Funktion der Wegekontrolle teilte sie mit anderen Zähringer Burgen⁴²⁾ wie zum Beispiel der Feste Zindelstein und der Warenburg. Die Konzeption der Herzöge, die entscheidenden Schwarzwaldanstiege militärisch zu sichern, zeigt sich wohl am eindeutigsten an der Lage der Burg Falkenstein im Höllental.⁴³⁾ Die Aufgabe, den südöstlichen Schwarzwald eintritt zu decken, übernahm hingegen die Kirnburg. Somit läßt sich folgern, daß diese gesamte Strecke über den Schwarzwald noch bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts begangen wurde und die wichtigste Verkehrsachse über den Schwarzwald darstellte. Es entwickelten sich über diese Straße auch die Beziehungen zwischen St. Märgen und Hüfingen,⁴⁴⁾ die indirekt den frühesten urkundlichen Beleg für die Existenz dieser Verbindung darstellen. Ebenso lieferte der auf altreichenauesischem Gebiet gelegene Hof „Sigbozrüte“, der heutige Großhof, auf dieser Straße bis 1331 seinen Zehnt nach Bräunlingen.⁴⁵⁾

Den Zähringern stand folglich eine noch funktionierende Verbindung zwischen dem Raum Bräunlingen/Hüfingen und dem Breisgau zur Verfügung. Gerade dieser Befund definiert indirekt auch die ursprüngliche Aufgabe des Höllentalweges. Ein für Fahrzeuge benutzbarer Weg ließ sich in diesem Tal nur mit aufwendigen Baumaßnahmen anlegen. Diese sind jedoch nicht von den Römern durchgeführt worden. Eine Parallele zu der oben beschriebenen Verbindung vom Dreisamtal durch das Höllental über Löffingen nach Hüfingen zu postulieren, hieße, die Bedeutung, die die Römer diesem Raume beimaßen, zu überschätzen. Vom Breisgau ausgehend gab es für die Römer auch südöstlich keine Attraktiva, die eine solche Baumaßnahme plausibel erscheinen lassen würden. Den Intentionen der Zähringer hingegen entsprach eine solche Süd-Ost-Orientierung nach Schaffhausen oder St. Blasien.⁴⁶⁾ Die Öffnung des Höllentales diente somit primär einer Wegeverbindung, die über Titisee nach Saig und Lenzkirch zu den oben genannten Klöstern und in den Bodenseeraum führte.⁴⁷⁾

Mit der Gründung der Städte Neustadt (1275) und Vöhrenbach (1244) und mit dem Ausbau der Urachtalstraße⁴⁸⁾ setzen die Fürstenberger deutlich andere Akzente⁴⁹⁾ (Abb. 2). Es werden nun zwei Routen institutionalisiert, die eine direkte nördliche und eine direkte südliche Verbindung zwischen der Baar und dem Breisgau gewährleisten. Die römische Schwarzwaldüberquerung war der Konkurrenz dieser beiden Straßen nicht mehr gewachsen. Der Niedergang der mittleren Spange läßt sich auch an der geringer werdenden Bedeutung ablesen, die die Fürstenberger der Kirnburg beimaßen.⁵⁰⁾ Eine ehemals wichtige Fernverbindung hatte seit dem 15. Jahrhundert ihre ursprüngliche Aufgabe gänzlich eingebüßt. Sehr deutlich spiegelt sich dieser Befund auch in den fossilen Wegespuren. Diese stellen sich vom „Höchstberg“ bis zum „Fernhof“ als nur schwach eingedellte, jedoch bis zu 40 Meter breite Mulden dar. Auf der Höhe des „Fernhofes“ vereinigt sich der Weg mit der von Osten kommenden Urachtalstraße, und es finden sich nun bis ins Dreisamtal durchgängig die tief eingefahrenen, mehrspurigen Fahrinnen, die Zeichen einer intensiven Nutzung sind.

Alle Wege, die sich seither zwischen Hüfingen/Bräunlingen und dem Höchst/Ober-eisenbach entwickelt haben, hatten nur noch lokalen Charakter und konnten sich nie mehr zu einer wirklichen überregional bedeutenden Schwarzwaldüberquerung entwickeln.

Anmerkungen

- ¹⁾ Die Bezeichnungen „Altstraßen - Altwegeforschung“ werden im folgenden synonym verwendet. Die ältere Forschung verwendete den Begriff „Altweg“ meist für vorgeschichtliche, „Altstraße“ hingegen für römische und jüngere Wege.
Eine Einführung und Übersicht der Literatur zum Thema Altstraßenforschung findet sich bei: SCHAAB, M.: Geleitstraßen um 1550, Beiwort zu Karte X, I des Historischen Atlas von Baden-Württemberg.
Die Literatur zum Thema Altstraßenforschung bezieht sich meist auf einzelne rechtliche, technische, wirtschaftliche oder kulturgeschichtliche Aspekte innerhalb eines eng begrenzten zeitlichen und regionalen Rahmens. Als wissenschaftliches Desiderat muß das Fehlen einer allgemeinen Darstellung der Altstraßenforschung bezeichnet werden, die Grundlagenforschung mit einem methodischen Ansatz und die praktische Anwendung mit der historischen Analyse verbindet. Auch fehlt bisher für den südwestdeutschen Raum eine sorgfältige Bestandsaufnahme alter Verkehrszüge, wie sie beispielhaft für Südbayern vorliegt: SCHWARZ, K.: Archäologisch-topographische Studien zur Geschichte Frühmittelalterlicher Fernwege und Ackerfluren im Alpenvorland zwischen Isar, Inn und Chiemsee, Materialhefte zur Bayrischen Vorgeschichte Reihe A, Band 45, 2 Bde., 1989.
- ²⁾ Die hier genannten Merkmale sind als der kleinste gemeinsame Nenner aller römischen Straßen zu verstehen. Im einzelnen unterscheiden sie sich, was sowohl Breite als auch den Aufbau des Straßenkörpers betrifft, stark voneinander.
Der bei STATIUS, *Silvae* IV 3,40, deutsche Übersetzung von HEBICHT, R., Papinius Statius, *Silvae* (1902), geschilderte Bau einer domitianischen Straße muß unter idealtypischen Gesichtspunkten betrachtet werden und läßt sich nur selten in den Randprovinzen in dieser Form archäologisch nachweisen.
Zur Technik des römischen Straßenbaus: CHEVALLIER, R.: *Roman Roads*, London 1976, S. 86 ff. – HEINZ, W.: Straßen und Brücken im Römischen Reich, in: *Antike Welt*, hrsg. von FELLMANN, R., Sondernummer 1988, S. 41 ff. – SCHNEIDER, H.-C.: *Altstraßenforschung*, Erträge der Forschung, Bd. 170, Darmstadt 1982, S. 29 ff.
Die Stellung der Straße im römischen Rechtswesen betrachten: PEKARYT, T.: *Untersuchungen zu den römischen Reichsstraßen*, in: *Antiquitas* 1, Reihe 1, Bd. 17 (1968). – RADKE, G.: *Viae publicae romanae*, Stuttgart 1971.
- ³⁾ Formschatz und Genese mittelalterlicher bis neuzeitlicher Hohlwege sind systematisch erfaßt bei DENECKE, D.: *Methodische Untersuchungen zur historisch-geographischen Wegforschung im Raum zwischen Solling und Harz*, Göttingen 1969, S. 51 ff.
- ⁴⁾ HERTLEIN, F.: Art, Naturgeschichte und Kennzeichen unserer Römerstraßen, in: *Fdbsch. N.F.2* (1942), S. 53 ff. Hertleins Aufsatz zeichnet sich aus durch eine bis heute gültige differenzierte und sorgfältige Analyse der aktuellen Erscheinungsbilder und Erkennungsmerkmale römischer Straßen. Der Linienführung wird bei der Identifizierung einer römischen Straße zentrale Bedeutung beigemessen.
Vergl. auch die römischen Straßenführungen in WOLFF, G.: *Die südliche Wetterau in vor- und frühgeschichtlicher Zeit*, Mit archäologischer Fundkarte, Frankfurt 1913, S. 19-47.
Die Geradlinigkeit ist immer in einem größeren Maßstab zu betrachten. Kleine Unregelmäßigkeiten können sowohl durch die Topographie bedingt sein, wie auch durch Nachlässigkeiten beim Vermessen der Trasse oder mit einem agrimensurischen Verfahren in Verbindung gebracht werden, wie ULRICH, F.: *Recherches sur la méthode de tracé des routes romaines*, *Latomus* 22 (1963), S. 157 ff. annimmt.
- ⁵⁾ Vor allem für Verbindungen regionalen Charakters gilt diese Beobachtung. Deutlich nachvollziehbar im Osten an dem Allmendweg von Donaueschingen nach Hubertshofen zwischen Brugg und Hubertshofen - auf Blatt 36 des Topographischen Atlas über das Großherzogtum Baden von 1844 wird dieser Weg fälschlicherweise als Römerstraße bezeichnet - oder der Fischersteige im Urachtal, im Westen an den spätmittelalterlichen Aufgängen Ibbental - St. Peter und Wagensteigal - St. Märgen.
FALLER, A.: *Zur Geschichte der Wagensteigstraße nach St. Märgen*, in: *Geschichte St. Märgens - St. Märgener Geschichte* n, Schriftenreihe des Schwarzwaldvereins St. Märgen, Bd. 1, 1988. – SCHAUFLEDER, H.-H.: *Die Schlacht bei Freiburg im Breisgau*, Freiburg 1980, S. 104 ff.
- ⁶⁾ HERTLEIN, F.: a.o.O. S. 62.
- ⁷⁾ DENECKE, D.: *Straßen und Wege im Mittelalter als Lebensraum und Vermittler zwischen entfernten Orten*, in: HERRMANN, B. (Hrsg.): *Mensch und Umwelt im Mittelalter*, Stuttgart 1986, S. 214.
Gesondert zu betrachten sind die Wegeverhältnisse in den Alpen. Dazu die umfassende und kenntnisreiche Publikation: PLANTA, A.: *Verkehrswege im alten Rätien*, 4 Bde., Chur 1990.
- ⁸⁾ HERZIG, H.: *Probleme des römischen Straßenwesens: Untersuchungen zu Geschichte und Recht*, in: TEMPORINI, H. (Hrsg.): *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt*, Berlin 1974, S. 633 ff.
- ⁹⁾ Dieser Ansatz wird von K. HUMPERT im Rahmen des SFB 230 der Universität Stuttgart verfolgt. Exemplarisch werden die dort gewonnenen Erkenntnisse am Beispiel der Schwarzwaldübergänge überprüft.
- ¹⁰⁾ SPINDLER, K.: *Die frühen Kelten*, Stuttgart 1983, S. 72 ff.
- ¹¹⁾ WAGNER, E.: *Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamanisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden. I: Das badische Oberland* (1908), Blatt II. – BITTEL, K., KIMMIG, W., SCHIEK, S.: *Die Kelten in Baden-Württemberg*, Stuttgart 1981, S. 274 ff.

- ¹³ NÄGELE, E.: Die römische Station auf dem Brandsteig bei Röttenberg OA Oberndorf, in: *FdbaSchw* 17, 1909, S.39 u.50 ff.
- ¹⁴ FINGERLIN, G.: Römerzeit und frühes Mittelalter, in: *Breisgau-Hochschwarzwald*, Freiburg 1980, S. 112.
- ¹⁵ PARET, O.: Die Römer in Württemberg, Bd. 2: Die Straßen und Wehranlagen des römischen Württemberg, Stuttgart 1930, Kartenbeilage Südliche Hälfte. – PLANCK, D.: Das Straßennetz, in: *FILTZINGER, PLANCK, CÄMMERER: Die Römer in Baden-Württemberg*, 3, Stuttgart 1986, S. 145 ff. (im folgenden: *RiBW*). Zum Kinzigtal finden sich dort unter dem Stichwort Schenkenzell - Brandsteig weitere Literaturangaben. – FINGERLIN, G.: Vom Hochrhein zur Donau. Archäologische Anmerkungen zu einer wichtigen Römerstraße, in: *ArchNaB* 32, 1984, S.3ff. – *FILTZINGER, P.*: Die militärische Besitznahme durch die Römer, Blatt III des Historischen Atlas von Baden-Württemberg, Stuttgart 1978.
- ¹⁶ Diese Auseinandersetzung ausführlich darzustellen, würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, finden sich zu diesem Thema doch über 50 wissenschaftliche Stellungnahmen. Die Vermutung, daß die römischen Siedlungen Riegel und Hüfingen durch eine im Glottertal aufsteigende Straße verbunden waren, wurde bereits 1825 von *SCHREIBER, H.*: Über die neuentdeckte römische Niederlassung zu Riegel im Breisgau, Freiburg 1825, S. 9 ff., ausgesprochen. Seither wogte dieser Streit, mal zwischen Befürwortern dieser Strecke, die jedoch unterschiedliche Trassierungen verfochten, (*SCHUMACHER, K.*: Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis ins Mittelalter, II, Die römische Periode, Mainz 1923, S. 157 ff. – Ders.: a.o.O. III: Die merowingische und karolingische Zeit, Mainz 1925, S. 311 ff. – *REVELLIO, P.*: Der Obergermanisch-Raetische Limes des Römerreiches B, Band V, 2, Nr. 62a, Kastell Hüfingen, 1937, S. 4 ff. – Ders.: *Bad Fb.* 2 (1929-1932), S. 255. – Ders.: Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, Villingen 1964, S. 36. – *HERTLEIN, F.*: Klassikerstellen zur Archäologie, in: *Germania* 10, 1926, S. 126 ff.), mal zwischen grundsätzlich Bejahenden und rigoros Ablehnenden. – *KRAFT, G.*, in: *Badische Heimat* 16 (1929), S. 31. – *STÄHELIN, F.*: Die Schweiz in römischer Zeit, 3, 1948, S. 31, Anm. 1. In neuerer Zeit haben sich *NIERHAUS, R.*: Römische Straßenverbindungen durch den Schwarzwald, in: *BadFdb* 23 (1967), S. 117 ff., und *ASSKAMP, R.*: Das südliche Oberrheingebiet in frühromischer Zeit, Stuttgart 1989, S. 167 ff., gegen die Existenz einer solchen Straße ausgesprochen. Demgegenüber wies seit der Entdeckung des Claudischen Kastells in Riegel *FINGERLIN, G.* in: *RiBW*, S. 505, immer wieder auf deren Notwendigkeit hin.
- ¹⁷ *HUMPERT, J.*: Eine römische Straße durch den Schwarzwald, in: *ArchNaB* 45 (1991), S. 19 ff.
- ¹⁸ Die westlichen Schwarzwaldanstiege werden a.a.O. gesondert vorgestellt werden.
- ¹⁹ Zur Geschichte der Wagensteige: *STÜLPNAGEL, W.*: Aus dem Wagensteigtal, Alte Straße und Metzgerbauernhof, in: *Schauinsland* 93 (1975), S. 101 - 106.
- ²⁰ Als Quellfluß der Dreisam wurde der heutige Wagensteigbach betrachtet. Schon 1397 im Zartener Dingrodel und noch 1662 in einer Grenzbeschreibung des Klosters St. Peter: „Bernhaptent...bei dem Ursprung der Treisamen.“ Zitiert nach: *HASELIER, G.* (Hrsg.): *In marcha Zardunese, Geographie und Geschichte des Zartener Beckens*, Karlsruhe 1966, S. 120.
- ²¹ Vergl. *HUMPERT, J.*: wie Anm. 16, Abb. 8. Ein vorgeschichtlicher Abzweig von der Widiwanderhöhe über Winterberg nach Bregbach und von dort in den Raum Villingen wäre denkbar, zumal sich auf der Kammlage zwischen Urach- und oberem Schollachtal auch schwache Wegespuren finden. Mit dieser Beobachtung würde sich auch die Feststellung von *KLEIBER, W.*: Aspekte und Probleme der römisch-germanischen Kontinuität, Stuttgart 1992, S. 21, Anm.62, decken, der den Flußnamen Schollach aus dem Lateinischen „scala“ (= Treppe, Leiter, Stiege) ableitet.
- ²² Geologische Karte 1: 25 000 von B - W, hrsg. v. Geologischen Landesamt B - W, Blatt 8015.
- ²³ *REICHELT, G.*: Über die Vegetationsentwicklung der Baar während der Vor- und Frühgeschichte. *Schr.d.Ver.f. Gesch.u.Natgesch.d.Baar* 27 (1968), S. 71.
- ²⁴ *FINGERLIN, G.*: Dangstetten I, Katalog der Funde, Stuttgart 1986, S. 251, Abb.53.
- ²⁵ Ders.: Küssaberg-Dangstetten, in: *RiBW*, S. 380. – Ders.: Geomagnetische Prospektion an einem ungewöhnlichen Holzbau römischer Zeit in Hüfingen, in: *ArchAusBW* 1990, S. 97.
- ²⁶ Ders.: Sasbach, in: *RiBW*, S. 534 ff. – Ders.: Keltenstadt und Römerlager: Der Limberg bei Sasbach (II), in: *ArchNaB* 15 (1975), Abb. 7.
- ²⁷ *ASSKAMP, R.*: Das südliche Oberrheingebiet in frühromischer Zeit, Stuttgart 1989, S. 113 ff.
- ²⁸ *HUMPERT, J.*: wie Anm. 16, S. 30 ff. Mit der Aufgabe des Lagers Riegel geht die primär militärisch begründete Notwendigkeit einer kurzen Nord-West-orientierten Verbindung verloren. Der zivile römische Verkehr wird vorerst wieder die Wagensteige als Hauptaufstieg verwendet haben. Die Herausbildung des politischen und wirtschaftlichen Schwerpunktes um Rottweil und der Bau der Kinzigaltalstrecke minderten die Bedeutung der Wagensteige nochmals, da nun der von Süden kommende Verkehr durch das Elztal eine direkte Verbindung zur Kinzigaltalstraße suchte.
- ²⁹ Auffällig der Flurname „Bulz“ (Hausen v.W.), „Auf der Bulz“ (Bräunlingen) und „Bulzäcker“ (Löffingen). – *OTT, H.*: Die Burg Zähringen, in: *SCHMID, K.* (Hrsg.): *Die Zähringer, Sigmaringen* 1986, S. 15, vermutet römischen Ursprung.
- ³⁰ Vergl. Anm. 21. Eine planmäßige Trockenlegung der vernähten Waldgebiete setzt erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ein. Auf den Distrikt „Klosterwald“ bezieht sich die Untersuchung von *WOHLFAHRT, E.*: Distrikt Klosterwald, in: *Schriftenreihe der Landesforstverwaltung B - W* 7 (1960). Aufgrund vergleichbarer Standortbedingungen läßt sich diese Untersuchung auch auf den nördlichen Höhenrücken zwischen Höchst und Bräunlingen übertragen.
- ³¹ Geologische Karte 1: 25 000 von B - W, hrsg. v. Geologischen Landesamt B - W, Blatt 8016.
- ³² *WEBER, G.*: Neue latènezeitliche Funde aus Villingen, in: *ArchNachB*, 44 (1990), S. 6.
- ³³ Die Karte gibt nur die Grabhügel wieder, die im Rahmen der „Listenerfassung aller archäologischer Kulturdenkmäler“ vom LDA Freiburg aufgenommen wurden. Weitere Grabhügel sind verzeichnet von *KETTERER, E.*: Vorgesichtliche Bodendenkmale im Raum Löffingen, in: *Schr.d.Ver.f.Gesch.u.Natgesch.d.Baar* 37 (1990), S. 19.

- ³²⁾ Schr.d.Ver.f.Gesch.u.Natgesch.d.Baar 20 (1937), S. 183 ff., und BadFundB 14 (1938), S. 17.
- ³³⁾ DENECKE, D.: Untersuchungen, wie Anm.3, S. 129 ff.
- Wenn man diese Beobachtung zugrunde legt, läßt dies auf einen vorgeschichtlichen Abzweig von dieser Haupttrasse in östlicher Richtung etwa im Verlauf der „Alten Straße“ schließen. Die Grabhügelgruppe im Gewann „Lettengrube“ ist mit ihrer Schauseite nach Norden orientiert. Sie konnte nur von einem Weg eingesehen werden, der unmittelbar nördlich daran vorbeiführte. Vergl. Abb. 8. Die Lage der Grabhügelgruppe auf dem „Kapf“ hingegen zeigt eindeutig, daß der Hauptweg hier südlich vorbeigezogen sein muß.
- ³⁴⁾ FINGERLIN, G.: Ein interessanter Einzelfund der späten Merowingerzeit aus Dittishausen, Gemeinde Löffingen, Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1991, S. 227 ff.
- ³⁵⁾ BORGOLTE, M.: Besitz- und Herrschaftsverbindungen über den Schwarzwald in der Karolingerzeit, in: SCHMID, K. (Hrsg.): Kelten und Alemannen im Dreisamtal, Bühl (B) 1983, S. 77 ff.
- ³⁶⁾ REVELLIO, P.: Alamannengräber im Bräunlinger Gemeindewald, in: Schr.d.Ver.f.Gesch.u.Natgesch.d.Baar 14 (1920), S. 142 ff.
- ³⁷⁾ Der Gewannname „hiener Moesle“ findet sich auf: Grundris der vorderoesterreichischen Stadt Preunlingen von J. HIENERWADEL, 1781, Stadtarchiv Bräunlingen.
Möglicherweise wurden zu einem nicht bekannten Zeitpunkt noch weitere Gräber aufgedeckt. Der Bestandteil „Hühner“ in einem Flurnamen ist des öfteren eine Verballhornung von Hunnen, d.i. Heide / alter Mensch.
- ³⁸⁾ Vergl. GAITZSCH, W.: Römische Werkzeuge, Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands Nr. 19, Stuttgart 1978, S. 21 und Abb 22. Ferner: Saalburg Jahrbuch 39 (1983), Tafel 2.
- ³⁹⁾ RECH, F.: Beiträge zur Geschichte der Stadt Bräunlingen, Schr.d.Ver.f.Gesch.u.Natgesch.d.Baar 8 (1893), S. 100. Erst diese Urkunde, die von „Walthusen uf dem herweg“ spricht, erlaubt es, die Lage des Weges eindeutig zu bestimmen.
Bereits 1290 ist in einem Zinsrodel der Kirche Löffingen ein „agro in horgassum“ (FUB V. 244, S. 213) erwähnt. Dieser könnte in der Umgebung des Dorfes Weiler an der römischen Straße gelegen haben. Weitere Belege urkundlicher Erwähnung des „herweg“ a.o.O. und bei BADER, K.S.: Kürnburg, Zindelstein und Warenburg, in: Schauinsland 64 (1937), S. 122.
- ⁴⁰⁾ „sy hand die weg verschlagen von Kürnberg heruß daz man weder Korn noch hoe heruß bringen mag“, FUB III.83, S. 67 ff.
- ⁴¹⁾ BADER, K.S.: Kimburg, a.o.O., S. 93 ff.
- ⁴²⁾ Ebd.
- ⁴³⁾ SCHÄFER, A.: Die Höllentalstraße, in: HASSINGER, E., MÜLLER, J., OTT, H. (Hrsg.): Geschichte, Wirtschaft, Gesellschaft, Berlin 1974, S. 111 ff.
Der Bau der Burg wird um 1100 angesetzt. Diese beherrscht jedoch nicht nur die zu ihren Füßen liegende Höllentalstraße, sondern auch den Zugang über den Nesselachen nach Breitnau.
- ⁴⁴⁾ VETTER, A.: Hüfingen, Hüfingen 1984, S. 53 ff.
- ⁴⁵⁾ IRTENKAUF, W.: Über Wege- und Straßenverhältnisse auf dem Eisenbacher Höchsten, in: Schr.d.Ver.f.Gesch.u.Natgesch.d.Baar 28 (1970), S. 328 ff. Hier wird jedoch die Waldstraße noch als Verbindung betrachtet.
- ⁴⁶⁾ BÜTTNER, H.: Die Zähringer im Breisgau und Schwarzwald während des 11. und 12. Jahrhunderts, in: Schauinsland 76 (1958), S. 8.
- ⁴⁷⁾ SCHÄFER, A.: a.o.O., S. 125 ff.
- ⁴⁸⁾ Ein Weg durch das Urachtal wird im Zusammenhang mit den Talrodungen bereits Mitte des 13. Jahrhunderts angelegt worden sein. Zur Freiburg und Villingen verbindenden Straße wurde er jedoch erst nach 1310 ausgebaut. – RODER, Ch.: Die Verkehrswege zwischen Villingen und dem Breisgau, in: Z.f.d.G.O. 83 (1890), S. 505.
- ⁴⁹⁾ BADER, K.S.: Beiträge zur älteren Geschichte der Stadt Vöhrenbach, Vöhrenbach 1965, S. 18.
- ⁵⁰⁾ Ders.: Kimburg a.o.O., S. 101 ff.

Das Donaueschinger Ried und seine Gewässer in historischer Zeit

von Günther Reichelt
mit 8 Abbildungen und 2 Farbtafeln

Einleitung

Großmaßstäbige Kartierungen der Vegetation und zum Hochwassergeschehen für das „Pilotprojekt Biotopvernetzung Riedbaar“ haben nebenbei ergeben, daß die im Ried zwischen Donaueschingen und Pfohren fließenden Gewässer mehrfachen Veränderungen ihres Laufs unterworfen waren. Systematische Analysen von Luftbildern (1927, 1973, 1990) erlaubten eine ziemlich vollständige Rekonstruktion des Gewässernetzes, welches das Donaueschinger Ried mehr oder weniger vagabundierend durchzogen hat. Zahlreiche dieser Veränderungen sind die Folge des wiederholten Klimawandels während des jüngsten Abschnitts unserer geologischen Geschichte, des Quartärs. Der Verfasser berichtet an anderer Stelle darüber (REICHELT, 1993). Aber noch in historischer Zeit erfolgten solche offenbar naturbedingten Flußverlegungen. Dazu treten zahlreiche menschliche Eingriffe; sie haben die Natur des Donaueschinger Rieds nahezu vollständig verändert. Es ist vielleicht nützlich, die sehr verstreuten Daten hierzu zusammenzutragen.

Die Bezeichnung „Donaueschinger Ried“ ist zwar nicht ortsüblich und ursprünglich, hat sich aber seit RIEZLERS „Geschichte von Donaueschingen“ (1872) ausgebreitet und wird in wissenschaftlichen Arbeiten fast ausschließlich anstelle der Namen „Pfohrener Ried“, „Großes Ried“ oder „Donauried“ verwendet. Die im Text gewählten Bezeichnungen wie „Haberfeld-Breg“, „Riedgraben-Breg“, „Grund-Breg“ oder „Park-Breg“ sind Kürzel für sonst umständliche Beschreibungen.

1. Schriftliche Quellen

Natürlich bedingte Verlegungen der *Brigach* sind weder aus historischer Zeit bekannt noch – den Luftbildern zufolge – davor über das normale Mäandrieren hinausgegangen. Vielmehr ist ihr Lauf und derjenige der Brigach/Donau bis Pfohren schon seit Jahrtausenden ziemlich fixiert. Lediglich einige hundert Meter vor Pfohren verlief die *Donau* zeitweise und wohl noch um 1610 im Großen Bulzengraben; sie unterhielt auch einen Arm im Kleinen Bulzengraben (DITTRICH u. BOHLEN, 1993).

Natürliche Verlegungen der *Breg* sind hingegen mehrfach belegt. Aus den Donaueschinger Urbarien von 1584, 1661 und 1684 geht hervor, daß es eine „alte Breg“ (Pregin, Brega, Brege) gab, welche in der „Ganswiese“ floß und sich östlich der seitherigen Mündung („Haberfeld-Breg“) mit der Brigach vereint hat (HUND, 1933, S. 241 f.). Die ein Jahrhundert umfassenden Quellen betreffen dem Wortlaut nach sicher die gleiche „alte Breg“. Leider ist die „Ganns-“ oder „Ganswiese“ als Flurname verschwunden und kann nur noch ungefähr, nämlich als im großen Gewann „Grund“ liegend, bestimmt werden.

Es ist zunächst nicht erkennbar, ob es sich um die „Riedgraben-Breg“ handelt, welche wahrscheinlich in den älteren Karten (seit 1610) abgebildet wird (s. unten) oder um eine spätere, etwas weiter westlich verlaufende „Grund-Breg“, die sich markant auf Luftbildern erkennen läßt. Das ist aber mit Hilfe des Urbars von 1793 zu entscheiden, wo sowohl die „alte Breg“ als auch der „Banngraben“ gegen Pfohren und Allmendshofen erwähnt wird (F.F. Archiv, 1904, S. 248). Letzterer ist der Riedgraben, entspricht also dem Unterlauf der ältesten, wohl noch mittelalterlichen Breg des Luftbildes (Abb. 2), so daß die „alte Breg“ der Urbarien

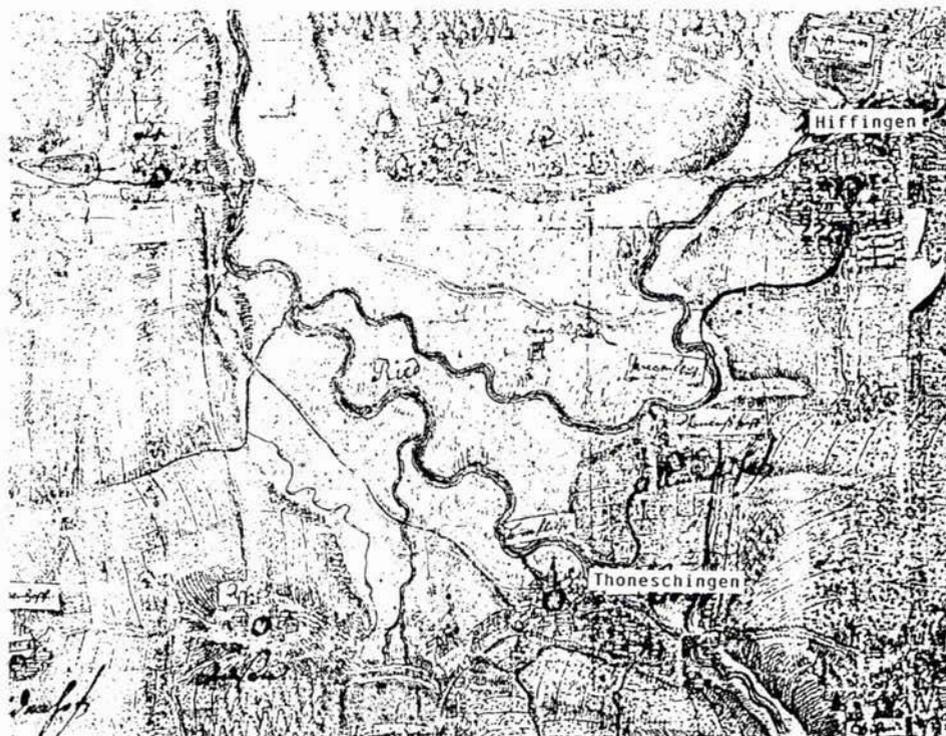


Abb. 1 Das Donaueschinger Ried um 1610. Ausschnitt aus der nach S orientierten „Großen Landtafel der Baar“. Die Breg vereinigt sich erst bei Pfohren mit der Donau. Die Donau verläuft wahrscheinlich noch im „Großen Bulzengraben“.

weiter westlich, vermutlich beim „Winkel“ im Gewann „Grund“, mündete. Bezeichnenderweise bedeutet „Grund“ ein (z.B. auch von Gewässern) eingeschlossenes Tal. Wann der Riedgraben, die älteste Breg und zugleich Bannngrenze, begradigt wurde, ist nicht bekannt, jedenfalls nach 1793 (vgl. Abb. 3 und 10). Spätestens zu diesem Zeitpunkt galt die „Riedgraben-Breg“ offenbar nicht mehr als Fluß, sondern als „Graben“.

Ferner geht aus Prozeßakten der Jahre 1793-1796 hervor - die Gemeinden Hüfingen und Allmendshofen klagten gegeneinander wegen der Errichtung eines Hochwasserdammes an der Bannngrenze seitens der Allmendshofener Bürger -, daß die Breg auch zwischen Hüfingen und Allmendshofen im 17. Jh. unterhalb der Hüfinger „Unteren Kälberweide“ in einem weiten Bogen nach W auf die Schächerkapelle an der alten Landstraße zu verlief und erst auf der Allmendshofener Seite sich wieder in den allgemeinen Trend nach Nordosten einfügte (Farbige Karte mit Beschreibung v. KRAUSS ?, 1795).

Ähnlich erging es der Donau bei Pfohren. Sie verlief im 17. Jh. im heutigen Großen Bulzengraben, wird auf der Pfohrer Bannkarte von 1760 noch deutlich als breiter Arm der Donau dargestellt (vgl. DITTRICH u. BOHLEN, 1993) und verkommt 100 Jahre später zum Großen bzw. Kleinen Bulzengraben (Bulzen = „Weidengebüsch“, auch „Damm“ oder „Wasserlauf“).

S.v. BIRKEN (1664) schreibt, daß sich die Breg hinter Allmendshofen „unterhalb der Brige hinabkrümmt, bis sie beym Dorf Pfora in die Donau fällt“ (2. Aufl. 1684, S. 8f.). Das ist bezüglich der Krümmung bemerkenswert, weil zu seiner Zeit die neue Breg schon durchs Haberfeld verlief und nicht bei Pfohren, sondern schon vor der Pfohrer Gemarkungsgrenze mündete, also eine so auffallende „Hinabkrümmung“ nicht mehr zeigte. Auch die „Große Landtafel“ von 1610, die genau dieses Bild vermittelt, stimmt eigentlich nicht mehr; es sei



Abb. 2 Luftbild von 1927 (Nr. 4787, 21. 9. 1927, Strähle-Luftbild KG, Schorndorf); etwa gleiche Blickrichtung wie Abb. 1. Der Zusammenfluß von Brigach und Breg erfolgt am rechten Bildrand, aber frühere Bregläufe sind im Herbsthochwasser noch sehr gut zu erkennen.

denn, die alte Breg hätte sich im Gelände noch deutlicher abgezeichnet als die neue Haberfeld-Breg. Dafür sprechen allerdings auch das Luftbild (Abb. 2) und die fast jährlichen Überflutungen bis heute. Dieses unterstellt, ist dennoch unklar, welcher der beiden alten Bregläufe gemeint ist. Die „Riedgraben-Breg“ kam zweifellos von Allmendshofen her über heute noch vorhandene Altwasser zur Donau und war im Unterlauf, wie erwähnt, spätestens 1793 zum „Banngraben“ (= Riedgraben) zwischen Allmendshofen, Donaueschingen und Pfohren geworden. Auffälliger ist im Luftbild von 1927 eine etwas spätere Breg, die wahrscheinlich identisch ist mit der in den Urbarien genannten „alten Breg“ (= „Grund-Breg“ dieser Studie). Sie ist, wie eine Analyse der Mäanderradien ergibt, eine Aktivierung fossiler Gerinne aus dem Pleistozän durch mittelalterliche Flußverlegung (REICHEL, 1993).

BUCHER (1717 bzw. 1720) schildert die Breg so, daß ihre Vereinigung nicht exakt lokalisiert werden kann. Einerseits laufen Brigach und Breg „gleich unter Donaueschingen in einem weiten Riethe zusammen“ (S. 24), andererseits schlägt er drei große Brücken vor, nämlich über die Brigach bei der Donaueschinger Sennerei, über die Breg „fast mitten im Rieth“ und bei Pfohren über die Donau. Er bemerkt dabei auch, daß die Donau „in dem weiten Rieth keinen Fall“ habe und daher viele und große Krümmungen mache und „sehr stille“ fließt. Auch erwähnt er „viele Gräben“ und „unzählige Quellen“. Streng genommen, kann eigentlich nicht die „Haberfeld-Breg“ gemeint sein, denn die liegt am westlichen Rand des Rieds. Die Angabe „fast mitten im Rieth“ läßt sich sowohl auf die „alte Breg“ („Grund-Breg“) als auch auf die „Riedgraben-Breg“ beziehen.

Um 1810 berichtet v. ENGELBERG (Mskr., F. F. Archiv), daß Brigach und Breg „etwa eine Viertelstunde unter der Residenz“ zusammenfließen. Diese Angabe ist nicht nur sehr ungenau, sie läßt auch die Tatsache außer acht, daß inzwischen mehr als eine Breg westlich der belegten „alten Breg“ besteht und insbesondere ein neuer Bregarm bei Allmendshofen entstanden ist, der um 1760 erstmals zwischen „Grasellis Taback-Mühle“ und der Brigach am „Holzfluß“ zu kanalisieren versucht wurde.

Etwas mehr berichtet hingegen RIEZLER (1872, S. 45 f.). Er schreibt, daß „der Fluß“ einen ziemlich regellosen Verlauf habe. Darum sei 1767 bzw. im Frühjahr 1768 ein großer Kanal vom Oberamt Hüfingen aus veranlaßt worden, um den Abzug des Wassers zu verbessern. Leider teilt RIEZLER nicht mit, wo er verlief. Möglich wäre dem Textsinn zufolge, daß es sich um den Riedgraben handelt, für dessen Kanalisierung dann ein Datum gefunden wäre. Umfangreich können die Arbeiten aber nicht gewesen sein, denn sie kosteten nur 1040 fl., während allein die spätere Begradigung zwischen Sennhof und Postbrücke 4200 fl. verschlang. Dem Zeitpunkt nach käme auch der sogenannte alte (Graselli-) Kanal in Frage. Er ist auf allen Plänen seit 1770 verzeichnet (vgl. BERNDT, 1909; HUND, 1933). Er entlastet einen Bregarm, der zwischen 1717 und 1767 neu entstanden sein muß und als „mit einem Arm hier zustoßende Brega“ im Urbar von 1793 erstmals erwähnt wird. BUCHER, der 1716/1717 zur Planung einer völligen Umgestaltung des Schlosses und seiner Umgebung von Fürst Anton Egon eigens aus Dresden nach Donaueschingen beordert wurde, erwähnt diesen Arm weder in Skizzen noch schriftlichen Notizen (BERNDT, 1909, S. 6 f.).

Daß sich dieser indessen noch weiter vergrößerte, geht aus RIEZLER (1872) hervor. Er berichtet, daß der 1768 angelegte Kanal keine Verbesserung des Wasserabzugs gebracht habe; vielmehr hätten die Ärzte REHMANN und ENGELBERGER 1797 und erneut 1819 (vergeblich) darauf hingewiesen, daß sich das Wasser „neben dem Kanal immer mehr anhäuft“.

Allerdings steckt in dieser Mitteilung von RIEZLER ein Irrtum. Bei Nachprüfung der Akten im F. F. Archiv ergab sich nämlich, daß es sich bei dem 1767/1768 veranlaßten Abzugsgraben nicht um den „Kanal“ oder den „Riedgraben“, sondern um den neuen Weihergraben handelt, wie aus dem Schreiben des Oberamts Hüfingen (28.3.1778) zur „Verfertigung und nachmaligen Unterhaltung des neuen Weihergrabens“ hervorgeht und nochmals einem Schreiben der Regierung (14.2.1772) entnommen werden kann, das die Herstellung eines

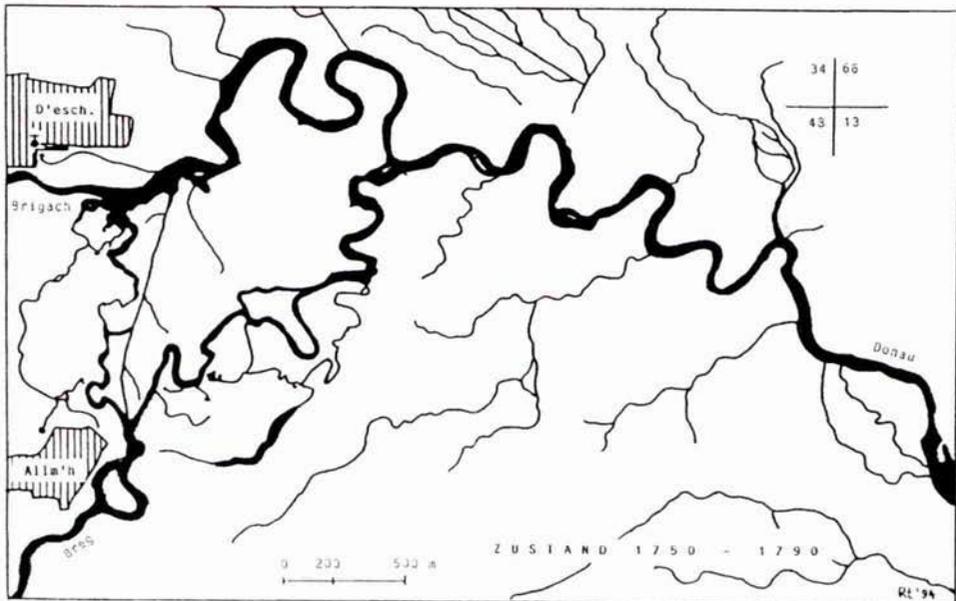


Abb. 3 Gewässer im Donaueschinger Ried um 1750-1793 anhand der Bannkarten von Pfohren (1763) und Donaueschingen (1770 u.1793) sowie der Schmitt'schen Karte von 1797.

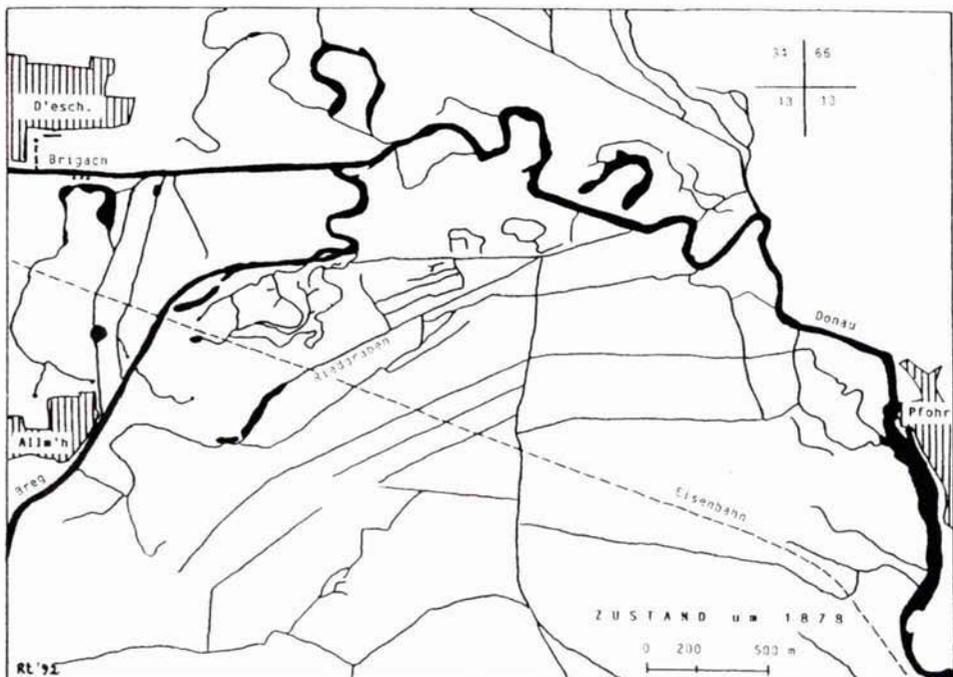


Abb. 4 Gewässer im Donaueschinger Ried um 1878 anhand der Erstaussgabe des Meßtischblattes Geisingen.

großen Grabens betrifft „zur Ableitung und Fassung der aus dem Großen Weiher beyfließenden Wasser“ zwecks Abwehr von Überschwemmungsschäden zwischen Donaueschingen und Pföhren. Demgegenüber beziehen sich die von RIEZLER berichteten Schreiben der Donaueschinger Ärzte aber eindeutig auf die Altwässer, die nach dem 1790 veranlaßten Durchstich der Brigachschlingen zwischen dem „Holzfloß“ und dem Haberfeld/Dollyplatz im Gebiet des heutigen Reitturniergeländes entstanden waren. Überhaupt erwies sich noch um 1797 dieser Durchstich oder „Durchschnitt“, der auch als „neuer Kanal“ bezeichnet wurde, als Quelle ziemlichen Ärgers, wie auch ein geharnischtes Schreiben des Frhr. v. AUFFENBERG (20.8.1797) beweist. Und noch 1813 weist Hofrat ELSÄSSER darauf hin, daß erst ein Durchstich der Breg wirksame Abhilfe schaffen könne. Dieser ließ allerdings noch rund 150 Jahre auf sich warten.

Tatsächlich zeigen alle Pläne seit 1770 eine seeartige Erweiterung an der Mündung des wohl erst im 18. Jh. entstandenen, im Urbar von 1793 erstmals erwähnten neuen Bregarmes in die Brigach. Frühere Darstellungen melden hingegen den - um 1770 etwa 120 m langen, sich in der Brigach sogar über mehrere hundert Meter erstreckenden - bis 80 m breiten See nicht, obwohl sie den weiter nördlich an der Schmeie (= Musel) gelegenen, allerdings größeren „Donaueschinger See“ (auch „Weiher“) samt seiner zwei Abflüsse (Weihergraben) recht genau wiedergeben. Er fehlt auch auf Darstellungen der Schloßumgebung (z.B. S. MÜNSTER, 1538; S. v. BIRKEN, 1684; Große Landtafel der Baar, 1610; Bräunlinger mappa, 1620; MENRAD, 1664).

Unter dem Kontingents-Offizier und späteren Hofmarschall Josef Frhr. v. AUFFENBERG wurden bis 1810 erstmals größere Pläne zur Rectifizierung von Brigach, Breg und Donau und zur Entwässerung des Rieds entworfen (s. Abb. 9). Sie stehen im Zusammenhang mit einer (letztlich gescheiterten) Landwirtschaftsreform, die von den Hofräten Frhr. v. FORTENBACH und ELSÄSSER angestrebt wurde. 1790-1793 erfolgte, durch ELSÄSSER veranlaßt,

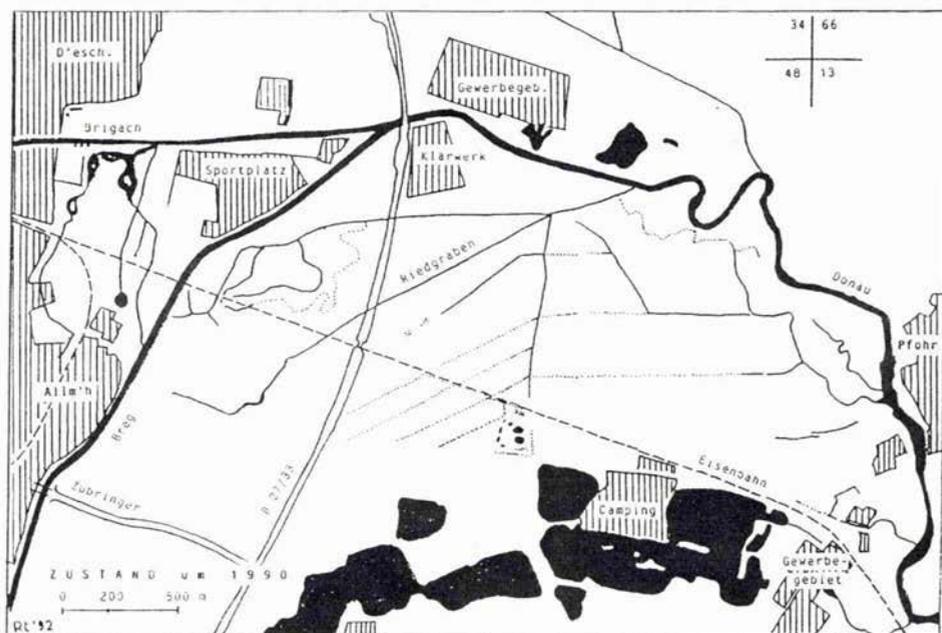


Abb. 5 Gewässer im Donaueschinger Ried um 1990. Die letzte Ausgabe des Meßtischblattes Geisingen (Berichtigungsstand 1987) wurde durch eigene Kartierung ergänzt.

eine erste Begradigung der Brigach im Bereich vor dem Schloß und der schon erwähnte erste „Durchstich“ der großen Brigach/Donau-Schlinge, welche vordem das heutige Reitgelände umfloß. Gleichzeitig wurde die Bregmündung bei deren „Hauptarm“ im Haberfeld verlegt, so daß sich Brigach und Breg seither etwa am „Dollyplatz“ vereinigen. Von diesen Arbeiten wurde auch das Donaübächle betroffen (BERNDT, 1909; HUND, 1933).

Ebenfalls im Zusammenhang mit der Landwirtschaftsreform geschah die bereits erwähnte Kanalisierung der Schmeie/Musel durchs Gewann „lange Luss“ (Luß = Sumpf, Morast), welches damals noch tiefe Wasseransammlungen („Drachenloch“, 1584-1684) aufwies; der zwischen 1767 und 1772 angelegte Kanal wird außer in den zitierten Schreiben im Urbar von 1793 als „neuer Weihergraben“ erwähnt.

Größere Veränderungen erfuhr der jüngste Bregarm („Park-Breg“) durch die Gestaltung des Schloßparks seit 1808. Ein weiterer „neuer“ Kanal wurde 1810 angelegt, der bis heute erhalten ist und den Mühlkanal aufnimmt. Er wurde um 1815 (BERNDT, 1909, zufolge: 1816) rückwärts bis zur Haupt-Breg verlängert und 1846/47 mit einem Wehr versehen. Aus dem Lauf der Park-Breg, deren alter (Graselli-) Kanal 1816 anscheinend ebenfalls eine Verlängerung bis zur Haupt-Breg erfuhr (BERNDT, 1909, Plan 2), wurde in zwei Bauabschnitten der zentrale Weiher mit dem Max-Hügel geschaffen, unter Aufnahme mehrerer starker Quellen. Später wurde auch der Brunnenbach von Allmendshofen zu einem Quellweiher (Paulinenweiher) erweitert und dem zentralen Weiher zugeführt, also seiner eigenen Mündung in die Brigach beraubt (im einzelnen s. BERNDT, 1909).

Um 1818 erfolgte die Korrektur der Brigach bis zum alten Postplatz. 1820 erhielt die vorher rechteckig gefaßte Donauquelle ihre runde Umrahmung, während das vorher bis zur Vereinigung mit der Brigach/Donau freie Donaübächle seine Verdolung erlitt. Die übrigen

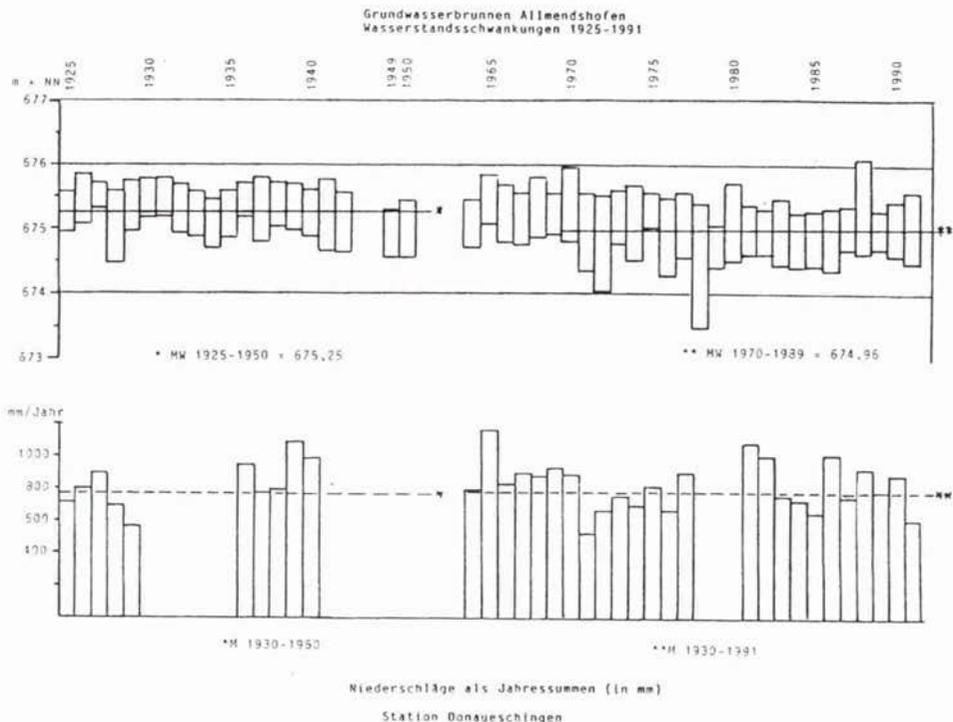


Abb. 6 Wasserstandsschwankungen und Mittelwasser im Grundwasserbrunnen Allmendshofen seit 1925 nach Daten der Landesanstalt für Umweltschutz und jährliche Niederschlagssummen von Donaueschingen nach Veröff. d. Deutschen Wetterdienstes.

Pläne AUFFENBERGS, insbesondere die Bregkanalisierung, mußten wie erwähnt noch auf ihre Verwirklichung warten.

Im Donauried wurde 1836 eine weitere Rectification der Brigach/Donau vorgenommen. Diese Mitteilung von RIEZLER (1872, S. 46) läßt unerwähnt, ob der Donaubogen beim Herrenwinkel ebenfalls bei dieser Gelegenheit durchstochen wurde. Die einzige Zeitangabe hierfür findet sich auf einem Plan des Wasserwirtschaftsamts von 1922. Dort ist als Datum des Durchstichs 1833 (? , mittlere Zahl nicht exakt lesbar) eingetragen. Jedenfalls liegt dieser Durchstich vor 1878, weil ihn die in diesem Jahr erschienene erste Ausgabe des Meßtischblattes bereits darstellt. Sicher ist, daß im Bereich der Eisenbahn um 1868 weitere Korrekturen der Breg und Brigach folgten. Auch diese wurden im Meßtischblatt von 1878 berücksichtigt (vgl. Abb. 4).

Im Zusammenhang mit dem Bau einer steinernen Brigachbrücke 1836 bemerkt RIEZLER (S. 46), daß auch das Donaueschinger Ried entwässert gehöre. Das geschah sicher erst später. Akten über die „Austrocknung des Rieds“ zwischen Hüfingen und Pfohren betreffen die Jahre 1833-1837 (Forstakten Vol. 1, Fasc. 8. „Wasserleitungen zu Hüfingen“), doch enthalten sie keine konkreten Maßnahmen. ENDRISS (1940) weist darauf hin, daß die Anlage von Gräben besonders zwischen 1848 und 1858 wegen des damals aufkommenden „Kunstwiesenbaus“, vor allem wegen der Wiesenbewässerung, interessant war. So wurden 1849 die Wiesenwäarter in Hüfingen, Hausen vor Wald und Pfohren „zu fleißiger Bewässerung angehalten“ (S. 219). Demnach wird das Grabensystem im Ried, abgesehen von den Banngräben und dem neuen Muselkanal, nicht vor 1830, vielleicht im Zusammenhang mit dem Durchstich am Herrenwinkel, angelegt worden sein. So wird z.B. erwähnt, daß Hüfingen 1838 eine Wässerungseinrichtung gebaut hat (ENDRISS, 1940, S. 221). Ganz allgemein dienten die Gräben im Ried zunächst der Bewässerung und führten erst später durch künstliche Vertiefung zur Entwässerung. Das Grabensystem liegt jedenfalls bis 1878 fest.

Weitere Entwässerungsarbeiten an Breg und Donau sowie im Ried erfolgten 1933 als Notmaßnahmen zur Arbeitsbeschaffung (HUTH, 1989, S. 211) und 1936-1940 durch den Reichsarbeitsdienst; letztere folgten offenbar einer umfangreichen Neuverteilung des Eigentums (WACKER, 1940, S. 248). Dabei wurden die Gräben vertieft, indes das Grabensystem selbst nur unwesentlich verändert. Dieses wurde vorgegeben durch die Oberflächenform des Rieds, entstanden aus Schwemmkegeln eines rißzeitlichen Sanders (REICHELDT, 1993).

Letzte, die Austrocknung fördernde Eingriffe geschahen dem Ried durch die Flurbereinigung von Donaueschingen (1978), weniger kraß durch diejenige von Pfohren (1989). Dabei wurden mit großem technischem Aufwand Entwässerungsgräben vertieft und Drainagestränge im Zehnmeterbereich eingezogen sowie Aufschüttungen erheblichen Umfangs vorgenommen. Dem Erläuterungsbericht zufolge wurden 376 ha „wegen kulturwidriger Bodennässe“ voll drainiert. Diesen jüngsten Zustand gibt Abb. 5 wieder.

Nicht unerheblich trug der seit 1970 großflächige, bis auf etwa 8-9 m niedergebrachte Kiesabbau im Ried zur Veränderung des Landschaftsbildes und des Landschaftshaushalts bei. Er führte oberhalb der Kiesseen z.B. beim Grundwasserbrunnen „Allmendshofen“ inzwischen seit 1970 zu einer Absenkung des mittleren Grundwasserspiegels um rund 30 cm und zu einer runden Verdreifachung der Tage mit Pegelstand unter dem Mittelwasser (bis 290 Tage). Der vor 100 Jahren höchstens 50 cm unter Flur anstehende Grundwasserspiegel liegt dort heute im Mittel 2 m unter Flur (Abb.6).

Die Regulierung der Breg zwischen Hüfingen und der Mündung in die Donau erfolgte in Abschnitten. Zwar wurden die westlichen Hochwasserdämme im Haberfeld wohl im Zusammenhang mit dem Bahnbau 1868 ausgeführt. Aber den Unterlauf kanalisierte die Stadt Donaueschingen erst 1951, nachdem vorher schon (unsachgemäße, daher gerügte) Ausbaggerungen während des Krieges 1939-1945 stattgefunden hatten (Akten des WWA DS). Die

nachgezogene Begrädigung der Donau unterhalb des Zusammenflusses bis zum Herrenwinkel kam überhaupt erst in den Jahren 1958-1960 (Erläuterungsbericht zur Korrektur, August 1958) zustande. Zwischen Hüfingen (Kofenweiher) und Allmendshofen erfolgte die Begrädigung und Errichtung von Dämmen sogar erst 1966-1968 (Akten des WWA DS).

2. Kartendarstellungen

Sebastian MÜNSTER studierte das Problem der Donauquelle vor Ort und zeichnete 1538 die Situation. Seine (im einzelnen unmaßstäbliche) Darstellung läßt die Breg bei Pfohren in die Donau münden. Auf die Frage des Donauursprungs fixiert, läßt er den Allmendshofener Bach und weitere kleine Zuflüsse unberücksichtigt.

Die große Landtafel der Baar (1610 oder 1618) eines noch unbekanntes Autors zeichnet sich durch ungewöhnliche Exaktheit der Geländewiedergabe aus (vgl. Abb. 1). Sie gibt auch alle Zuflüsse wieder, nämlich Pfohrbach, Musel (aus zwei Wurzeln beim Weiher), Donaubach und Allmendshofener Brunnenbach. Sie läßt die Breg gegenüber der Pfohrbachmündung (richtig gezeichnet) kurz vor der großen Pfohrener Schlinge münden. Die Zahl der Schlingen davor erscheint bei der Donau um eine vermindert, bei der Breg etwas schematisiert; entscheidend ist aber m.E. die richtig beobachtete große Wende der alten Breg bei Allmendshofen nach Osten. Sie stimmt gut mit dem noch heute vorhandenen Altwasser im Riedgraben überein. Das spricht sehr für die „Riedgraben-Breg“, die aber zu jener Zeit laut Ausweis des Urbars von 1584 nicht mehr aktuell war und deren Nachfolge-Breg bereits als „alte Breg“ bezeichnet wurde. Indessen wäre eine so erhebliche Verzeichnung angesichts der sonstigen Genauigkeit der Karte verwunderlich. Vermutlich hat der Autor die Situation so gezeichnet, wie er sie im Gelände vorfand und nicht, wie sie im Urbar verzeichnet war. Auch das Luftbild von 1927 (Abb. 2) läßt ja an eine Vereinigung der Breg mit der Brigach weit eher beim jetzigen Riedgraben oder im „Winkel“ denken als am Dollyplatz, dem aktuellen Zusammenfluß.

Völlig unbrauchbar ist diesbezüglich das Blatt 27 der „Chorographia Ducatus Wirtembergici“ OETTINGERs von 1612 (vgl. REICHELt, 1970, S. 49). Er läßt die Breg bereits vor Donaueschingen in die Brigach / Donau fließen.

Martin MENRADs (unmaßstäbliche) Tafel von 1664 bei S. v. BIRKEN verlegt zwar die Donauebachmündung fälschlich in die Musel, ist aber beim Brunnenbach genau; sie läßt die Breg erst nahe Pfohren in die Donau münden. Auf S. v. BIRKENs ortskundigen Text wurde bereits eingegangen; er muß auf örtlicher Erkundung beruhen und beschränkt sich nicht auf eine Interpretation der MENRADschen Tafel.

Die beiden Kartendarstellungen des Generals MARSIGLI (1704) sind in zahlreichen Details falsch; so mündet z. B. der Brunnenbach in die Breg. Die Breg fließt etwa 3/4 Wegstunden unterhalb der Donauebachmündung in die Donau, also weiter östlich als die „Haberfeld-Breg“. Ein Beleg ergibt sich daraus nicht.

BUCHER (1717) beschreibt (s. oben) und zeichnet aufgrund eingehender Beobachtungen die Situation genauer, aber für unsere Zwecke doch zu ungenau. Er unterschlägt den Brunnenbach und den Pfohrbach; auch zeichnet er die Bregschlingen nicht. Seine Bregmündung entspricht eher der alten „Grund-Breg“ als der neuen „Haberfeld-Breg“. Die „Park-Breg“ war, wie schon ausgeführt, möglicherweise zu seiner Zeit noch nicht vorhanden.

BONAVAL (1752) ist gleichfalls nicht sehr genau, weil er z.B. Brunnenbach und Pfohrbach nicht abbildet und die Musel zu weit östlich einfließen läßt. Auch bei ihm wird die Breg bei Allmendshofen betont nach Osten abgelenkt, mündet nach der dritten Südauslenkung der Donau und damit sicher weiter im Osten als die „Haberfeld-Breg“. Außerdem fehlen die beiden weiter westlich gelegenen Bregläufe.

Die zeitlich folgenden, auf Vermessungen durch Renovatoren beruhenden Pläne von 1770 und 1793 stellen besonders die westlichste, jüngste Breg („Park-Breg“) dar, die Bann-

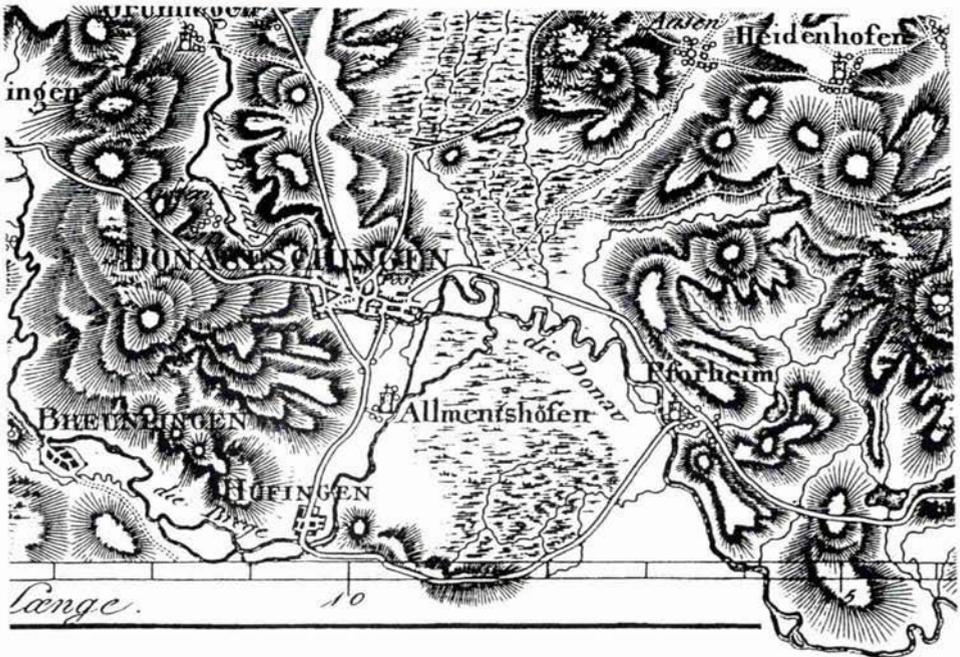


Abb. 7 Ausschnitt aus Blatt 30 der „Charte von Schwaben“ des J.F.G. BOHNENBERGER, etwa (kurz vor) 1800. Original in der F.F. Hofbibliothek Donaueschingen.

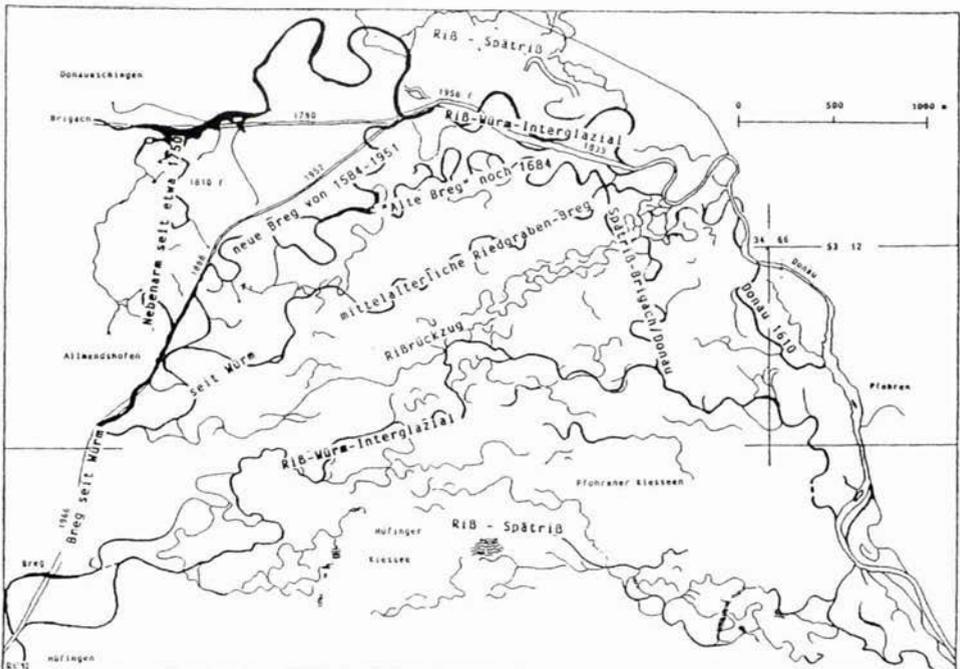


Abb. 8 Gewässernetz der Riedbaar, rekonstruiert nach orthographischen Luftbildern der Befliegungen 1973 und 1990 des Landesamts für Flurneuordnung Baden-Württemberg. Geologische Datierung nach REICHEL (1993). Erläuterungen im Text.

karte von 1793 auch die Breg an der Stelle der Vereinigung am Dollyplatz („Haberfeld-Breg“). Weitere Arme der Breg lassen sich weiter östlich längs und südlich der Gemarkungsgrenze gegen Allmendshofen erkennen. Dabei kann es sich sowohl um die in den Urbarien erwähnte „Alte Breg“ als auch, an der Grenze gegen Pfohren, um die „Riedgraben-Breg“ handeln, deren Mündung gegenüber dem Gewann „auf Keutz“ die Pfohrerer Gemarkungstafeln von 1763 noch darstellen.

Im F.F. Archiv befinden sich Kartenentwürfe der Jahre um 1790, darunter eine sehr umfassende Karte des „Donaulaufs von Donaueschingen bis Neidingen“ von 1788 (K IV, F VI, OZ 8). Weitere sehr aufschlußreiche Darstellungen enthalten die schon erwähnten Prozeßakten Hüfingen / Allmendshofen. Sie lassen die Rekonstruktion früherer Verläufe insbesondere der Breg zu (vgl. Abb.3 und 9) und geben auch Aufschluß über die stückweisen Korrekturen und Dammbauten daselbst. Sie sind eine eigene Studie wert.

Aufschlußreich ist die „Charte von Schwaben“ von J. F. G. BOHNENBERGER, dessen Blatt 30 dem Fürsten Carl Joachim gewidmet ist. Da dieser 1804 starb, andererseits das Blatt bereits den Brigach/Donau-Durchstich von 1791 enthält, muß die Karte etwa um 1800 entstanden sein. Das recht genaue, trigonometrisch aufgenommene Blatt (vgl. Abb. 7) gibt sowohl die neu entstandene Park-Breg mit dem Graselli-Kanal als auch die Haberfeld-Breg und das Donaübächle (letzteres leicht verzeichnet) wieder. Hingegen fehlen folgerichtig die Grund-Breg und die zum Banngraben abgestufte Riedgraben-Breg. Sehr fein sind die diffusen Gewässerverläufe in der Museltalung aufgenommen, aber der (inzwischen wieder verwachsene?) neue Weihergraben von 1767/1772 fehlt. Der Große und der Kleine Bulzengraben bei Pfohren werden als alte Donauläufe kenntlich; außerdem wird die eigenartige - noch auf die Rißeiszeit zurückgehende - Entwässerung im südlichen Großen Ried zum Marbenbächle verfolgt. Insgesamt ist das Blatt im Vergleich mit früheren Karten eine schöne Bestätigung für die Tendenz der natürlichen Flußverlegungen.

Die Zustände zu verschiedenen Zeiten werden in den Abbildungen 3-5 nochmals dargestellt.

Nachtrag (April 1994):

1. Nach Abschluß des Manuskriptes wurde die sogenannte „SCHMITT'sche Karte“ von Südwestdeutschland aus dem Jahre 1797 durch das Landesvermessungsamt Baden-Württemberg veröffentlicht, das Original liegt im Kriegsarchiv in Wien. Für die von 30 erfahrenen Kartographie-Ingenieuren in erstaunlich kurzer Zeit trigonometrisch aufgenommene Karte zeichnete der österreichische Generalmajor Johann Heinrich von SCHMITT verantwortlich. Sie diente zur Sammlung von Informationen über die voraussichtlichen Aufmarschgebiete in der seit 1792 erwarteten Auseinandersetzung mit Frankreich; darum ist sie auch - sonst unüblich - nach Westen orientiert (HÄBERLEIN u. HAGEL, 1993). Für die vorliegende Untersuchung ist die Karte sehr aufschlußreich, weil sie gerade über das Große Ried Details enthält, welche die bisher genannten Quellen gut ergänzen. Sie liefert nicht nur ein getreues Abbild des Laufs der Donau, sondern zeichnet auch mehrere Gewässer zwischen Allmendshofen, Hüfingen und Pfohren ein, welche den späteren Verlauf sowohl der Banngraben als auch der Gräben verständlich machen. So sind die „Park-Breg“, „Haberfeld-Breg“, „Grund-Breg“ ebenso dargestellt wie die postulierte „Riedgraben-Breg“ mit ihrem nach Norden gerichteten Mittellauf, dem heutigen Grenzgraben zwischen Donaueschingen und Pfohren. Letztere war folglich um diese Zeit noch nicht kanalisiert. Auch Allmendshofer Bach, Donaübächle und die Weiherbachabflüsse mitsamt ihren Kanalisierungen von 1767/68 bzw. 1772/1778 sind getreulich verzeichnet. Nur die Gutterquellen fehlen bzw. gehen in der - offenbar unterschiedlich gewichteten - Moorsignatur des Großen Rieds auf. Insgesamt verzeichnet die Karte weit mehr und genauere Daten als die ungefähr zeitgleiche Karte von BOHNENBERGER. Die

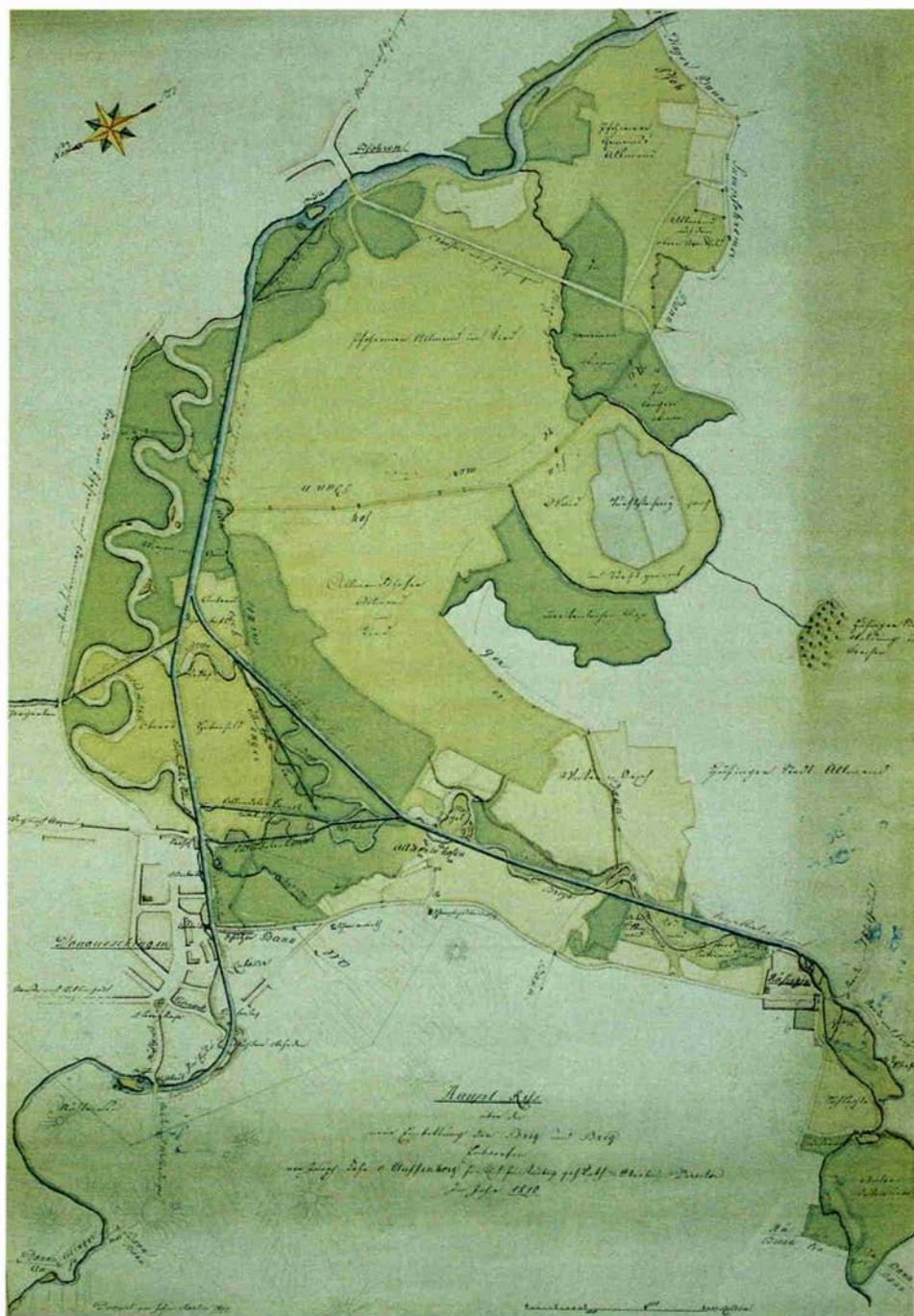


Abb. 9 „Hauptriß über die neue Einbettung der Brig und Breg“, entworfen von Joseph Frhr. v. Auffenberg, 1810. Die topographischen Einzelheiten beruhen auf Vermessungen der Jahre 1788-1795 und zeichnen auch in der Begrenzung der Grundstücke den früheren Gewässerverlauf nach. Die Karte ist nach Osten orientiert.

Einzelheiten wurden noch nachträglich in die Abb. 3 (Zustand etwa 1790) aufgenommen und sollten mit der Abb. 4 (Zustand 1878) verglichen werden: manche Einzelheit der inzwischen erfolgten Veränderungen wird damit verständlicher. Die Abb. 10 gibt einen Ausschnitt aus Blatt 39 der SCHMITT'schen Karte wieder, wobei die Blautöne wegen der für unsere Zwecke wichtigen Gewässerläufe etwas verstärkt wurden.

2. Da die Akten der Stadt Donaueschingen aus der Zeit von 1933-1945 teilweise vernichtet wurden, sind genaue Angaben über hier interessierende Maßnahmen an Gewässern schwer beizubringen. Doch die Stadt hat im August 1942 eine „Kurze Rückschau über die Entwicklung der Stadt Donaueschingen“ seit 1933 veröffentlicht. Darin werden für die Zeit von 1933-1942 auf S. 29 folgende, das Ried betreffende „Tiefbaumaßnahmen“ aufgeführt: „Fassung der Gutterquelle“ (1935-1936, mit Abbildung), „Bregkorrektur vom Brauereiwehr bis zur Mündung, Bau einer Betonbrücke an Stelle der bisherigen Holz-Grundbrücke, Korrektur der Stillen Musel von der Dürrheimer Landstraße bis zum Kiltelweg, Entwässerungsarbeiten im Donaured auf den Gemarkungen Donaueschingen, Hüfingen und Pfohren“. Für 1940/41: „Herstellung eines neuen Wassergrabens südl. der Pfohrer Straße, Gew. Hammelwinkel, Aufwand 3 200 RM“ sowie 1942: „Ausdöhlung eines Wiesengrabens im Gewann Neberweg mit 40 cm weiten Zementröhren und Reinigen der alten Musel (1 000 RM)“.

Zusammenfassung

Eine älteste, noch mittelalterliche Breg mündete, etwa dem heutigen Riedgraben entsprechend, bei Pfohren in die Donau. Sie bildete die Donaueschinger Banngrenze gegen Pfohren und Allmendshofen. Vor 1584 muß eine weitere, in den Urbarien als „Alte Breg“ bezeichnete Mündung etwas weiter westlich im Gewann „Grund“ bestanden haben und ein dritter schon „neuer“ Hauptarm durch das Haberfeld verlaufen sein. Die alten Verläufe müssen indes im Gelände noch so deutlich hervorgetreten sein, daß sie den Beobachtern auffälliger waren, da sie unabhängig voneinander bis ins 18. Jh. die Breg weiter im Osten münden lassen. Diesen Eindruck vermittelt sogar noch ein Luftbild von 1927. Eine letzte natürliche Verlegung bahnte sich nach 1717 an, als die „Park-Breg“ mit einem sich zunehmend erweiternden Mündungssee vor und in der Brigach entstand. Diese wurde erstmals vor 1760 mit dem „Graselli-Kanal“ kanalisiert und später in die Gestaltung des F.F. Parks einbezogen. Weitere Kanalisierungen erfolgten an Breg, Brigach und Donau zwischen 1790 und noch bis 1968. Die Gräben im Donaueschinger Ried wurden nach 1830, zunächst hauptsächlich als Bewässerungsgräben systematisch angelegt, im späten 19. Jh. und bis 1945 nur geringfügig verlegt, aber zur Entwässerung vertieft und nach 1970 durch engmaschige Dränagestränge ergänzt. Die meisten Gräben führen nicht mehr ganzjährig Wasser. Allein die Flurbereinigung Donaueschingen unternahm seit 1978 Volldränagen auf 376 ha Riedfläche mit der beabsichtigten Folge weiterer Grundwasserabsenkung. Im gleichen Sinne wirkt der großräumige Kiesabbau. Damit kann die jüngere Entwicklungsgeschichte der Riedbaar als systematischer Austrocknungsprozeß beschrieben werden. Eine Bewertung aus ökologischer Sicht soll an dieser Stelle nicht erfolgen.

Schrifttum

- BERNDT, O. (1909): Die Gartenanlagen zu Donaueschingen, Wartenberg und Neidingen, in: *Schr.d.Ver.f.Gesch.u. Natgesch.d.Baar*, 12, 1-64.
- BIRKEN, S.v. (1684): *Der vermehrte Donau-Strand mit allen seinen Ein- und Zuflüssen* 2. Aufl. Nürnberg.
- BUCHER, U.G. (1720): *Der Ursprung der Donau in der Landgrafschaft Fürstenberg*. Nürnberg. Im einzelnen zitiert n. HUND, 1933.
- DITTRICH, A., F. BOHLEN (1993): Wasserwirtschaftliche Vorstudie über die historische Entwicklung der Donau zwischen Donaueschingen und Fridingen, in: *„Die Wasserwirtschaft“*, 83, 6, 334-340.
- ENDRISS, G. (1940): *Bewässerungsanlagen auf der Baar*, in: *Schr.d.Ver.f.Gesch.u.Natgesch.d.Baar*, 21, 217-222.

- FF. ARCHIV (1904): Zur Orts-, Bevölkerungs- und Namenskunde von Donaueschingen, in: Schr.d.Ver.f.Gesch.u. Natgesch.d.Baar, 11, 174-273.
- HÄBERLEIN, R., J. HAGEL (1993): Die Entstehung der „Karte von Südwestdeutschland“, in: „Reproduktionen alter Karten“, hrsgg. v. Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, 1-3. Stuttgart.
- HUND, A. (1933): Donaueschingen und die Donau, in: Schr.d.Ver.f.Gesch.u.Natgesch.d.Baar, 19, 221-300.
- HUTH, V. (1989): Donaueschingen, Stadt am Ursprung der Donau. Sigmaringen.
- REICHELT, G. (1970): Die Landschaft der Baar im Spiegel alter Karten, in: Schr.d.Ver.f.Gesch.u.Natgesch.d.Baar, 28, 34-80.
- Ders. (1993): Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte der Riedbaar, in: Ber.d.naturforsch.Ges.Freiburg, 82/83 im Druck.
- RIEZLER, S. (1872): Geschichte von Donaueschingen. Karlsruhe.
- WACKER, K. (1940): Besprechung der Badischen Geographischen Abhandlungen, in: Schr.d.Ver.f.Gesch.u.Natgesch.d.Baar, 21, 247-249.
- WASSERWIRTSCHAFTSAMT DONAUESCHINGEN: Akten zum Ausbau von Breg und Donau in den Jahren 1950-1968.

Anmerkung und Danksagung

Die weitaus meisten zitierten Karten sind beschrieben und abgebildet bei REICHELT, 1970, in diesen Schriften, worauf verwiesen wird. Die „Charte von Schwaben“ (Abb. 7) um 1800 von J.G.F. BOHNENBERGER, Blatt 30 (gedruckt bei COTTA in Tübingen o.J.), wird in der F.F. Hofbibliothek, Donaueschingen, aufbewahrt, die übrigen Karten befinden sich im F.F. Archiv, Donaueschingen.

Frau HOLZHÜTER, F.F. Bibliothek, und Herrn G. GOERLIPP, F.F. Archiv, Donaueschingen, sowie der Ortsverwaltung Pfohren danke ich für bereitwillig erwiesene Hilfe, die mir auch die Herren ORBR FICHTNER und FISCHER, Wasserwirtschaftsamt Donaueschingen, sowie die Herren ORLR SCHWAB und GERSTENMAIER, Landwirtschaftsamt Donaueschingen, freundlicherweise zukommen ließen.

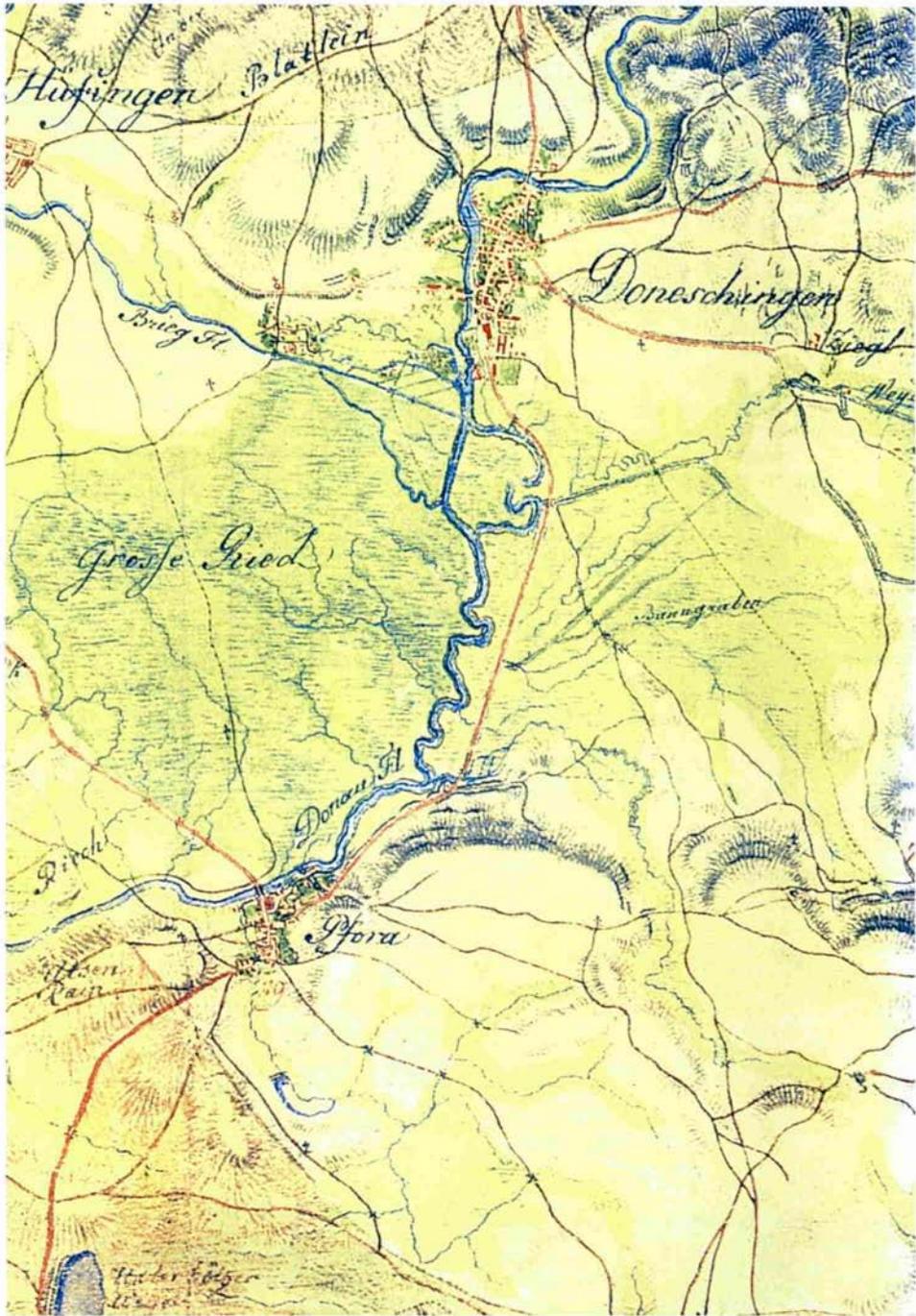


Abb. 10 Ausschnitt der „Schmitt'schen Karte von Südwestdeutschland 1 : 57 600“ aus den Jahren 1797/98. Die Blaufarben wurden gegenüber dem Original verstärkt, um die Gewässer zu betonen. Westen ist oben.

Kabinettscheiben des 16. und 17. Jahrhunderts auf Schloß Heiligenberg

Ein Überblick

von Barbara Giesicke

Daß Schloß Heiligenberg eines der bedeutendsten Baudenkmale der deutschen Renaissance ist, weiß inzwischen jeder kunsthistorisch Interessierte. Daß sich dort aber auch die einzige private Kabinettscheibensammlung befindet, die nicht nur in eine für diese Kunstgattung typische Umgebung eingebaut, sondern dazu noch der Öffentlichkeit zugänglich ist, scheint weniger bekannt zu sein.

Die Sammlung umfaßt heute 71 Exemplare aus vier Jahrhunderten und ist seit ihrer Entstehung im 16. Jahrhundert im Besitz der Schloßherren, der Fürsten zu Fürstenberg. Im Gegensatz zu anderen fürstlichen und königlichen Sammlungen, die im 19. Jahrhundert entstanden und noch heute bestehen,¹⁾ genoß sie ein kontinuierliches Wachstum und liefert, insbesondere mit ihren einheitlichen Scheibengruppen aus dem 16. und 17. Jahrhundert, ein umfassendes Material für einen grundlegenden Beitrag zur süddeutschen Kabinetttglasmalerei.

Der Begriff bezeichnet im Gegensatz zur monumentalen Glasmalerei gotischer Kathedral- und Kirchenbauten kleinformatige, auf Nahsicht und intime Wirkung hin ausgelegte Glasgemälde, Kabinettscheiben also. Sie waren zur Ausschmückung von überwiegend profanen Räumen bestimmt, wie Bürgerstuben, Rats-, Zunft-, Wirts-, Trink- und Badestuben, nicht zu vergessen die Schützen- und Rittersäle in jener Zeit. Wie bei den mittelalterlichen Glasmalereien lag auch ihnen eine graphische Vorlage, Scheibenriß oder Werkzeichnung genannt, zugrunde. Eingebunden in eine eigene Charakteristik von Komposition und ikonographischem Programm, tragen sie zumeist Wappen und Namen des Auftraggebers. Daher werden sie auch *Wappenscheiben* genannt.

Es waren kostspielige Repräsentationsgeschenke, die man sich gegenseitig verehrte: zum Beispiel anlässlich einer Hochzeit, eines Jubiläums oder Geburtstages. Häufig wurde sogar ganz konkret darum gebeten, vielfach anlässlich der Errichtung eines Neu- oder Umbaus, hier als finanzielle Unterstützung des Bauherrn gedacht. Darüber hinaus diente die Wappenschenkung der Bekräftigung einer Freundschaft, dem Andenken eines Verstorbenen oder der Kennzeichnung eines Hoheitsgebietes, wie etwa in einem grenznahen Wirtshaus. So war es vor allem in der Schweiz Sitte, wo der Kunstzweig seine größte Popularität und Verbreitung fand. Die Massenhaftigkeit, mit der Scheibenschenkungen aus dem öffentlichen und privaten Leben urkundlich überliefert sind, läßt uns zu Recht von einer Volkssitte sprechen. Diese ist in engem Zusammenhang mit der Einführung der Butzenscheibe und der damit verfeinerten Wohnkultur zu sehen, mit dem erstarkenden Selbstbewußtsein und aufblühenden Wohlstand von Städten, Bürgerschaft und Gemeinden seit Beginn der Neuzeit. In demselben Maße, wie der Schenker darauf bedacht war, möglichst an vielen Orten mit seinem Wappen vertreten zu sein, war der Beschenkte darauf erpicht, möglichst viele Wappenscheiben zu besitzen. Indem so jeder auf seine Weise seinen gesellschaftlichen Rang signalisierte, befriedigte er damit zugleich ein persönliches Bedürfnis nach Prestige.

Die herausragende Bedeutung der Wappenscheiben für die Kunst- und Kulturgeschichte ist aber weniger in den Wappendarstellungen selbst zu sehen, als vielmehr in dem bildlichen Begleitszenarium. So ist hier des öfteren der Donator im Porträt festgehalten, sein Ruhm, seine Glaubensgrundsätze, Vorlieben, Tugenden und Charakterschwächen, die zuweilen in persönlichen Devisen oder deftigen Sinnsprüchen ihren Ausdruck finden. Während die Sitte des Scheibenschenkens immer weitere Kreise zog, nahm auch die Vielfalt der Bildinhalte zu,

so daß die kleinformigen Glasgemälde seit Mitte des 16. Jahrhunderts das gesamte städtische und ländliche Leben widerspiegeln.²⁾ Sie sind leuchtende Geschichtsurkunden. Leider ist nur ein Bruchteil des einst reich vorhandenen Materials erhalten geblieben, erst recht in seiner ursprünglichen Umgebung. Die meisten Gebäude aus jener Zeit sind längst abgerissen und die Glasgemälde, soweit sie nicht Steinwürfen, Unwettern oder politisch bedingten Zerstörungen zum Opfer gefallen sind, in alle Winde verstreut. Glück und Traditionsbewußtsein bewahrten die Sammlung auf Schloß Heiligenberg vor einem ähnlichen Schicksal. 40 Scheiben schmücken heute den schönsten Renaissance-Festsaal nördlich der Alpen.

Zur Forschungslage

Fest steht, daß die Erforschung der Kabinettglasmalerei seit mehreren Jahrzehnten rückständig ist. Fragt man nach den Gründen, fällt eine einhellige Antwort schwer. Im Gegensatz zur Erforschung der monumental Glasmalerei des Mittelalters, die in den wissenschaftlichen Inventarbüchern des *Corpus Vitrearum Medii Aevi (CVMA)* seit 1952 systematisch erfaßt und beschrieben wird, bleibt die Kabinettseifenforschung mehr oder weniger in den Kinderschuhen stecken. Immerhin hatte es zu Beginn unseres Jahrhunderts bis weit in die erste Hälfte hinein eine große Begeisterung für die nachmittelalterliche Glasmalerei gegeben. Zahlreiche Auktionskataloge und Publikationen in Deutschland und der Schweiz zeugen davon. Mit dem Tode von Hans ROTT und Hans LEHMANN in den vierziger Jahren jedoch kam die Forschung und wohl auch die Begeisterung fast völlig zum Stillstand. In der Schweiz, für die der Kunstzweig als Bestandteil der nationalen Identität gelten darf, wurde zwar das Interesse an ihm durch die Arbeiten von Paul BOESCH (1955), Paul Leonhard GANZ (1966), Jenny SCHNEIDER (1970), Bernhard ANDERES und Peter HOEGGER (1974/1988) wachgehalten, von der Wissenschaft jedoch anerkannt wurde er bis dahin nicht. Als Verfallerscheinung der Glasmalerei schlechthin abgetan, blieb ihm die Anerkennung seiner Selbständigkeit lange versagt.

1987 wurde in der Schweiz (Romont) im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms 16 («Methoden zur Erhaltung von Kulturgütern») eine Forschungs- und Informationsstelle («Centre de recherche et d'information sur le vitrail») gegründet, die sich vornehmlich als Beratungs- und Koordinationsstelle für wissenschaftlich fundierte Restaurierungs- und Konservierungsmaßnahmen für Glasmalereien jeder Zeitepoche versteht. Gleichzeitig hat sich die Institution mit ihrem Leiter Stefan TRÜMLER die Aufgabe gestellt, insbesondere die kunstwissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet der Kabinettglasmalerei zu fördern. Gemeinsames Ziel ist die Entwicklung eines methodischen Neuansatzes, der die im Historisch-Antiquarischen befangene Sicht der älteren Kabinettseifenforschung zu einer breiteren Fragestellung hin öffnet. Auf der Grundlage technischer Analysen müssen neben Fragen aus dem Auftraggeber- und Werkstattbereich vor allem sozial- und geistesgeschichtliche Zusammenhänge erfaßt werden. Einer Initiative des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich ist es zu verdanken, daß die Erforschung der Kabinettglasmalerei in diesem Jahr einen Aufschwung erfährt, und zwar im Rahmen eines deutsch-schweizerischen Forschungsprojekts, das die berühmte Sammlung im Gotischen Haus zu Wörlitz (Sachsen-Anhalt) zum Gegenstand hat.

Hermann SCHMITZ betonte die „eminente Bedeutung“ der Heiligenberger Sammlung für die Geschichte der oberrheinischen Wappenscheibe in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.³⁾ Josef Ludwig FISCHER bezeichnete den Bestand im Rittersaal als die „geschlossenste Zusammenfügung und Erkenntnis der deutschen Renaissancescheibe im alemannischen Volks- und Kunstgebiet“⁴⁾. Arthur von SCHNEIDER sah in der Sammlung „das bedeutendste Zeugnis privater Sammeltätigkeit“ auf dem Gebiet der Glasmalerei in Baden⁵⁾ und Rüdiger BECKSMANN: „Obgleich es sich um eine der reichsten Sammlungen ihrer Art handelt, steht eine zusammenfassende Bearbeitung und Abbildung noch immer aus.“⁶⁾

In den Jahren 1929/30 hatte Hans ROTT, damaliger Direktor des Badischen Landesmuseums in Karlsruhe, die Publikation des gesamten Scheibenbestandes in Angriff genommen. Aus bis heute ungeklärten Gründen kam sie nicht zustande.⁷⁾ In den 50er Jahren erschienen zwei Aufsätze⁸⁾, hie und da wurde eine Scheibe erwähnt. 1979 publizierte Rüdiger BECKSMANN die mittelalterlichen Scheiben aus der Kapelle von Schloß Heiligenberg⁹⁾ sowie zwei frühe Stifterscheiben¹⁰⁾. Wer an Kabinettglasmalerei interessiert ist, wird sich an die großartige Farbenschau im Heidelberger Schloß erinnern, die der Öffentlichkeit in Deutschland 1986 zum ersten Mal nach dem zweiten Weltkrieg eine größere Anzahl Kabinettscheiben präsentierte, darunter gleich vier aus Heiligenberg¹¹⁾. Auf Anregung von Dr. Ernst Wilhelm GRAF ZU LYNAR, Direktor der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen von 1975-1989, entstand meine Magisterarbeit über 38 ausgewählte Scheiben des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Arbeit wurde 1989 an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. Br. vorgelegt. Auf ihrer Grundlage entstand der vorliegende Aufsatz.

Geschichte der Sammlung

Ihre Entstehung und Erhaltung verdankt sie, begünstigt durch die traditionsbewußte Gesinnung der Fürsten zu Fürstenberg, eher dem Zufall als einer systematischen Sammlertätigkeit. Sammeln wurde auch erst im 19. Jahrhundert üblich. „Zufall“ deswegen, weil sich der größte Teil der Sammlung, deren früheste Stücke aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts stammen, quasi von selbst zusammengetragen hat: So sind in vielen Glasgemälden Geschenke und Erbstücke anzunehmen, letztere aus den Erbschaften der Grafen von Werdenberg (1534), Zimmern, Helfenstein (beide 1627) und Lupfen (1639). Ein erster, schriftlich belegter Zuwachs ist im Jahr 1821 zu verzeichnen: Am 6. Dezember schickte das fürstenbergische Rentamt in Meßkirch „zwei Kisten Glasmalereien“ nach Donaueschingen, von denen die eine 120, die andere 115 Pfund wog. Die der Ladung beigegebene Liste führt vierzehn Scheiben auf. Elf davon sind erhalten, darunter diejenige des Ortholf von Heudorf (*Abb. 1*), des Hans Gremlich von Jüngingen (*Abb. 2*) und des Grafen Georg von Helfenstein (*Abb. 7*). Die Glasgemälde waren ursprünglich im Rathaus von Meßkirch eingebaut, denn es war der Magistrat, der sie Fürst Karl Egon II. zu Fürstenberg (1796-1854) zum Kauf anbot. Damit verbunden war die Auflage, die Kosten für eine Neuverglasung zu übernehmen, denn anscheinend war man zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch in Meßkirch der neuen Mode, der Sehnsucht nach lichtdurchfluteten Räumen, erlegen gewesen. Und so nahm der Fürst, in erster Linie wohl aus Pietätsgründen dem Geschlecht der Grafen von Zimmern gegenüber, den Stadtvätern die Scheiben ab und finanzierte ihnen dafür im Gegenzug die neue Verglasung für ihr Rathaus.¹²⁾ Einen weiteren Zuwachs dürfte die Sammlung durch den 1856 erworbenen Nachlaß des Freiherrn Joseph von Laßberg (1770-1855) erhalten haben, des langjährigen Beraters und Vertrauten der Fürstin Elisabeth († 1822). Aus seinem Besitz werden vor allem eine größere Anzahl Schweizerscheiben in die Sammlung geraten sein, hatte doch dieser berühmte adelige Kunstsammler in den Räumen seiner mittelalterlich ausgestatteten Schlösser (Helmsdorf bei Immenstaad, Eppishausen im Kanton Thurgau und die Alte Meersburg) unermeßliche Schätze angehäuft, darunter auch Glasmalereien. Laßbergs und Fürstin Elisabeths Sohn, Hermann von Liebenau, betrieb in Luzern seit 1844 die Kunsthandlung „Freienhof“. Aus dem Briefwechsel zwischen Vater und Sohn geht hervor, daß sie miteinander verschiedene Geschäfte mit Kunstobjekten, insbesondere Glasscheiben, getätigt haben. Auch für Schloß Heiligenberg erwarb Laßberg Kabinettscheiben, von denen sich aber keine mit einem der in den Briefen erwähnten Stücke identifizieren läßt.¹³⁾

Um 1841/42 ist in den Fürstenbergischen Akten zum ersten Mal die Existenz eines größeren Kabinettscheibenbestandes erwähnt, und zwar im Zusammenhang mit der Neuverglasung der runden Oberlichter über den Fensterreihen des Heiligenberger Rittersaals, die mit 48 Ah-

nenwappen des Fürsten Karl Egon II. zu Fürstenberg und seiner Gemahlin Amalia Christine von Baden-Durlach-Geyersberg ausgestattet werden sollten.¹⁴⁾ Der Auftrag ging an den Berner Arzt Dr. Ludwig Stantz, der seit 1831 als Glasmaler tätig und 1835 nach Konstanz übersiedelt war, „ein Romantiker und Autodidakt“¹⁵⁾. Ihm wurde darüber hinaus die Restaurierung einer größeren Anzahl alter Glasgemälde anvertraut, denn in einem Brief vom 16. November 1842 berichtet er über „eine große Ladung Scherben“, die sein Gehilfe von Heiligenberg mitgebracht hatte. Die Wiederherstellung der Scheiben war im Dezember 1844 beendet.¹⁶⁾

Am 2. Mai 1878 bittet der Historische Verein St. Gallen den Fürsten Karl Egon III. zu Fürstenberg (1820-1892), der Stadt eines der kirchlichen Glasgemälde zu schenken.¹⁷⁾ Die Bitte wird abgelehnt und kurze Zeit darauf Kontakt mit dem Zürcher Kunsthistoriker Professor Johann Rudolph Rahn aufgenommen, mit der Anfrage, bei der Beurteilung, Restaurierung und späteren Aufstellung der Scheiben, die zu dem Zeitpunkt in Kisten verpackt und in Donaueschingen deponiert waren, behilflich zu sein.¹⁸⁾ Rahn erklärte sich sofort bereit und fertigte ein umfangreiches Gutachten über den Bestand an.¹⁹⁾ Auf seine Empfehlung hin erhielt noch in demselben Jahr der Berner Glasmaler Heinrich Müller den Auftrag, die Scheiben nach Rahns Angaben zu restaurieren. Es handelt sich dabei um das früheste Beispiel einer umsichtig dokumentierten Kabinettscheiben-Restaurierung. Müller erstellte drei Verzeichnisse, von denen das erste die historische Befund- und Schadensanalyse von 79 Kabinettscheiben liefert, das zweite Restaurierungsvorschläge zu den bedürftigen Stücken.²⁰⁾ Am 22. November 1878 wurde der Vertrag zwischen Müller und der Fürstenbergischen Kabinettskanzlei unterschrieben²¹⁾ und kurz darauf der Transport von 55 Kabinettscheiben in das Berner Atelier veranlaßt.

Wohl von dieser Restaurierung angeregt, plante Fürst Karl Egon III. eine erste Publikation der Sammlung, die jedoch nicht zustande kam.²²⁾ Im Dezember 1880 hatte „Müller sein Werk so gut wie vollendet“²³⁾. Wie ein vom Fürsten im Jahre 1883 persönlich angefertigter Fensterplan für den Heiligenberger Rittersaal zeigt, erfolgte der Wiedereinbau der Scheiben nach seinen Wünschen.²⁴⁾

Unter Fürst Max Egon II. zu Fürstenberg (1863-1941) belegen die Akten ein reges Interesse des Fürstenhauses an der Kabinettsglasmalerei bis weit ins 20. Jahrhundert hinein: In einer Zeit, in der umfangreiche Scheibenbestände aufgelöst und auf zahlreichen Auktionen versteigert wurden, blieb die fürstliche Sammlung bestehen. Sie konnte sogar durch Ankäufe erweitert werden.²⁵⁾ Darüber hinaus zeugen die Scheibenschenkungen an das Kloster Beuron (1919) und die Rathäuser von Freiburg i. Br. (1921) und Möhringen (1935/36) davon, daß die Sitte der Wappenschenkungen bei der Fürstenbergischen Familie noch lange praktiziert wurde. Hier ist sie Ausdruck einer seit Jahrhunderten andauernden freundschaftlichen Verbundenheit.²⁶⁾

1912 hatte der Kustos der Fürstenbergischen Sammlungen in Donaueschingen, Fritz WOWES, einen zweibändigen Glasgemäldekatalog begonnen.²⁷⁾ Er dokumentiert nicht nur den damaligen Umfang des Sammlungsbestandes, sondern auch die radikale Rücknahme von Glasmaler Müllers Ergänzungen durch den Freiburger „Hofmaler Stritt“ im Jahr 1918. Nach der Jahrhundertwende wurde in der Glasrestaurierung vorübergehend ein neues Prinzip verfolgt, nämlich nur den jeweils ältesten Gläserbestand für erhaltenswert zu erachten. Thematische Ergänzungen waren auf einmal verpönt und Fehlstellen wurden mit unbemalten, dem koloristischen Gesamteindruck aber angepaßten Glasscherben geflickt. So wurde manche, einst auf ihr Format vervollständigte oder partiell ergänzte Scheibe erneut zum Fragment gemacht. Auf dem Schloßspeicher von Heiligenberg hatte man die alten Splitter gefunden,²⁸⁾ die Müller bei seiner Restaurierung ausgesondert hatte, und diese wurden nun, soweit vorhanden, wieder eingesetzt. Müllers Ergänzungen sind nicht komplett erhalten geblieben. Von seiner hervorragenden Arbeit zeugt aber die Fotodokumentation, die der damalige Direktor des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich, Hans LEHMANN, in den Jahren 1913/14

von den Heiligenberger Scheiben angefertigt hat.²⁹⁾

1929/30 wurde erneut der Versuch unternommen, die Sammlung zu publizieren. Dieses Mal von Hans ROTT, der dem Prinzen Max zu Fürstenberg (1896-1959) den Vorschlag unterbreitete.³⁰⁾ Wie aus den Akten hervorgeht, dürfte sogar ein fertiges Manuskript existiert haben,³¹⁾ dessen Veröffentlichung dann aber doch, vermutlich aus finanziellen Gründen, im Sande verlief.

Während des Zweiten Weltkrieges lagerte der gesamte Scheibenbestand in den Kellerräumen des Schlosses.³²⁾ Kurz nach dem Krieg wurde unter Fürst Karl Egon V. (1941-1973) eine damals vielbeachtete Ausstellung mit Kunstwerken aus Fürstenbergischem Besitz im Berner Kunstmuseum arrangiert.³³⁾ Die Schätze sollten wohl in erster Linie vor dem Zugriff der französischen Besatzungstruppen gerettet werden.³⁴⁾ Am 6. Oktober 1948 reisten 59 Kabinettscheiben zusammen mit den mittelalterlichen Kapellenfenstern sowie der gesamten Münz- und Gemäldesammlung zu einem zweijährigen Aufenthalt nach Bern. Die zunächst von November 1948 bis März 1949 geplante Ausstellung wurde um ein ganzes Jahr verlängert. Für eine Reihe prachtvoller und historisch gewichtiger Schweizer Scheiben, so die achteilige Zürcher Zunftscheibenserie (1605) des Glasmalers Josias Murer (1564-1630) und eine halbrunde Wappenscheibe des Kleinen Rats von Schaffhausen (1646/47 datiert), bedeutete dies die Rückkehr in die Heimat.³⁵⁾ Mit den Verkäufen dürfte die Umverteilung der Scheiben im Rittersaal zusammenhängen, von denen sich heute keine mehr in ihrer Anordnung von 1883 befindet.

Seit Mitte der 50er Jahre konzentriert sich das Interesse an der Sammlung vornehmlich auf ihre Erhaltung. 1985 wurden unter dem Fürsten Joachim Egon zu Fürstenberg (* 1923) und mit Unterstützung des Landes Baden-Württemberg die mittelalterlichen Kapellenfenster und die 40 Kabinettscheiben im Rittersaal in den Rheinischen Werkstätten Dr. Heinrich Oidtmann (Linnich) restauriert. Für diese denkmalpflegerisch verdienstvolle Aktion ist dem Fürsten und dem Land recht herzlich zu danken.

Die Scheibenschenkungen aus dem Umkreis der Grafen von Zimmern

Zu Beginn sollen drei weitgehend unbekannte Scheiben aus der Blütezeit der Kabinettglasmalerei vorgestellt werden (*Abb. 1-3*). Sie gehören nicht nur ihrer hervorragenden Qualität, sondern vor allem ihrer Bildinhalte wegen zu den bemerkenswertesten Stücken der Sammlung. Deutlich lassen sie eine gewisse Beredsamkeit erkennen, die damals mittels einer lebendigen Symbol- und Gebärdensprache erreicht wurde, wie sie zum Beispiel in zahlreichen Zeichnungen von Niklaus Manuel gen. Deutsch (um 1484-1530) und Urs Graf (1485-1527) begegnet. Obwohl der heutigen Betrachter kaum mehr geläufig, ist ihr Sinngehalt nicht unwiederbringlich verloren gegangen, denn die volkstümlichen Kommunikationsarten haben in Literatur, Kunst und Brauchtum ihre Spuren hinterlassen. Durch sie läßt sich manches wieder aufdecken und inhaltlich bestimmen.³⁶⁾

Den kulturhistorischen Hintergrund für die Glasgemälde vermitteln die Erzählungen in der Zimmerischen Chronik.³⁷⁾ Dort sind Menschen, Sitten, Bräuche, Sagen und Schwänke so anschaulich dargeboten, daß wir uns gleichsam in die Zeit zurückversetzt wännen. Das 16. Jahrhundert ist das Zeitalter des Spotts - es wimmelt nur so von Spottvögeln, den „spaivögeln“ und „spaikatzen“. Man hört förmlich das kreischende Lachen der Anwesenden, wenn sich etwa Graf Christoph von Werdenberg († 1534) und seine Gattin auf der Jagd mit dem Schweiß zweier zerwirkter Hirsche bespritzen und der Graf schließlich die blutigen Hirschhäute zwei in weiße Schürzen gekleideten Jungfrauen über den Kopf stülpt.³⁸⁾ Oder wenn der Koch der Grafen von Eberstein einem verschleckten Bauern die eigenen zerhackten, derben Lederhandschuhe röstet und sie diesem in feiner Senfsauce als Mahl serviert.³⁹⁾ Oder wie sich

Johann Werner von Zimmern (1480-1548) nicht scheut, dem heißhungrigen Edlen Gabriel Magenbuch mit Nägeln gespickte Brathühner vorsetzen zu lassen, die dieser wütend samt Platte gegen die Tür wirft, sie aber, nachdem sich sein Zorn gelegt hat, wieder aufhebt und „unangesehen, das sie ganz unsauber, doch hungers halb essen müeste“. ⁴⁰⁾ Die Chronik erzählt von unzähligen Belustigungen, die uns heute befremden. ⁴¹⁾ Nicht nur mit ihren Mitmenschen, sondern auch mit sich selbst trieben die Herren Spott: Wenn zum Beispiel der hünenhafte Graf Christoph von Werdenberg († 1534) auf einem kleinen Roß dahergeritten kam, während ihm sein schwächlicher Diener auf einem Riesenroß folgte. ⁴²⁾ Vor diesem Hintergrund werden die Inhalte der Glasbilder plötzlich lebendig - Wege tun sich auf zu denkbaren Sinndeutungen.

Zur Frage der Werkstatt

Eine fundierte Zuschreibung ist beim augenblicklichen Stand der Forschung nicht möglich. Anzunehmen ist aber, daß die Scheiben aufgrund von Herkunft und Lebensraum der Stifter aus dem Schwäbischen stammen - und, wie stilistische und technische Übereinstimmungen erkennen lassen, wohl auch von ein und demselben Glasmaler. Die Zimmerische Chronik berichtet von einem Ulrich Grop, „glassmaler von Riedlingen“. ⁴³⁾ Er war beim schwäbischen Adel nicht nur sehr bekannt, sondern auch beliebt. Denn als Unikum, Spaßmacher und Reisekumpan muß er dort ein gern gesehener Mann gewesen sein, der öfters „ain guets trinkle het“ und zu Beginn eines jeden Jahres in den Schlössern vorzusprechen pflegte, um sich einen Goldgulden abzuholen - als Belohnung für seine Narreteien. Laut Hans ROTT ist Grop in Wolfegg 1549 urkundlich als „glaser von Riedlingen“ belegt. ⁴⁴⁾ Aufgrund dieser Zusammenhänge darf er als Urheber der Scheiben in Betracht gezogen werden.

Mit dem Aufblühen der profanen Glasmalerei zu Beginn des 16. Jahrhunderts und erst recht seit der Reformation kam den archivalisch in großer Zahl überlieferten kleineren Werkstätten auf dem Lande eine vermehrte Bedeutung zu. Diese Entwicklung ist auf die veränderte Lage im Auftraggeberfeld zurückzuführen. Einer stattlichen Anzahl Glasmalernamen steht somit nur ein Bruchteil der einst reich vorhandenen Scheibenbestände gegenüber, und nur selten ist ein Stück signiert oder archivalisch abgesichert. Signieren war damals noch nicht üblich. Daher konzentrierte sich die frühere Forschung auf die wenigen großen Glasmalernamen, deren Signatur bekannt geworden war - wie diejenigen Ludwig und Caspar Stilharts von Konstanz oder der Lindtmayer-Familie in Schaffhausen. Ihnen wurde das unterschiedlichste Material zugeschrieben. Die Problematik verdeutlicht: Nur mittels einer vielseitigen Argumentationsgemeinschaft ist eine Zuschreibung möglich, wahrscheinlich oder offen zu belassen, was bei der Mehrheit der Scheiben angebracht sein dürfte.

Scheibenschenkungen aus dem Umkreis der Grafen von Fürstenberg

Die von Hans ROTT veröffentlichten Rechnungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv geben zwar die Namen der Glasmaler und Werkstätten preis, die im 16. Jahrhundert für das Grafenhaus tätig waren, kein Stück des Heiligenberger Sammlungsbestandes läßt sich jedoch aufgrund einer mit dem Rechnungsdatum auch nur annähernd übereinstimmenden Jahreszahl identifizieren. ⁴⁵⁾ Die Rechnungen lassen aber immerhin die topographischen Schwerpunkte der Fürstenbergischen Auftragsvergabe zwischen 1502 und 1602 erkennen: Freiburg i. Br., Konstanz und Schaffhausen. Aber auch kleinere Orte wie Villingen und Möhringen haben eine Rolle gespielt. Die Rechnungsbücher enthalten aus der Zeit um 1540 zwei Zahlungsanweisungen an den „glaser von Fryburg“, bei dem es sich wohl um den Glasmaler Hans Gitschmann von Ropstein (tätig seit 1509 - † 1563) handelt, den Begründer der Freiburger Ropsteinwerkstatt, oder dessen gleichnamigen Sohn († 1540). Während die Bedeutung der Werkstatt

durch die Farbverglasung des Hochchores und der Chorkapellen im Freiburger Münster ebenso wie durch die weit verstreuten Glasgemälde der Freiburger Kartause seit langem bekannt ist,⁴⁶⁾ steht eine umfassende Untersuchung über die Ropstein'sche Kabinettscheibenproduktion noch immer aus. Es wird angenommen, daß die Scheibenzyklen in den Rathäusern von Endingen (1529) und Rheinfelden (1532/33) in der Ropsteinwerkstatt entstanden sind.⁴⁷⁾ Diesen Scheibengruppen lassen sich stilistisch eine ganze Reihe Heiligenberger Glasbilder zuordnen. So zum Beispiel die Wappenscheibe des Grafen Friedrich II. von Fürstenberg (*Abb. 4*) und eine weitere der Veronika von Falkenstein (*Abb. 5*).

Zwischen 1560 und 1602 wurden sowohl Konstanzer als auch Schaffhauser Werkstätten von den Fürstenbergern beschäftigt. In Konstanz gleich drei Glasmaler auf einmal: Philipp Memberger d. J. († 1584), Sebastian Steritz aus Kirchheim o. T. († 1592), der seit 1560 die Werkstatt von Bartholomäus Lüscher weiterführte, und Balthasar Federlin († 1582) aus Frauenfeld im Thurgau, seit 1563 Schwiegersohn des Konstanzer Bürgermeisters Melchior Zündel. Während die Arbeiten von Memberger und Steritz bis heute nicht greifbar geworden sind, haben sich von Federlin eine größere Anzahl signierter Scheiben erhalten⁴⁸⁾. Seinem Werk läßt sich vor allem die Wappenscheibe des Grafen Heinrich von Fürstenberg aus dem Jahr 1572 zuordnen (*Abb. 6*). In demselben Zeitraum arbeitete der bekannte Schaffhauser Reißer und Glasmaler Daniel Lang (1543 - um 1605) für die gräfliche Familie, auch für deren Beamte.⁴⁹⁾ Sein Vater, Hieronymus Lang (1520 - um 1582), stammte aus Hüfingen und hatte 1541 seine Werkstatt in Schaffhausen eröffnet. Um die Wende zum 17. Jahrhundert erhielt der Glasmaler Galle Müller aus Möhringen mehrere Aufträge. Unter seinem Vorlagenmaterial dürften sich Zeichnungen des Berners Nikolaus von Riedt (tätig 1585-1616) befunden haben, aus dessen reicher Hinterlassenschaft ein Scheibenriß für die Grafen von Helfenstein erhalten geblieben ist, wahrscheinlich bei einem Aufenthalt in Möhringen entstanden (*Abb. 7.1*)⁵⁰⁾. Die Wappendarstellung auf der Scheibenstiftung des Grafen Georg Wilhelm von Helfenstein aus dem Jahr 1625 (*Abb. 7*) läßt einen Zusammenhang mit dem Riß durchaus erkennen. Vergleichen wir dieses letzte Glasgemälde mit den ersten (*Abb. 1-5*), ist eine Entwicklung abzulesen, die für die Kabinetttglasmalerei symptomatisch ist: Die schönsten und kraftvollsten Stücke entstanden in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, danach macht sich langsam eine gewisse Morbidität breit: Die farbigen Gläser, die immer weniger verwendet werden, verlieren ihre Leuchtkraft, die Malfarben werden matt, Kontraste verflachen. Dies hängt einerseits mit der zeitlich voranschreitenden Entfernung vom Mittelalter zusammen, andererseits mit den Einflüssen der gleichzeitigen Tafelmalerie, mit den sich wandelnden Gesellschaftsformen und schließlich mit den neuen Gestaltungsprinzipien in der Baukunst.

1. Wappenscheibe des Ortholf von Heudorf, 1522 (Abb. 1)

Vor blauem Damastgrund steht auf grünem Fliesenboden das gestürzte Wappen der Edlen von Heudorf: Gespalten, vorn in Rot drei aufwärts gerichtete Heuzieher übereinander, hinten Silber (mit Granatapfelmuster damasziert). Auf dem Helm mit rot-silbernen Decken ein wachsender bärtiger Männerrumpf mit Krone, besteckt mit vier roten und drei silbernen Hahnenfedern, auf der Kleidung das Schildbild. Heraldisch rechts ein Schildhalter in Vollharnisch, in der Rechten einen Kommandostab, zur Linken einen Zweihänder, auf dem Kopf eine netzartige Kopfmütze, die die Haare nach hinten strafft und die Stirnglatze freigibt. Die individuell gestalteten Gesichtszüge mit schweren Augenlidern, Tränensäcken, gebogenem Nasenbein und modischem Kinnbart, der bis zu den Ohren reicht, lassen vermuten, daß es sich um das ganzfigurige Porträt des Stifters handelt. Die Rahmenarchitektur, in Grisaillemalerei, besteht aus grazilen Säulen, verziert mit fetten, nimbierten, hornblasenden und auf Kugeln balancierenden Putten. Vor den Sockeln lagern Löwen. Über dem spätgotischen Astbogen das beschnittene Oberlicht: Links eine Frau mit Fischzuber in der Rechten, die auf die Szene im



Abb. 1 Wappenscheibe des Ortholf von Heudorf, 1522. (Foto: G. Goerlipp).



Abb. 1.1 Wappenscheibe des Ortholf von Heudorf, 1522. Zustand nach der Restaurierung von 1878. (Foto: Schweiz. Landesmuseum).

Hintergrund weist: Dort knüpelt ein Mann einen anderen mit entblößtem Hinterteil (seine Hose hat sich ersterer über den Arm gehängt) ins Wasser. Der Grund dafür ist zunächst nicht ersichtlich, aber ein Blick auf die Abbildung, die die Scheibe nach der Restaurierung 1878 zeigt (*Abb. 1.1*)⁵¹, läßt die Figuren als Bestandteil einer Fischerszene erkennen. Der Mann, vielleicht ein widerwilliger Knecht, soll wohl mit den Händen Fische für die Hausfrau aus dem Wasser holen, so, wie es dem Fischer im Hintergrund gerade gelungen ist. Mit sorgfältig gezeichneten Details, zum Beispiel dem „Geschröt“⁵² zwischen den Beinen des Malträtierten oder dem ärgerlichen Gesichtsausdruck der matronenhaften Frauenfigur, werden noch heute humoristisch wirksame Effekte erzielt. Rechts ein heranreitendes Paar zu Pferd, von einem Falken und Jagdhunden begleitet. Während die Fischerszene auf ein recht persönliches Geschehnis im Leben des Stifters anzuspielen scheint, gehört die Falkenjagd zu einem damals gängigen Bildrepertoire. Das aus dem Orient stammende Jagdvergnügen erfreute sich in der Gesellschaft des 16. Jahrhunderts großer Beliebtheit. Auf der weißen Inschriftenkartusche sind neben dem Stifternamen mit Jahreszahl zwei Liebesknoten zu erkennen, wie sie häufig auf Zeichnungen von Niklaus Manuel Deutsch und Urs Graf zu beobachten sind. Bloße Dekoration oder erotische Anspielung? Letztere könnte im Zusammenhang mit der Jagdszene im Oberlicht gesehen werden, die als Spezies zu den ältesten Metaphern der Liebeswerbung gehört.⁵³

Der Edle Ortholf von Heudorf († 1527) stammte aus einem weitverzweigten Adelsgeschlecht, das im Hegau, Klettgau, in der Baar, in Meßkirch, Überlingen und Schaffhausen begütert und dessen Stammsitz Burg Heudorf im einstigen Bezirksamt Stockach gewesen war. 1303 übertrug der Bischof von Konstanz den Brüdern Heinrich und Albrecht von Heudorf die Burghut in Walsberg im ehemaligen Bezirksamt Meßkirch. Von seinem Onkel Bilgerie von Heudorf erbte Ortholf 1476 Titel und Güter der Herren von Walsberg. 1491 heiratete er Agnes von Hohenegg, mit der er 18 Kinder hatte - dennoch erlosch der Mannesstamm 1558. Ortholf war Lehnsmannt der Grafen von Nellenburg und Lupfen, Hofmeister bei Apollonia und Gottfried Werner von Zimmern in Meßkirch und stand Pate bei deren erster Tochter Anna.⁵⁴

Trotz abgeschnittenen Oberlichts ist das Glasgemälde von bestechender Schönheit. Architektur und Figuren lassen sorgsame Gestaltung erkennen, die von der Qualität der ausgeschliffenen Gläser harmonisch ergänzt wird. Die warm leuchtenden Farbgläser des Mittelbildes bewirken eine Steigerung der Brillanz der häufig monoton wirkenden Grisaillemalerei. Hans ROTT schrieb die Scheibe Ludwig Stihart von Konstanz zu (um 1480/90 - um 1537).⁵⁵ Stilistische Vergleiche mit signierten Stihart-Scheiben, die im Konstanzer Rosgartenmuseum, im Schweizerischen Landesmuseum Zürich und im Historischen Museum des Kantons Thurgau in Frauenfeld aufbewahrt werden, führten jedoch zu keiner überzeugenden Bestätigung dieser Zuschreibung.

2. *Wappenscheibe des Hans Gremlich d. Ä. von Jüngingen, 1522 (Abb. 2)*

Vor rotem Damastgrund steht auf grünem Fliesenboden das gestürzte und quadrierte Wappen der Gremliche von Jüngingen: 1 und 4 in Silber steigender schwarzer Steinbock (Stammwappen), 2 und 3 blau-silber geviert (Jüngingen). Auf blau-silber-schwarz bewulstem Helm mit schwarz-silbernen Decken ein wachsender schwarzer Steinbock zwischen zwei, auf der Außenseite mit je vier Pfauenfedern besteckten und blau-silber gevierten Büffelhörnern. Heraldisch rechts eine Schildhalterin in Gestalt einer Marketenderin, wie sie im graphischen Werk von Urs Graf vielfach auftritt: Federbarett, langes, über Schulter und Rücken fließendes Haar, reichverziertes Kleid mit dekolletiertem Oberteil, geschnürter Weste und gepufften Ärmeln, an einer Kordel einen Beutel mit Schlüsseln, Attribute der Herrschaft im Hause und der damit verbundenen Schlüsselgewalt⁵⁶. Ein kriegerisches Ambiente vermitteln die Figuren in den rahmenden Pilastern, wo paarweise oben Trommler und Pfeifer, unten Soldaten mit ge-

schulterter Hellebarde eingemischt sind. Im Oberlicht, über den geflammten, mit einem einfachen Segmentbogen verbundenen Kapitellen, eine Hirschjagd mit Netzen.

Hans Gremlich d. Ä. von Jügingen (um 1475-15?)⁵⁷⁾ war mit Elisabeth Schwelherin verheiratet und ein ursprünglich dem Patriziat der Reichsstadt Pfullendorf entstammender Lehnsmann des Hauses Fürstenberg. Bereits im 13. Jahrhundert wurde der Spottname zum Geschlechtsnamen. Hans' Vater, Ulrich, hatte 1435 die Veste Menningen gekauft. Durch die Heirat Wilhelm Gremlichs, Hans' Bruder, mit der Erbtöchter derer von Jügingen, waren Name und Wappen beider Familien vereint worden. Die Zimmerische Chronik beschreibt den Stifter als sinnenfrohen Menschen, der gern den Frauen nachstellte, Essen und Trinken im Überfluß liebte. Er lebte wohl nach der Devise „lieber vierzig jahr ain mestschwein, dann sechzig jar oder mehr ain faselsaw sein“⁵⁸⁾ - mit der Folge, daß er im „bösten alter“ starb. Die reichhaltige Szenerie hinterläßt den Eindruck, als hätten wir ein komprimiertes Charakterbild des Stifters vor uns. Deutlich spürbar sind ein gewisser Geltungsdrang, Genußsucht, die Liebe zu Frauen, zum Krieg und zur Jagd.

Übereinstimmung in Komposition, Technik und Stilelementen lassen darauf schließen, daß das Glasgemälde von derselben Hand stammen dürfte wie die Scheibe des Ortholf von Heudorf (*Abb. 1*).

3. Wappenscheibe des Heinrich von Landau, 1541 (*Abb. 3*)

Vor violettem Damastgrund steht auf grüner Wiese das Wappen der Grafen von Landau, Stammes- und Wappengenossen der Grafen von Württemberg⁵⁹⁾: In Gold drei mit den Spitzen linksgekehrte, schwarze Hirschstangen übereinander, als Helmzier ein natürlicher Pfauenschweif in goldenem Korb mit schwarzem Gitter, die Helmdecken gold-silbern⁶⁰⁾. Heraldisch rechts, wie auf der Heudorf-Scheibe (*Abb. 1*), eine Schildhalterin in Gestalt einer Lagerdirne. Der mit Quasten verzierte Beutel wird hier von einem Behälter mit Eßbesteck ergänzt. In der linken Hand hält sie ein Seil, dessen Ende durch einen weißen Ring gezogen und das um den Hals eines alten Mannes zur Linken des Wappens geschlungen ist: Dieser ist klein, untersetzt, einfach gekleidet in einen wadenlangen Bauernkittel, mit einer Bauernkappe auf dem Kopf, unter der fülliges weißes Haar hervorquillt, im Gesicht einen schütterten Bart, den Kopf leicht geneigt, die Arme über der Brust gekreuzt, Gesten, die den Eindruck von Demut und Ergebenheit vermitteln. Am Revers ist der gleiche Ring zu erkennen wie am Seilende auf der anderen Seite des Wappens. Während die Deutung der Ringe Rätsel aufgibt, läßt der an der Taille befestigte pralle, mit Bändern und Quasten verzierte voluminöse Geldbeutel keinen Zweifel an der Deutung des Bildinhaltes. Dargestellt ist ein „ungleiches Paar“, die „mesalliance“ zwischen Menschen verschiedenen Alters, die zu Beginn des 16. Jahrhunderts gern ins Bild gesetzt wurde: Der verliebte Alte in der Rolle des Narren, der den Reizen einer jungen Frau erlegen ist und für ihre Gunst nun teuer bezahlen muß.⁶¹⁾ Das Seil, mit dem das Frauenzimmer den Greis eingefangen hat, ist in Anlehnung an die Symbolsprache von Urs Graf als Narrenseil aufzufassen.⁶²⁾ Daß es sich bei dem Unterschied an Alter und Schönheit nur um käufliche Liebe handeln kann, kommt auch in einem zeitgenössischen Lied zum Ausdruck, in dem eine Frau geradeheraus sagt: „O alter götz... Het ich dein vollen kasten, ich seh dich nit mehr an“⁶³⁾. Bekannt ist, daß die Wahl des Bildthemas, insbesondere in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, weitgehend auf die persönlichen Wünsche des Auftraggebers, gleichzeitig auch der Stifter, zurückgeht. Dabei waren gesellschaftliche Tabus nicht etwa verpönt - im Gegenteil, sie wurden aus Freude an Witz, Humor und einer oft beißenden Ironie karikaturistisch in Szene gesetzt, nicht um sich oder den Empfänger der Scheibe bloßzustellen, Mitleid, Scham oder Gewissensqualen hervorzurufen, sondern Gelächter. In der Zimmerischen Chronik ist die Erotik Gegenstand zahlreicher Schwänke.⁶⁴⁾

Trotz stellenweiser Bemalungsverluste läßt die Gestaltung der männlichen Figur Porträt-



Abb. 2 Wappenscheibe des Hans Gremlich von Jügingen, 1522. (Foto: G. Goerlipp).



Abb. 3 Wappenscheibe des Heinrich von Landau, 1541. (Foto: G. Goerlipp).

haftigkeit erkennen, so daß vermutet werden kann, daß hier entweder der Schenker oder der Beschenkte für die schalkhafte Darstellung erhalten mußte. Die bäuerliche Kleidung spricht nicht dagegen, ist doch bekannt, daß sich viele vornehme Herren damals einfach, „sogar bäuerlich“⁶⁵⁾ kleideten.

Im Oberlicht über schlichten Säulen eine Schlacht zwischen kaiserlichen Landsknechten und eidgenössischen Reisläufern: Links zurückweichende, teilweise bereits niedergemetzelte Schweizer Infanterie (vgl. das Schweizerkreuz auf der Brust dreier Hellebardiers), bewaffnet mit Hellebarden, Langspießen, Zweihändern und Luntentbüchsen. Rechts hinter einer Geschützstellung mit zwei Kanonen vorstoßende, berittene Landsknechte (vgl. die Andreaskreuze auf dem Pferderücken rechts und zweimal klein auf dem Sattel) mit Lanzen, an der Spitze mit Fuchsschwänzen geschmückt. Ihr offensichtlicher Sieg über die Eidgenossen dürfte weniger auf ein bestimmtes historisches Ereignis anspielen, sondern eher allgemeintypisch aufzufassen sein: „er bezeichnet die Ehre, die dem Kriegstüchtigeren gebührt“⁶⁶⁾.

Die Burg der Grafen von Landau lag bei Grüningen im ehemaligen Oberamt Riedlingen. Heinrich war ein Sohn des 1510 verstorbenen gleichnamigen Vaters, Herr auf Lauterach, und der Magdalena von Altmannshofen.⁶⁷⁾ Die Zimmerische Chronik berichtet von dem „unfal“, den Heinrich erlitt, als „er mit kaiser Carl'n für Metz gezogen“⁶⁸⁾ (zwischen 1552-1556): Nachdem er von den Franzosen gefangengenommen war und diese seinen „pitschaftring“ (Siegelring) am Finger entdeckt hatten, meinten sie „er seie villeucht ainer von Württemberg“. Daraufhin erhofften sie sich natürlich ein hohes Lösegeld. Als sie aber den Irrtum bemerkten, gaben sie sich mit 4000 Gulden zufrieden. Geburts- und Sterbedatum des Stifters sind unbekannt.

Bis auf die männliche Figur, den Kopf der Dame und die Helmzier des Wappens sind alle übrigen Teile des Mittelbildes ergänzt.⁶⁹⁾ Das am Hals des Mannes erkennbare Seil läßt darauf schließen, daß die authentischen Gläser bei der Wiederherstellung vorgelegen haben dürften. Trotz des zeitlichen Abstandes von nahezu zwanzig Jahren könnte die Scheibe mit den vorherigen in einem Werkstattzusammenhang stehen (vgl. *Abb. 1 und 2*). Dafür sprechen nicht nur die gemeinsame Provenienz aus dem Zimmerischen Umkreis, Ähnlichkeiten in Komposition und Gestaltungsmitteln, in der technischen und zeichnerischen Ausführung, sondern auch die Art und Weise, wie der Glasmaler auf das Selbstverständnis seiner Auftraggeber einzugehen verstand. Die Wahl des Bildthemas läßt vermuten, daß die Scheibe, im Gegensatz zu der Heudorf- und Gremlich-Scheibe (*Nr. 1 und 2*), weniger für einen öffentlichen Ort, wie etwa ein Rathaus, bestimmt war, sondern eher für einen Rittersaal oder eine Trinkstube, wo es lustig zugeht und solche Scheiben zum Amusement der Gesellschaft beitragen.

4. Wappenscheibe Friedrichs II. Graf von Fürstenberg, 1529 (*Abb. 4*)

Auf einer Wiese mit Maiglöckchen und Kornblumen (?) steht vor abgewittertem Damastgrund das Stammwappen der Grafen von Fürstenberg: In goldenem Schild ein roter Adler mit offenem Flug, umgeben von einem Rand mit blauem Wolkenschnitt in Silber. Auf dem Helm mit rot-silbernen Decken ein rotes Kissen mit drei durch Goldringe gezogenen Quasten, darauf ein silberner Ball.⁷⁰⁾ Heraldisch rechts ein Schildbegleiter in zeitgenössischer Turnierkleidung mit Brustpanzer, Wappenrock, ganzem Arm- und Beinzeug, auf dem eckigen Schädel ein prächtiges Federbarett, darunter eine Backenkappe, im Gesicht einen modisch gestutzten Vollbart. Nur zu gerne möchte man in der Figur den Stifter erkennen, zumal er mit so individuellen Kennzeichen wie den Initialen *LNBE* auf der Schließe über der Brust und der Ordenskette vom Goldenen Vlies ausgestattet ist. Ein ganzfiguriges Porträt des Grafen Friedrich aus dem Jahr 1558 (*Abb. 4.1*), das im Rittersaal von Schloß Heiligenberg hängt, spricht jedoch gegen diese Annahme: Die Figur auf dem Gemälde wirkt jünger und stattlicher als diejenige auf der Scheibe, und Graf Friedrich war zum Zeitpunkt der Stiftung auch erst 33 Jahre alt.

Zudem wurde er erst 1546 mit der Ordenskette vom Goldenen Vlies ausgezeichnet. Daß es sich bei der Figur auf der Scheibe um einen damals gängigen Typus handelt, bestätigt ein Blick auf einige Stücke des gleichzeitig entstandenen Zyklus im Endinger Rathaus, wo er mehrfach in Varianten erscheint.⁷¹⁾ Die seitliche Rahmenarchitektur (Säulen mit Weinreben-dekor, Schafringe mit Taustab, Basen und korinthisierenden Kapitellen) begegnet in ihren dezenten Farbzusammenstellungen auf nahezu allen Endinger Scheiben. Im Oberlicht, lediglich durch eine Bleirute vom Mittelbild getrennt, ein Ritterturnier, im 16. Jahrhundert nicht nur glänzender gesellschaftlicher Anlaß an den Fürstenhöfen, sondern auch Treffpunkt der kriegerischen Elite. Auf beiden Seiten je eine Gruppe berittener und geharnischter Krieger. Ihre Anführer, die nach mittelalterlichem Brauch mit Hilfe der Wappenabbreviaturen auf den Decken ihrer Pferde kenntlich gemacht sind, begrüßen sich im Bildzentrum. Während der Ball auf der Decke des einen Pferdes darauf hindeutet, daß auf seinem Rücken ein Fürstenberger sitzt, konnten die übrigen Wappen, wie das legierte „A“, in großer Anzahl auf dem Flankenschutz des gegnerischen Pferdes zu beobachten, und der flammende Globus auf der Decke des Pferdes links außen, bisher nicht identifiziert werden. Das „A“ begegnet auf mehreren Scheiben, so im Oberlicht einer Wappenscheibe des Grafen Rudolf von Sulz von 1532 im Rathaus zu Rheinfelden⁷²⁾ und in der gleichen Fassung auf einer Scheibenschenkung Karls V. aus dem Jahr 1547 im Rittersaal von Schloß Heiligenberg⁷³⁾. Die Vorlage dazu dürfte einem der zahlreichen Turnierbücher entnommen sein, deren Auffindung noch aussteht.

Graf Friedrich II. von Fürstenberg (1496-1559), dessen Vater, Graf Wolfgang, Hofmarschall bei König Maximilian war, kam 1505 als „Gesellschafter“ der um wenige Jahre jüngeren Prinzen Karl und Ferdinand an den königlichen Hof nach Brabant. Reformation und Bauernkriege machten ihn später zusammen mit Hugo von Montfort zum Führer des schwäbischen Adels. 1525 kämpfte er gegen die Bauern, die seine Schlösser und Dörfer eingenommen, geplündert und niedergebrannt hatten. Noch lange danach drückten ihn schwere Schulden, von denen ihn erst Tod und Erbe seines Schwiegervaters Christoph, des letzten Grafen von Werdenberg († 1534), befreiten. Zusammen mit seinem Bruder Wilhelm gehörte Friedrich zu den namhaftesten Kriegsmännern seiner Zeit. In nahezu allen Kriegen Kaiser Karls V. bekleidete er hohe Befehlshaberstellen und wurde 1546, wie bereits erwähnt, für seine Verdienste mit dem Orden zum Goldenen Vlies ausgezeichnet.⁷⁴⁾

Obwohl das vollständig im Original erhaltene Glasgemälde durch eine harmonische Zusammenstellung der farbigen Gläser, eine gute technische Arbeit und qualitätvolle Zeichnung besticht, ist eine gewisse stereotype Behandlung des Themas nicht zu verkennen. Sie spricht in Anlehnung an die Scheiben in Endingen für einen öffentlichen Stiftungsort. Anzunehmen ist, daß der Stifter hier auf seinen persönlichen Anteil an der Gestaltung der Scheibe verzichtet hat, wie dies zum Beispiel bei der Heudorf-, Gremlich- und Landau-Scheibe (*Abb. 1-3*) stark herauszuspüren ist. Graf Friedrich dürfte vielmehr kommentarlos eine Scheibenschenkung in Auftrag gegeben haben, bei der der Glasmaler dann schon wußte, was er bei einem so noblen Auftraggeber ins Bild zu setzen hatte, nämlich das Ideal vom kriegstüchtigen Aristokraten in jener Zeit.

Während Hans LEHMANN die Scheibe Ludwig Stilhart von Konstanz zuschrieb,⁷⁵⁾ verwies Dietrich RENTSCH überzeugend auf ihren Zusammenhang mit dem Endinger Rathauszyklus, dessen Entstehung in der Freiburger Ropsteinwerkstatt angenommen wird. Hier sei insbesondere auf die Scheibe des Wendel vom Wiger (1529) hingewiesen, der ein Scheibenriß von Hans Weiditz (* vor 1500, tätig bis 1536) für Graf Wilhelm von Fürstenberg (1491-1549) aus dem Jahr 1528 zugrundeliegen könnte.⁷⁶⁾ Eine stilistische Verbindung ist auch zu unserer Scheibe herzustellen.



Abb. 4.1 Graf Friedrich II. zu Fürstenberg, 1558, von einem unbekanntem Maler. Schloß Heiligenberg, Rittersaal. (Fotovorlage: F.F. Archiv Donaueschingen).



Abb. 4 Wappenscheibe des Friedrich Graf zu Fürstenberg, 1529. (Foto: G. Goerlipp).

5. Wappenscheibe der Veronika von Falkenstein, 1528 (Abb. 5)

Eine reich ornamentierte Renaissancearchitektur rahmt ein zweigeteiltes Mittelbild: Im oberen Teil die Krönung Mariens auf einer Estrade, von einer Steinnische hinterfangen, darüber links die Kirchenväter Ambrosius und Augustinus, rechts der Heilige Nikolaus mit unbekanntem Wappen. Die Szene dürfte nach einer Zeichnung entstanden sein, die in der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe aufbewahrt wird (Abb. 5.1).⁷⁷⁾ Beide haben dieselben Maße (20,6x32,2 cm). Bisher galt die Zeichnung als Nachzeichnung der entsprechenden Darstellung auf der Scheibe.⁷⁸⁾ Begründet wurde die These mit stilistischen Argumenten („Streckung der Figuren“ und „Freude an der Darstellung des Nackten“), die Arthur von SCHNEIDER zu einer Datierung in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts veranlaßten. Die Zeichnung weist jedoch sowohl stilistische als auch formale Merkmale auf, die in ihr eine Werkzeichnung bzw. Vorlage erkennen lassen und eine Datierung um etwa 1525/26 nahelegen.⁷⁹⁾ Das auf der Rückseite befindliche Monogramm, HEG legt, mit der sich anschließenden Jahreszahl 1580 und fehlende Farbeintragungen „zur Unterrichtung des Glasmalers“ sollten die späte Datierung stützen. Nun ist eine Signatur auf der Rückseite einer Zeichnung völlig unüblich und in dieser Form als Besitzerzeichen aufzufassen. Anzunehmen ist, daß das Blatt im Jahr 1580 in die Werkstatt des Glasmalers gelangt ist, der sich hinter dem Monogramm HEG verbirgt⁸⁰⁾ und dort als Blatt Nr. 106 (Numerierung oben links) in einem größeren Werkstattkatalog rangierte, der den Kunden zwecks Themenauswahl vorgelegt wurde. Das Thema, die Marienkrönung mit den darüber plazierten Kirchenvätern, ist auf der Zeichnung kompositionell festgelegt. Die absichtlich freigelassenen Partien sollten dem Glasmaler Raum für seine eigene Kreativität und künstlerische Entfaltung lassen. Diese Verfahrensweise ist auf zahlreichen Scheibenrissen belegt. Darüber hinaus ist bekannt, daß nicht ausschließlich Scheibenrisse als Vorlagen verwendet wurden, sondern Zeichnungen jeglicher Art: größere Bildszenen, Einzelmotive und Ornamente, die je nach Bedarf und Können entweder exakt übernommen oder auch verändert und neu



Abb. 5.1 Marienkrönung mit den vier Kirchenvätern Ambrosius und Augustinus (links), Gregor und Hieronymus (rechts), um 1525, von einem anonymen Zeichner. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe (Foto: Staatl. Kunsth. Karlsruhe).



Abb. 5 Wappenscheibe der Veronika von Falkenstein, 1528. (Foto: G. Goerlipp).

kombiniert wurden.⁸¹⁾ Die vereinzelt szenischen Abweichungen zwischen unserem Scheibenbild und dem Vorlagenblatt sind einerseits auf spätere Restaurierungen (statt der beiden Kirchenväter Gregor und Hieronymus erscheint auf der Scheibe oben links der Heilige Nikolaus), andererseits wahrscheinlich auf die persönlichen Wünsche der Auftraggeberin (so ist Christus auf der Scheibe in voller Bekleidung dargestellt) zurückzuführen.



Abb. 6.1 Scheibenriß von Georg Baldenwyn mit Darstellung aus der Samson-Legende, 1601. Signiert. Bern, Historisches Museum, Sammlung Wyss, Bd. IV, Blatt 74. (Foto: S. Rebsamen, Histor. Museum Bern).



Abb. 6 Wappenscheibe des Heinrich Graf zu Fürstenberg, 1572. (Foto: G. Goerlipp).

Zurück zur Scheibe: In der unteren Bildhälfte kniet die Stifterin vor einem herabhängenden Teppich, einen Rosenkranz betend. Sie ist in eine lange, braunschimmernde Schaub mit breitem Pelzkragen gehüllt, darunter ein Büßerhemd, auf dem Kopf eine Haube. Ihr Blick ist auf ihr elterliches Wappen (von Ems) gerichtet: In Blau ein aufgerichteter goldener Steinbock, auf dem Helm mit blau-goldenen Decken derselbe wachsend. Die Inschrift erläutert den Sinngehalt des Glasbildes: die Stifterin bittet Maria um ihren Schutz. Das Thema läßt als ursprünglichen Standort eine Privat- oder Hauskapelle annehmen.

Veronika von Ems († 1554) entstammte einem rätischen Geschlecht, das sich 1170 auf Burg Hohenems in Vorarlberg niederließ, im 14. Jahrhundert nach Schwaben kam und seit 1363 bis zu seinem Erlöschen (um 1850) nahezu ununterbrochen in Hof- und Kriegsdiensten der Österreicher stand.⁸²⁾ In den italienischen Kriegen stellte die Familie ihre Kriegstüchtigkeit unter Beweis (1508-1517 bei Padua, Friaul, Verona, Ravenna und Brescia, 1524 bei Romagnano und 1525 bei Pavia). In Würdigung ihrer Verdienste um Österreich erhob Kaiser Ferdinand I. das Geschlecht am 27. April 1560 in den Reichsgrafenstand. Der Vater Veronikas, Hans von Ems, war Kammermeister und Rat Herzog Albrechts von Österreich und gehörte 1468 zu den vorderösterreichischen Ständegliedern im Breisgau. Veronika ging aus seiner zweiten Ehe mit Helena von Klingenberg hervor und war selbst in zweiter Ehe mit dem Freiherrn Sigmund von Falkenstein († 1533) verheiratet. Er leitete im Namen der kaiserlichen Regierung 1524 und 1527 die Ratsbesetzung in Freiburg. Zusammen mit Sohn Christoph und Schwiegertochter Ursula von Ems stiftete er das vierte Hochchorfenster im Freiburger Mün-

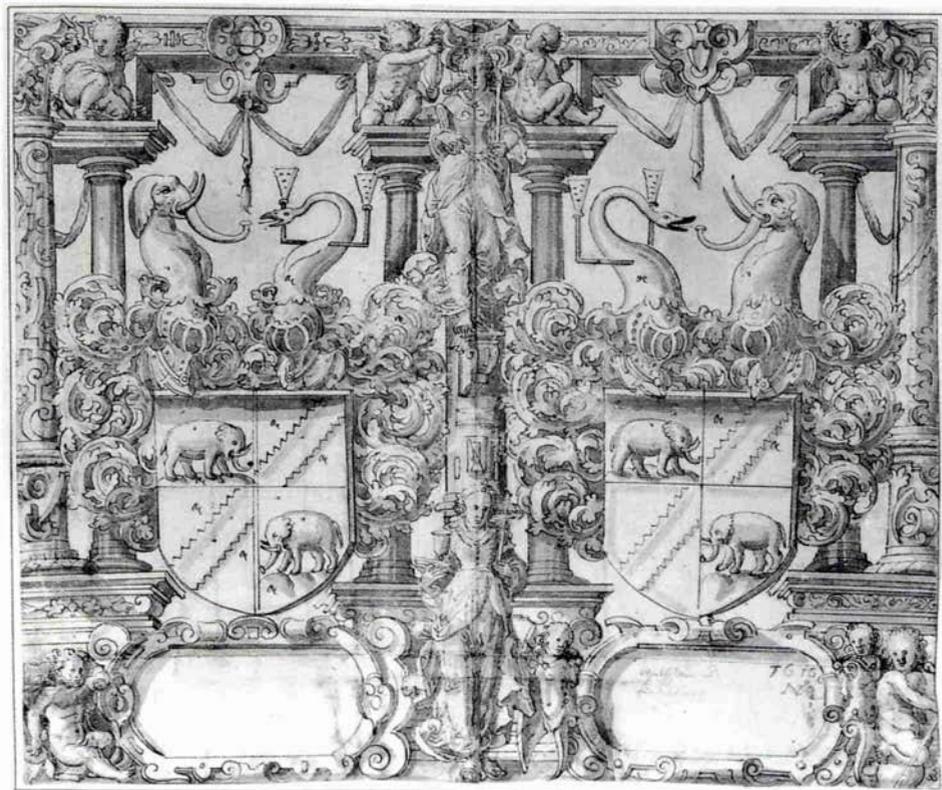


Abb. 7.1 Scheibenriß mit dem Wappen der Grafen von Helfenstein von Nikolaus von Riedt, 1616. Signiert. Bern, Historisches Museum, Sammlung Wyss, Bd. III, Blatt 68. (Foto: S. Rebsamen, Histor. Museum Bern).



Abb. 7 Wappenscheibe des Georg Wilhelm Graf von Helfenstein, 1625. (Foto: G. Goerlipp).

ster, das, wie die übrige Verglasung, zwischen 1511 und 1513 entstanden sein dürfte. Sigmund liegt im Münster zu Basel begraben.⁸³⁾

Die Teilung des Mittelbildes in zwei Bildebenen, in eine irdische und eine himmlische Sphäre, verleiht der figurenbeladenen Komposition einen klaren, geschlossenen Aufbau. In der Kombination von Stifterbildnis, Wappen und figürlichen Szenen ist hier ein aus der mittelalterlichen Monumentalglassmalerei bekannter Kompositionstypus aufgegriffen, mit dem Rahmenschema der Kabinetttglassmalerei versehen und auf ein kleines, handliches Format reduziert. Nicht nur die Tatsache, daß die Familie Falkenstein im Breisgau begütert war und Sigmund in Freiburg einen Ratsposten hatte, läßt die Entstehung der Scheibe in dieser Stadt vermuten, sondern auch die stilistische Verwandtschaft zu Werken, die der Freiburger Ropsteinwerkstatt zugeschrieben sind. Die graphische Behandlung des Stifterinnengewandes läßt Zusammenhänge mit der des Ritterrocks auf der Wappenscheibe des Wendel vom Wiger im Enderinger Rathaus erkennen, die ebenfalls im Jahr 1529 gestiftet wurde.⁸⁴⁾ Enge Beziehungen bestehen zu weiteren Stücken der Sammlung. Die Scheibe dürfte im 19. Jahrhundert nach Heiligenberg gelangt sein.

6. Wappenscheibe Heinrichs VIII. Graf von Fürstenberg, 1572 (Abb. 6)

Vor einem hellblau-ornamentierten Damastgrund steht vor einem Podest und auf dem Rahmen der Inschriftenkartusche das Fürstenbergische Stammwappen⁸⁵⁾. Die seitliche Architektur ist mit Szenen aus der Geschichte Samsons gefüllt⁸⁶⁾. Links schwingt der mit übermenschlich physischer Kraft ausgestattete Nasiräer den Eselskinnbacken über seinem Kopf, mit dem er tausend Philister erschlug. Über ihm die Quellenangabe im Alten Testament „IVDIC XV“. Rechts Samson nach seiner Gefangennahme: geschoren und geblendet, wie er beim Osterfest der Philister ein letztes Mal seine Kräfte zurückgewinnt, die Mittelsäulen des Tempels zum Einsturz bringt und sich so zusammen mit dreitausend Menschen in den Tod schickt. Diese kleine Szene findet sich auf einem Scheibenriß von Georg Baldenwyn aus Aarburg (um 1563-1617) wieder, 1601 datiert, bei dem es sich um die Kopie eines Risses von Hans Rudolf Manuel (1525-1571) aus dem Jahr 1569 handeln soll (Abb. 6.1)⁸⁷⁾. Motive aus der Samson-Legende sind im 16. Jahrhundert häufiger auf Wappenscheiben anzutreffen. Der alttestamentliche Held galt als Symbol für „Zornesmut“ und einen „ehrenhaften Tod“⁸⁸⁾, Tugenden, die in der adeligen Gesellschaft des 16. Jahrhunderts zum Ehrenkodex gehörten. Das ikonographische Programm der Architektur wird in den Sockeln von niedergestreckten Krieger (Philistern?) ergänzt, in den Kapitellen von bekrönten Löwenköpfen. Zu beiden Seiten der Inschriftenkartusche je eine männliche Büste in einer Maueröffnung: Die linke alt, mit langem Bart und orientalischer Kopfbedeckung, die rechte jugendlich, bartlos und mit Turban und Halstuch, - vielleicht Propheten? Im Oberlicht eine Hirschfangjagd in Grisaille. Es fällt auf, daß das Bildprogramm in seiner Zusammenstellung und Wahl der Motive insgesamt ebenso formelhaft erscheint, wie auf der über vier Jahrzehnte früher entstandenen Wappenscheibe des Vaters Friedrich von Fürstenberg (Nr. 4). Daraus kann geschlossen werden, daß die Gestaltung der Wappenscheibe eines Mitglieds der herrschenden Oberschicht nach bestimmten Normen zu erfolgen hatte: Sie mußte ethische Wertvorstellungen und Ehrbegriffe ins Bild setzen, die mit der gesellschaftlichen oder politischen Stellung des Auftraggebers und der damit verbundenen Verantwortung verknüpft waren.

Graf Heinrich VIII. (1536-1596), ein Sohn des Grafen Friedrich II. von Fürstenberg (s. o. Nr. 4), war Begründer der Baarer Linie, die jedoch mit seinem Tode gleich wieder ausstarb. Zusammen mit seinen Brüdern Joachim und Christoph von Fürstenberg trat er 1559 das Erbe seines Vaters an. Im Anschluß an die Reformversuche der lutherischen Kirche bemühte er sich um die Wiederherstellung des klösterlichen Lebens. In seinen Bestrebungen, den katholischen Glauben in einem konfessionell geeinten Territorium zu stärken, sah er eine wichtige

Aufgabe. Zusammen mit seiner Gemahlin Amalie von Solms-Lich gründete er die St. Gregori-Schulbruderschaft, die Kindern unbemittelter Eltern eine „gute christliche Erziehung“ ange-deihen lassen sollte.⁸⁹⁾ Die Inschrift zählt nicht nur seine Grafentitel auf, sondern nennt ihn darüber hinaus als Herrn von Hausach im Kinzigtal und als Aufsichtspflichtigen des kaiserlichen Hofgerichts in Rottweil, ein Amt, mit dem er im Jahr 1572 beauftragt wurde. Dies dürfte denn auch der Stiftungsanlaß gewesen sein, und es ist zu vermuten, daß die Scheibe ihren Platz ursprünglich im Rathaus von Rottweil hatte.

Die Zuschreibung Hans ROTTS an Balthasar Federlin von Konstanz († 1582) überzeugt.⁹⁰⁾ Sie ist seinen signierten Arbeiten kompositionell und stilistisch eng verwandt.⁹¹⁾

Abkürzungen

Abb.	Abbildung / Abbildungen
FFA	Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen
FFH	Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek Donaueschingen
Hrsg.	Herausgeber
hrsg.	herausgegeben
Schr. Baar	Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile
ZA	Zentral Administration
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte

Anmerkungen

- ¹⁾ Z. B. im Neuen Schloß in Baden-Baden, auf Schloß Salem, Schloß Eberstein (Obertsrot bei Gernsbach) und Schloß Althausen.
- ²⁾ Vgl. dazu B. GIESICKE, Glasmalereien des 16. und 17. Jahrhunderts im Schützenhaus zu Basel, Basel 1991, S. 16.
- ³⁾ H. SCHMITZ, Die Glasgemälde des Königlichen Kunstgewerbemuseums in Berlin, 2 Bde., Text- und Tafelband Berlin 1913, Bd. 1, S. 123, Anm. 1.
- ⁴⁾ J. L. FISCHER, Handbuch der Glasmalerei (Hiersemanns Handbücher VIII), Leipzig 1937, S. 261-262.
- ⁵⁾ A. v. SCHNEIDER, Der Fensterschmuck des Rittersaales auf Ebersteinschloß, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 103, 1954, S. 780.
- ⁶⁾ R. BECKSMANN, Die mittelalterlichen Glasmalereien in Baden und der Pfalz: ohne Freiburg i. Br. (Corpus Vitrearum Medii Aevi: Deutschland; Bd. 2, Teil I), Berlin 1979, S. 55-56.
- ⁷⁾ Vgl. S. 43 und Anm. 30 u. 31.
- ⁸⁾ J. L. WOHLEB, Fensterbild- und Wappenscheibentwürfe des „Meisters von Meßkirch“, in: Schr. Baar 22 (1950), S. 58-68; A. v. SCHNEIDER, Eine Kabinetscheibe der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlungen und ihre Nachzeichnung, in: Schr. Baar 23 (1954), S. 97-103, Abb. 1 u. 2.
- ⁹⁾ R. BECKSMANN (s. o. Anm. 6), S. 132-147, Taf. 50-58, Regesten Nr. 37-40, S. 293-295.
- ¹⁰⁾ Ebendort, S. 55-57, Abb. 68 u. 69, Regesten Nr. 17 u. 18, S. 291. Die internationale Arbeitsgemeinschaft des Corpus Vitrearum Medii Aevi (CVMA) katalogisiert mittelalterliche Glasmalereien bis 1530 (eine Ausnahme bildet das amerikanische Corpus Vitrearum (CV), das Glasmalereien bis 1700 in seine Kataloge aufnimmt).
- ¹¹⁾ D. RENTSCH, Glasmalerei, in: Die Renaissance im Deutschen Südwesten zwischen Reformation und Dreißig-jährigem Krieg. Eine Ausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe im Heidelberger Schloß, 2 Bde., Karlsruhe 1986, Bd. 1, S. 241-302 mit Abb.
- ¹²⁾ Diesbezügliche Dokumente im FFA, ZA, Archiv Kunst und Wissenschaft V, 8a; auszugsweise veröffentlicht bei J. L. WOHLEB (s. o. Anm. 8), S. 66-67.
- ¹³⁾ FFA, Briefe Laßbergs an Liebenau v. 16. VII. 1837, 27. IX. 1838 u. Januar 1839 (zit. bei Chr. ALTGRAF zu SALM, Laßberg als Kunstsammler, in: Joseph von Laßberg, Mittler und Sammler. Aufsätze zu seinem 100. Geburtstag, hrsg. v. K. S. BADER, Stuttgart 1955, S. 72, Anm. 22 u. S. 81, Anm. 47).
- ¹⁴⁾ F. J. MONE, Die bildenden Künste im Großherzogthum Baden ehemals und jetzt, o. O. 1884-1896, S. 289.
- ¹⁵⁾ Ebendort, S. 37.
- ¹⁶⁾ Abschrift des Briefwechsels zwischen Stantz und dem damaligen Leiter der fürstlichen Antiquitätensammlung, Franz Simon Freiherr von Pfaffenhofen, in: FFA, F. WOWES, Glasgemäldeinventar, 2 Bde., 1912, Bd. 1, S. 15-16.
- ¹⁷⁾ FFA, ZA, Archiv Kunst und Wissenschaft V, 8.
- ¹⁸⁾ Ebendort, Brief von Kabinetsrat K. F. Gutmann v. 27.05.1878 an Prof. J. R. Rahn, Zürich.
- ¹⁹⁾ s. o. Anm. 17.
- ²⁰⁾ s. o. Anm. 17. Das dritte Verzeichnis betrifft die mittelalterlichen Fenster in der Schloßkapelle, die 1979 von R. BECKSMANN (s. o. Anm. 6 u. 9) veröffentlicht wurden.
- ²¹⁾ s. o. Anm. 17.
- ²²⁾ Brief v. Kabinetsrat K. F. Gutmann an J. R. Rahn v. 08.11.1878 (s. o. Anm. 17).
- ²³⁾ Brief v. J. R. Rahn an Kabinetsrat K. F. Gutmann v. 21.12.1880 (s. o. Anm. 17).
- ²⁴⁾ F. WOWES (s. o. Anm. 16), Faltblatt in Bd. 1.

- ²⁵⁹ FFA, ZA, Archiv Kunst und Wissenschaft V, 8c.
- ²⁶⁰ Für Kloster Beuron vgl. FFA, Registratur der Leitung der Fürstlich Fürstenbergischen Institute, Kunst und Wissenschaft, 34, I, 1, Akte „Kriegssache“. - Für das Rathaus in Freiburg i. Br. vgl. ebendort, 76, 41, I, Akte „Kunstbesitz der Fürstlichen Herrschaften, Glasmalereien betreffend, 1921 -...“. - Für das Rathaus von Möhringen vgl. ebendort, 13, I, 1, Akte „Gnadensache. Die schenkungsweise Abgabe von Gegenständen auf Bittgesuche hin und Bittgesuche überhaupt betreffend.“ An dieser Stelle danke ich dem Fürstenbergischen Archivleiter Georg GOERLIPP herzlich für die rege Unterstützung meiner Arbeit und die anhaltende Bereitschaft zu klärenden Gesprächen.
- ²⁷⁰ F. WOVES (s. o. Anm. 16).
- ²⁷¹ F. WOVES (s. o. Anm. 16), Bd. 1, S. 25-26, handschriftliche Bleistiftnotiz.
- ²⁷² Schweizerisches Landesmuseum Zürich, Fotothek, Mappe „Schloß Heiligenberg“.
- ²⁷³ Brief v. H. ROTT an Fürst Max Egon II. vom 22. Januar 1929, in: Akte „Kunstbesitz“ (s. o. Anm. 26).
- ²⁷⁴ Ebendort, Brief von H. ROTT v. 9. April 1930 an Prinz Max zu Fürstenberg; vgl. auch Generallandesarchiv Karlsruhe, 65 N 785 Obser, Brief H. ROTT an den damaligen Archivleiter Karl Obser v. 20. Februar 1930. Das Manuskript scheint kriegsverschollen.
- ²⁷⁵ Akte „Kriegssache“ (s. o. Anm. 26).
- ²⁷⁶ Ausstellungsbesprechung im „Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich“ v. 5. Februar 1949.
- ²⁷⁷ Akte „Ausstellungen im allgemeinen sowie die Beschickung von Ausstellungen durch die Fürstlichen Sammlungen 1929-1952“ (s. o. Anm. 17). Vgl. dazu auch den Ausstellungskatalog „Kunstwerke aus dem Besitz des Fürsten zu Fürstenberg Donaueschingen“, Berner Kunstmuseum, Bern 1948, aus dem ersichtlich ist, daß im Vergleich zur Beschickungsquantität nur wenige Stücke gezeigt wurden.
- ²⁷⁸ Die acht Zürcher Zunftscheiben wurden 1953 von den entsprechenden Zürcher Zünften angekauft und dem Schweizerischen Landesmuseum in Zürich „zur Aufbewahrung und Ausstellung übergeben“ (Brief L. WÜTHRICH, Zürich, v. 19. Mai 1989 an E. W. Graf zu Lynar, Donaueschingen; vgl. dazu auch J. SCHNEIDER, Glasgemälde, Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich, Bd. 1 u. 2, Stäfa 1970, hier Bd. 2, S. 277-279, Nr. 465-472, Abb. S. 379-382). Die Scheibe des Kleinen Rats von Schaffhausen befindet sich in Schaffhausen (vgl. O. STIEFEL, Die Glasgemälde des Museums zu Allerheiligen in Schaffhausen, Schaffhausen o. J., S. 32, Nr. 50, Taf. 47).
- ²⁷⁹ Vgl. dazu Chr. ANDERSSON, Symbolik und Gebärdensprache bei Niklaus Manuel und Urs Graf, in: ZAK 37 (1980), S. 276-288.
- ²⁸⁰ FFH, Handschrift 580a und b, Meßkirch 1565 / 66. Vollständige Veröffentlichung von P. HERRMANN (nach der von K. Barack besorgten zweiten Ausgabe neu herausgegeben), 4 Bde., Meersburg / Leipzig 1932.
- ²⁸¹ Ebendort, Bd. 3, S. 175.
- ²⁸² Ebendort, S. 444.
- ²⁸³ Ebendort, Bd. 2, S. 297.
- ²⁸⁴ Eine Reihe lesenswerter Episoden bei E. JONE, Aus dem heimatlichen Leben des 16. Jahrhunderts, in: Schr. Baar 19 (1933), S. 301-361.
- ²⁸⁵ P. HERRMANN (s. o. Anm. 37), Bd. 2, S. 480.
- ²⁸⁶ Ebendort, S. 319-324 und S. 606.
- ²⁸⁷ H. ROTT, Quellen und Forschungen zur südwestdeutschen und schweizerischen Kunstgeschichte im XV. / XVI. Jahrhundert, I. Bodenseegebiet, 2 Bde., I. 1 Text Stuttgart 1933, S. 189, Anm. 6 und S. 190. Diesbezügliche Nachforschungen blieben bisher erfolglos (Herr Rudolf BECK, Fürstlich Waldburg-Wolfegg'sches Gesamtarchiv, danke ich an dieser Stelle für die Durchsicht der Urkundenbücher).
- ²⁸⁸ H. ROTT (s. o. Anm. 44), I. 2 Quellen, Stuttgart 1933, S. 155-159.
- ²⁸⁹ Vgl. dazu C. HERMANS, Die Glasgemälde des Freiburger Münsterchores und ihr Meister Hans von Ropstein, Diss. phil., Freiburg 1953, unpubliziert, maschinenschriftliches Exemplar in der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. und E. BALCKE-WODARG, Die Glasgemälde der ehemaligen Kartause zu Freiburg im Breisgau vom Beginn des 16. Jahrhunderts, in: Oberrheinische Kunst, 2, 1926/27, S. 164-182, Taf. 80-87.
- ²⁹⁰ Zu Endingen vgl. W. NOACK, Die Standesscheiben im Endinger Rathaus, in: Badische Heimat, 31 (1951), S. 127-131, Abb. 1-14 und K. KURRUS, Die Wappenscheiben im Rathaus zu Endingen, in: Schau-ins-Land, 87 (1969), S. 5-25, Taf. I-VIII. Zu Rheinfelden und der Ropsteinwerkstatt vgl. H. LEHMANN, Zur Geschichte der oberrheinischen Glasmalerei im 16. Jahrhundert, in: ZAK 2 (1940), S. 30-52, Taf. 13-18; A. GENTI, Die Wappenscheiben im Rathaus zu Rheinfelden/Schweiz, in: Schau-ins-Land 71 (1953), S. 64-94, Abb. 1-16.
- ²⁹¹ Insgesamt sind neun signierte Federlin-Scheiben bekannt. Sie befinden sich im Schweizerischen Landesmuseum Zürich, im Historischen Museum des Kantons Thurgau in Frauenfeld, im Badischen Landesmuseum Karlsruhe, im Kunsthaus Heylshof Worms, im Kunstgewerbemuseum Prag sowie in mehreren Privatsammlungen. Fotos im Hand- signaturnarchiv des Schweizerischen Landesmuseums Zürich.
- ²⁹² Vgl. dazu J. L. WOHLEB, Unbekannte Scheibenrisse der Glasmalerfamilie Lang, in: ZAK 9 (1947), S. 227-245, Taf. 73-78.
- ²⁹³ Ein Scheibenriß mit dem Wappen der Stadt Möhringen von 1600 und ein weiterer, unter anderem mit dem Wappen des Glasmalers David Müller von Möhringen von 1601 (beide Kunsthaus Zürich) sprechen für den Aufenthalt des Zeichners in Möhringen um 1600.
- ²⁹⁴ Restauriert von dem Berner Glasmaler H. Müller (vgl. S. 42) und fotografiert von H. Lehmann um 1913/14 (s. o. Anm. 29, Neg. Nr. 13708). Die Frage, nach welcher Vorlage Müller das Oberlicht vervollständigte, kann vorläufig nicht beantwortet werden. Wie aus den Restaurierungsakten hervorgeht (s. o. Anm. 17), Vereinbarung zwischen Glasmaler J. H. Müller und Professor Dr. J. R. Rahn, betreffend die Restauration der im Besitze seiner Durchlaucht des Fürsten Carl Egon von Fürstenberg befindlichen Glasgemälde, getroffen in Bern, den 20. und 21. Dezember 1878“, Rubrik II., Nr. 2), fehlte das obere Teil bereits 1878. Daher muß angenommen werden, daß Müller damals

- entweder eine Zeichnung gleichen Inhalts bekannt war, ihm die zerbrochenen Stücke als Muster vorgelegen haben oder aber, was weniger wahrscheinlich ist, das Oberlicht nach seinen Vorstellungen ergänzt hat.
- ⁵²⁾ Vgl. P. HERRMANN (s. o. Anm. 37), Bd. 4, S. 400, Bezeichnung für die Geschlechtsorgane des Mannes.
- ⁵³⁾ Vgl. Chr. ANDERSSON (s. o. Anm. 36).
- ⁵⁴⁾ Zur Stifterfamilie und zum Wappen: J. KINDLER von KNOBLOCH, Oberbadisches Geschlechterbuch, Bd. 2, Heidelberg 1905, S. 56 und P. HERRMANN (s. o. Anm. 37), Bd. 2, S. 369-370, 412, 518.
- ⁵⁵⁾ H. ROTT, Beiträge zur Geschichte der oberrheinisch-schwäbischen Glasmalerei. A) Konstanzer Glasmaler und Glasmalerei in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, in: Oberrheinische Kunst, 1, 1925/26, S. 26 und Abb. 17. Das vermeintliche Indiz des Autors für die Zuschreibung, der liegende Löwe auf der Wappenscheibe des Burkart von Dankesweiler aus dem 1539 (Louvre, Paris; abgebildet und beschrieben bei W. WARTMANN, Les vitraux suisses au musée du Louvre, Paris 1908, S. 46-47, Nr. 3, Pl. III), die Rott Stilhart zuschrieb, kann aufgrund des damals allgemein weit verbreiteten Vorlagenmaterials nicht zwangsweise zu dem Schluß führen, daß jene und unsere Scheibe in engem Werkstattzusammenhang stehen.
- ⁵⁶⁾ Nicht nur Bürgersfrauen, sondern auch Lagerfrauen hatten Schlüsselgewalt, denn letztere waren unter anderem auch für die Verpflegung der Soldaten zuständig (vgl. E. FUCH, Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Bd. 1, München 1909, S. 390 und Chr. ANDERSSON, Dirnen - Krieger - Narren, Ausgewählte Zeichnungen von Urs Graf, Basel 1978, S. 28).
- ⁵⁷⁾ Die letzten beiden Ziffern des Todesjahres sind in der Zimmerischen Chronik nicht erhalten geblieben (vgl. P. HERRMANN, s. o. Anm. 37, Bd. 2, S. 447, 18). Zum Geschlecht und Wappen der Gremliche von Jüngingen: J. KINDLER von KNOBLOCH, s. o. Anm. 54, Bd. 1, S. 460-464.
- ⁵⁸⁾ P. HERRMANN, s. o. Anm. 37, Bd. 2, S. 447-448. Eine „faselsaw“ ist ein Zuchtschwein.
- ⁵⁹⁾ Vgl. dazu J. KINDLER von KNOBLOCH (s. o. Anm. 54), Bd. 2, S. 2, S. 427 und P. HERRMANN (s. o. Anm. 37), Bd. 4, S. 247-248: „Alle, die sich umb das herkommen deren von Landow zu erkundigen beflissen, sein dessen ainmündig, das ire voreltern graven von Württemberg gewesen. Das zaigt fürnemlichen an ir schilt und Helm, das im wenigsten nit verendert, sonder das recht alt württembergisch wappen sampt dem helm, namlich der beutel, daher dann die allereltesten grafen von Württemberg graven vom Beutel oder von Beutelspach genennt worden. ... Ich höre, es hab herzog Eberhart von Württemberg der erst, mit dem bart, mit denen von Landow vil gehandelt umb ein verenderung im wappen oder am helm, auch sich etlich tausent guldin inen darumb zu geben erbotten, aber sie sein standthaftig bliben und haben solchs nit bewilliget.“
- ⁶⁰⁾ Hier eine Abweichung, denn J. KINDLER von KNOBLOCH (s. o. Anm. 59) gibt schwarz-goldene Helmdecken an.
- ⁶¹⁾ Zum Thema „ungleiches Paar“ vgl. Chr. ANDERSSON (s. o. Anm. 56), S. 67-72.
- ⁶²⁾ Vgl. dazu die Zeichnung von Urs Graf „Alter Narr stellt einer nackten Dirne nach“ (Basel, Kupferstichkabinett, Inv. Nr. U.X. 105), auf der die Frau ein Narrenseil hält, das sich sinnigerweise zu einem Liebesknoten verschlingt (vgl. dazu Chr. ANDERSSON, s. o. Anm. 56, S. 70, Abb. 50, Text S. 67).
- ⁶³⁾ Zitiert bei Chr. ANDERSSON (s. o. Anm. 56), S. 67.
- ⁶⁴⁾ Vgl. dazu E. JONE (s. o. Anm. 41), S. 312.
- ⁶⁵⁾ Vgl. ebendort, S. 349-350.
- ⁶⁶⁾ F. BÄCHTIGER, Andreaskreuz und Schweizerkreuz, zur Feindschaft zwischen Landsknechten und Eidgenossen, in: Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums, 51. und 52. Jahrgang 1971 und 1972, S. 212.
- ⁶⁷⁾ J. KINDLER von KNOBLOCH (s. o. Anm. 54), Bd. 2, 1905, S. 422-423.
- ⁶⁸⁾ P. HERRMANN (s. o. Anm. 37), Bd. 4, S. 264-265.
- ⁶⁹⁾ 1878 ließ J. R. Rahn das Kleid der Schildhalterin und das Wappen, beides bereits von L. Stantz (Konstanz) 1841 ergänzt, noch einmal von Glasmaler Müller (Bern) „durch stilgemäße neue Arbeit“ ersetzen (vgl. Vereinbarung Müller/Rahn, s. o. Anm. 51, I. B Nr. 11), 1918 wurden diese Ergänzungen wieder entfernt und die aufbewahrten Stantzschen Stücke eingesetzt. Die Müllerschen Ersatzstücke sind in der Sammlung erhalten.
- ⁷⁰⁾ Zum Fürstenbergischen Wappen s. J. BADER, Das Fürstenbergische Wappen aus alten Siegeln erklärt, in: Die vereinigten Schriften der Altertums- und Geschichtsvereine zu Baden und Donaueschingen, 3. Jg. (1848), S. 266-276; F. K. zu HOHENLOHE-WALDENBURG, Zur Geschichte des Fürstenbergischen Wappens, Stuttgart 1860; J. KINDLER von KNOBLOCH (s. o. Anm. 54), Bd. 1, 1898, S. 402; J. SIEBMACHER's Großes Wappenbuch, Die Wappen des hohen deutschen Adels, Bd. 3, 1. Teil, Neustadt an der Aisch 1972, S. 30 u. Taf. 62.
- ⁷¹⁾ Auf folgenden Wappenscheiben: 1. Herrschaft Üsenberg, 2. Wendel vom Wiger, 3. Conrad Graf zu Tübingen und Lichtenec, 4. Fasius von Pforr (Literatur zu den Endinger Scheiben s. o. Anm. 47).
- ⁷²⁾ Abb. bei A. GENTI (s. o. Anm. 47), S. 85, Abb. 11.
- ⁷³⁾ Abb. bei E. W. GRAF zu LYNAR, Schloß Heiligenberg, München/Zürich² 1988, S. 11.
- ⁷⁴⁾ Zur Person des Stifters vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, 56 Bde., Reprint der 1. Auflage Leipzig/München 1875-1912, Berlin 1967, Bd. 8, S. 219-20 mit weiterführenden Literaturangaben.
- ⁷⁵⁾ H. LEHMANN (s. o. Anm. 47), S. 48, Anm. 54.
- ⁷⁶⁾ D. RENTSCH (s. o. Anm. 11), S. 273. Zum Scheibenriß des Grafen Wilhelm von Fürstenberg s. F. BÄCHTIGER (s. o. Anm. 66), S. 210-212, Abb. 1, S. 213.
- ⁷⁷⁾ Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Inv. Nr. XI 404.
- ⁷⁸⁾ A. v. SCHNEIDER (s. o. Anm. 8).
- ⁷⁹⁾ Die Klärung diesbezüglicher Sachfragen verdanke ich Hartmut SCHOLZ vom Corpus Vitrearum Medii Aevi (CVMA), Freiburg i. Br.
- ⁸⁰⁾ J. E. von BORRIES (Staatliche Kunsthalle Karlsruhe) wies das Monogramm dem Zürcher Glasmaler Hans Heinrich Engelhart (1557-1612) zu.
- ⁸¹⁾ Zur Werkstattpraxis im 16. und 17. Jahrhundert vgl. St. TRÜMLER, Die Kunst der Glasmaler, in: B. GIESICKE (s. o. Anm. 2), S. 9-13. Zum Problemkreis der Vorlagenverwendung vgl. besonders die ausgezeichnete Studie von

- H. SCHOLZ, Entwurf und Ausführung, Werkstattpraxis in der Nürnberger Glasmalerei der Dürerzeit, Berlin 1991.
- ⁸²⁾ Zur Familie und zum Wappen der Stifterin vgl. J. KINDLER von KNOBLOCH (s. o. Anm. 54), 1898, Bd. 1, S. 295-297 und J. SIEBMACHER's Großes Wappenbuch (s. o. Anm. 70), S. 19-20, Taf. 20.
- ⁸³⁾ Zur Buchsgauer Linie der Freiherren von Falkenstein s. J. KINDLER von KNOBLOCH (s. o. Anm. 54), Bd. 1, 1898, S. 335-336.
- ⁸⁴⁾ Vgl. D. RENTSCH (s. o. Anm. 11), S. 274-275 mit Farbabb..
- ⁸⁵⁾ Vgl. Abb. 4 und Anm. 70.
- ⁸⁶⁾ Altes Testament, Richter 13-16.
- ⁸⁷⁾ Schweizerisches Landesmuseum Zürich, Handsignaturenarchiv, handschriftliche Notiz unter dem Foto. Der Riß von Hans Rudolf Manuel konnte bis heute nicht ausfindig gemacht werden.
- ⁸⁸⁾ Vgl. A. HENKEL/A. SCHÖNE, Emblemata, Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Stuttgart 1967, S. 1849, Sp. 1850.
- ⁸⁹⁾ Zur Person des Stifters: J. KINDLER von KNOBLOCH (s. o. Anm. 56), Bd. 1, 1898, S. 404; G. TUMBÜLT, Das Fürstentum Fürstenberg von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahr 1806, Freiburg i. Br. 1908, S. 130-134; W. THOMA, Die Kirchenpolitik der Grafen von Fürstenberg im Zeitalter der Glaubenskämpfe, in: Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, 87, Münster i. Westfalen 1963, S. 67, 70, 111.
- ⁹⁰⁾ H. ROTT, Die Konstanzer Glasmalerfamilie der Spengler, in: Badische Heimat, 1926, S. 80.
- ⁹¹⁾ s. o. Anm. 48.

Die Provenienzzusammensetzung der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen

von Petr Mašek

Über Ursprung und Entwicklung der Fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek ist in der Vergangenheit schon viel geschrieben worden.¹⁾ Am meisten hat sich mit der Provenienzzusammensetzung der Bibliothek J. NOLTE²⁾ befaßt, der im Bestand der Juridica forschte und peinlich genau die Hauptbestandteile der Bibliothek bestimmte und beschrieb.³⁾ Die Spuren von alten Bibliotheken sind aber nicht ein Vorrecht der Juridica; was für sie gilt, ist für die ganze Bibliothek gültig. Wir finden in der Hofbibliothek noch viele andere Spuren älterer Bibliotheken, die die Donaueschinger Sammlung bereichern. Bücher mit verschiedenen Exlibris, Supralibros, Stempeln und Inschriften geben Zeugnis von den Schicksalen der verschwundenen und zerstreuten Büchersammlungen, verraten aber auch viel Interessantes über die Bibliothek, in der sie heute stehen.

Die wichtigste Feststellung der Provenienzforschung ist, daß es in der Vergangenheit Beziehungen zwischen der Bibliothek in Donaueschingen und der Fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek in der Burg Křivoklát (Pürglitz)⁴⁾ in Böhmen gegeben hat. Diese Bibliothek hatte Landgraf Karl Egon I. zu Fürstenberg (1729-1787), Präsident der Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften in Prag und bedeutender Sammler von Kulturschätzen, zusammengetragen. Ursprünglich war diese Bibliothek im Prager Palais der Fürstenberger untergebracht; sie wuchs bereits zu Lebzeiten von Karl Egon I. zur größten Adelsbibliothek in Prag an. Diese Sammlung wurde später nach Křivoklát geholt und im Jahre 1929 an den Tschechoslowakischen Staat verkauft.

Beide Bibliotheken müssen einige gemeinsame Herkunftsquellen gehabt haben, oder aber es kam durch spätere Einflüsse zu einer Vermischung.

Die gemeinsamen Provenienzspuren der älteren Buchbestände in Donaueschingen und Křivoklát

Zunächst finden wir in beiden Bibliotheken eine Menge von deutschen und französischen Büchern vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts mit kleinen Schildchen, auf welchen die Initialen „E.F.z.F.“ gedruckt sind. Leider kann man sehr schwer feststellen, wem diese Schildchen gehörten. Die Buchstaben „z.F.“ bedeuten sicher „zu Fürstenberg“, die Bestimmung der Vornamen aber ist unsicher. Es ist wahrscheinlich, daß es sich um Elisabeth (1767-1822), die Gemahlin von Karl Josef Alois zu Fürstenberg (1760-1799), geborene von Thurn und Taxis, handelt.

In einem Fall finden wir in Donaueschingen bei diesen Schildchen auch die Inschrift „Franciscus Eusebius Comes de Petting“. Bücher aus der Sammlung der Grafen von Pötting sind in Křivoklát sehr häufig.

Der zweite umfangreiche Komplex stammt aus der Bibliothek des Laurentius Fabricius aus Uerdingen. Laurentius Fabricius war Doktor der Theologie, Canonicus und Pfarrer zu Köln (zeitweise kann man in seinen Büchern auch „sufraganus Colloniensis“ finden). Er war 1588 Weihbischof in Köln und starb am 22. Juli 1600.⁵⁾ Die Bücher sind bezeichnet mit „Laurentius Fabricius, Episcopus Cyrensis“. Der von ihm benutzte Titel „Episcopus Cyrensis“ kommt aus Oberlibyen, wo einst die griechische Stadt Cyrene stand. Im Gefolge der Kreuzzüge wurde Cyrene lateinischer Bischofssitz; wahrscheinlich aber saß dort nie ein Bischof. Den Titel eines Bischofs von Cyrene verlieh der Heilige Stuhl in der Vergangenheit häufig.⁶⁾ –

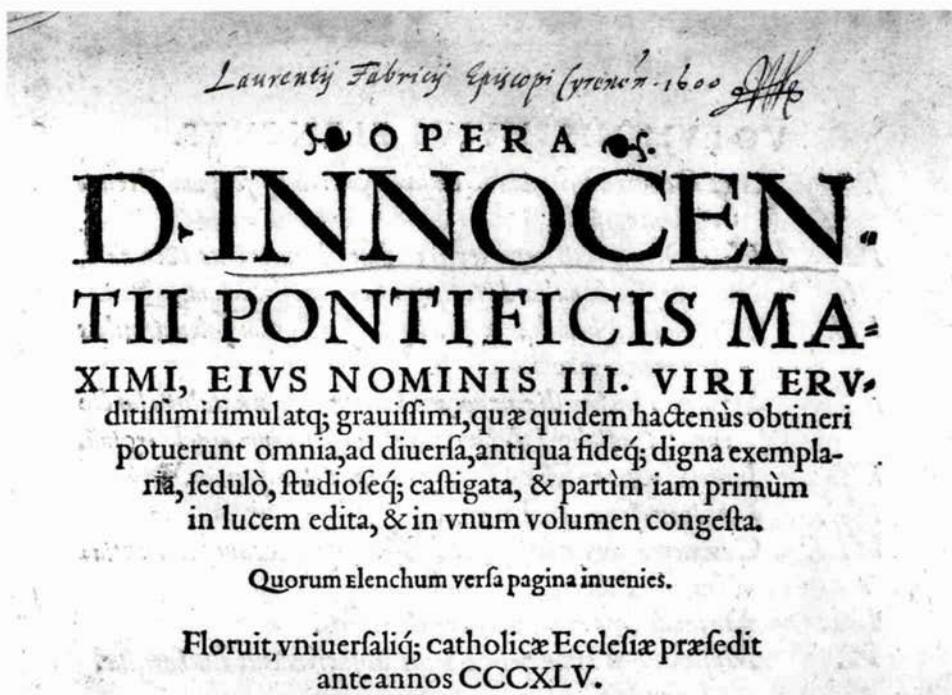


Abb. 1 Namenseintrag des aus Uerdingen stammenden Kölner Weihbischofs Laurentius Fabricius. Das Buch „Opera D. Innocentii Pontificis ...“ wurde 1552 in Köln gedruckt.

Laurentius Fabricius hat das Buch „Gegenbericht und Christliches Examen deß Lasterbuchs Münsterische Inquisition genannt, . . .“, Köln 1585, geschrieben.⁷⁾ Seine Bibliothek bestand hauptsächlich aus der theologischen Literatur des 16. Jahrhunderts.

Eine weitere gemeinsame Büchersammlung, die die Fürstenbergischen Bibliotheken bereicherte, hatte vorher Georg Gustav Koenigg von Koenigsthal gehört. Dieser Adlige war Ratsconsulent in Nürnberg; 1759 war er in den Reichsadelstand erhoben worden.⁸⁾ Er benutzte heraldische Exlibris. (Exlibris mit der Abbildung der Bibliothek benutzte der aus einem niederösterreichischen Adelsgeschlecht stammende Conrad von Albrecht⁹⁾).

In den beiden Bibliotheken befinden sich auch Bücher aus der ehemaligen umfangreichen Sammlung des Joachim Enzmüller Graf von und zu Windhag († 1675)¹⁰⁾, aber diese Bibliothek war im 18. Jahrhundert bereits zerstreut; Bücher aus ihr kann man heute in vielen Bibliotheken finden.

Außerdem enthält die Donaueschinger Bibliothek noch eine große Menge von Büchern aus ehemaligen Kirchenbibliotheken, Adelsbibliotheken und Bibliotheken anderer bedeutender Persönlichkeiten oder Institutionen.

*Die Provenienzspuren des älteren Buchbestandes in
Donaueschingen aus ehemaligen Kirchenbibliotheken*

Der Hauptbestandteil kommt aus den am Anfang des 19. Jahrhunderts säkularisierten benediktinischen Klosterbibliotheken Süddeutschlands, meistens des Schwarzwalds.

Aus der benediktinischen Klosterbibliothek Gengenbach stammt das Buch mit dem heraldischen Supralibros des Georg Breuning, Abt von Gengenbach in den Jahren 1605 bis 1617¹¹⁾. Schutzherren dieses Klosters waren die Fürsten von Fürstenberg.



Abb. 2 Heraldisches Exlibris des Nürnberger Ratsconsulenten Georg Gustav Koenig von Koenigsthal. Die „Icones sive imagines virorum literis illustrium“ des N. Reusner wurde 1590 in Straßburg gedruckt.



Abb. 3 Namenseintrag des Buchdruckers Matthias Rodler aus Simmern in einem Werk des Siensener Juristen B. Socinus, erschienen 1533 in Lyon.

Hinter dem Supralibros „H.A.M.O. 1767“ verbirgt sich Honoratus Göhl, Abt von Ottoberen (1767-1802)¹²⁾ in Schwaben. In dem benediktinischen Ottoberen war eine sehr bekannte Bibliothek.

Eine andere Klosterbibliothek, die die Donaueschinger Sammlung bereicherte, war die der ehemaligen Reichsabtei Petershausen bei Konstanz¹³⁾.

Aus der berühmten benediktinischen Bibliothek des Klosters Ochsenhausen finden sich in Donaueschingen einige theologische Bücher des 16. und 17. Jahrhunderts. Dieses Kloster kaufte nach der Säkularisation der österreichische Staatskanzler Clemens Fürst von Metternich. Aus der Bibliothek wurden die besten Bestandteile ausgewählt, weitere Bücher wurden bei Auktionen veräußert und der Rest, 22 Wagen, als Makulatur verkauft¹⁴⁾.

Aus der genauso berühmten benediktinischen Bibliothek von St. Emmeran in Regensburg stammen weitere Bücher, die mit der Unterschrift des letzten Abtes Coelestin Steiglehner (1791-1803)¹⁵⁾ versehen sind.

Die letzte Benediktinerbibliothek, deren Spuren in Donaueschingen zu finden sind, ist die des Klosters Einsiedeln in der Schweiz.

Auch das Supralibros „B.A.Z.R.“ ist in der Donaueschinger Hofbibliothek zu finden. Dahinter verbirgt sich Benedikt Stadelhofer, Abt zu Roth bei Nürnberg (1758-1760)¹⁶⁾.

In der Bibliothek befinden sich auch Exemplare der Büchersammlung des Augsburger Erzbischofs Johann Egolf von Knöringen (1573-1575)¹⁷⁾. Andere Bücher aus dieser Bibliothek befanden sich in der Sammlung des Klosters Ochsenhausen.

Eine weitere bischöfliche Bibliothek, die zur Bereicherung der Donaueschinger Büchersammlung beigetragen hat, war die von Freising. Sie hatte Bischof Johann Franz Ecker von Kapfing und Lichtenegg (1695-1727)¹⁸⁾ gehört.

Im Besitz der salzburgischen Erzbischöfe von Kuenburg war ein theologischer Traktat aus dem 16. Jahrhundert gewesen. Weil mehrere Mitglieder der Grafenfamilie von Kuenburg in der Vergangenheit Erzbischöfe von Salzburg waren, kann das Exlibris entweder Michael von Kuenburg (1554-1560) oder Georg von Kuenburg (1586-1587), oder aber Maximilian Gandolf von Kuenburg (1668-1687) zugeordnet werden¹⁹⁾. Letztgenannter war als Büchersammler bekannt, seine Bücher kann man in verschiedenen böhmischen Adelsbibliotheken finden.

Viele Bücher stammen aus verschiedenen Jesuitenbibliotheken, z.T. aus der Schweiz und aus Österreich, so z.B. aus Konstanz, Ingolstadt, Innsbruck oder Luzern.

Als weitere Klosterbibliotheken seien noch angeführt die Bibliothek „Beatae Virginis Mariae“ des Zisterzienserklosters Salem oder die Bibliothek des Kapuzinerklosters von Freiburg im Breisgau. Viele Bände der Hofbibliothek, die aus der unmittelbaren Umgebung von Donaueschingen kommen, stammen aus den Beständen der Kapuziner und der Minoriten in Villingen und auch aus den kleinen Pfarrbibliotheken der Umgebung, z.B. aus der Sammlung des Johann Nepomuk Hagelin, Vikar in Donaueschingen im Jahre 1820.

*Die Provenienzzspuren der älteren Buchbestände in Donaueschingen
aus ehemaligen Adelsbibliotheken*

Einige Bücher von Ende des 18. Jahrhunderts sind mit dem Supralibros des Fürsten Metternich geschmückt. Ein Teil der Metternich'schen Bibliothek war Anfang des 20. Jahrhunderts auf einer Auktion verkauft worden; im Auktionskatalog sind diese Werke jedoch nicht zu finden²⁰⁾.

Ex Bibliotheca Windhagiana



Abb. 4 Eigentumsnachweis des Joachim Enzmüller Graf von und zu Windhag in der „Kriges Bau-Kunst ...“ von M. Dögen (Amsterdam 1648).

Eines der Bücher stammt aus der einst umfangreichen Bibliothek des alten Tiroler Ritter-, später Grafen- und Fürstengeschlechts von Trautsohn, das im 18. Jahrhundert ausgestorben ist. Spuren dieser Bibliothek gibt es auch in verschiedenen Bibliotheken in Böhmen²¹⁾.

Daneben gibt es in der Hofbibliothek auch Werke aus den Bibliotheksbeständen des Grafen Franz Albert von Öttingen-Wallerstein²²⁾, von Siegmund Christoph Gustav Löw von und zu Steinfurt, einem Sproß aus altem rheinischem Adel²³⁾, und von Franz Graf von Enzberg, der einem alten schwäbischen Adelsgeschlecht entstammte²⁴⁾.

Schöne heraldische Exlibris mit der Abbildung der Bibliothek benutzte Siegmund von Erlach; er stammte aus einer der sechs ältesten Familien der Schweiz²⁵⁾.

Das heraldische Exlibris mit der Buchstabenkombination „F.E.I.F.V.H.“ ist nur teilweise zu entschlüsseln: es gehört zu einem Mitglied der Familie von Hornstein aus dem Fürstentum Sigmaringen²⁶⁾.

Auch die Spuren der Bibliotheken zweier Angehöriger des Briefadels können in der Donaueschinger Bibliothek nachgewiesen werden. Es handelt sich um Anton Edler Herr von Sohler, kurtrierischer Hofgerichts-Direktor, der im Jahre 1690 das Adelsdiplom erhielt²⁷⁾, und um Johann Augustin von Brösamer, k.k. General-Kriegs-Commissariats-Secretair, 1706 geadelt²⁸⁾.

Andere Provenienzbezeichnungen

Ein Teil der Bibliotheksbestände wurde in Heidelberg erworben. Es sind Duplikate, die von der dortigen Universitätsbibliothek veräußert wurden. Diese Bücher sind mit dem Stempel „Ex Bibliotheca Universitatis Heidelbergensis“ und „D“ (= Duplum) versehen. Oft stammten diese Bücher ursprünglich aus der Bibliothek der „Kurfürstlichen oekonomischen Gesellschaft“. Eines der Bücher kommt aus dem Besitz der Königlichen Bayerischen Bibliothek aus München und ist mit dem Exlibris dieser Bibliothek bezeichnet²⁹⁾. Weil wir Bücher aus dieser Bibliothek auch in anderen Adelsbibliotheken finden können, ist es denkbar, daß in der Vergangenheit ein Teil der Bestände dieser Bibliothek verkauft worden ist³⁰⁾.

Ein Druck aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gehörte nach dem heraldischen Exlibris dem Matthias Rodler, Sohn des im Jahre 1554 verstorbenen Hieronymus Rodler; er war Buchdrucker in Simmern³¹⁾.

In der Donaueschinger Bibliothek finden wir auch Bücher aus der Sammlung des theologischen Schriftstellers und Predigers Johann Conrad Feuerlein (1656-1718) aus Nürnberg³²⁾.

Einige Bücher tragen die heraldischen Exlibris unbekannter Bürger, so z.B. von Hans Caspar Murbach, Sebastianus Hoeggerus, Franz Xaver Christoph Karl Leop. Michael Boeck, Hans Conrad Heidegger, Georgius Sigismundus Miller.

Neben Spuren älterer, heute meistens schon nicht mehr existierender Bibliotheken sind bei der Provenienzforschung auch einige bisher nicht bekannte Bestände von Mitgliedern der Fürstenbergischen Familie aufgetaucht. Es sind in erster Linie Bücher, die Maria Teresia Prinzessin von Arenberg (1639-1705), Gemahlin des Franz Christoph von Fürstenberg (1625-1671), gesammelt hat.

Einige Bücher stammen aus dem Besitz des Grafen Johann Ludwig von Sulz, des Letzten im Mannesstamm († 1687)³³⁾. Seine Tochter Maria Teresia (1671-1743) war mit Frobenius Ferdinand zu Fürstenberg (1664-1741) verheiratet.

Interessant sind auch zwei Bücher aus der Bibliothek des Jesuitenklusters in Prag. Beides sind Prager Drucke aus der jesuitischen Buchdruckerei. Sie wurden den Grafen Frobenius Ferdinand (1664-1741) und Karl Egon (1665-1702) zu Fürstenberg als Belohnung für fleißiges Studieren überreicht.

Anmerkungen

- ¹¹ BARACK, K. A.: Die Handschriften der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Tübingen 1865; ELTZ, E.H.: Die Modernisierung einer Standesherrschaft. Sigmaringen 1980; JOHNE, E.: Die Fürstlich-Fürstenbergische Hofbibliothek in Donaueschingen, in: Badische Heimat, 8. Jahrg. 1921, S. 56-82; LANGER-DRESCHER, S.: Die Fürstlich-Fürstenbergische Hofbibliothek (1465-1871). Diss. Erlangen-Nürnberg 1990.
- ¹² NOLTE, J.: Herkunft und Rolle der ältesten Juridica in der Donaueschinger Hofbibliothek, in: Spätmittelalter und Frühe Neuzeit, Bd. 9. Stuttgart 1979, S. 456-472.
- ¹³ Johann von Laßberg (Schloß Eppon), Antonius Bidermann, Franz Richard, Johann Christoph Boeck, Johann Caspar Maysinger und die Brüder Gregor und Philipp Tengnagel.
- ¹⁴ Auswahl der Literatur zur Geschichte der Bibliothek in Křivoklát: BOHATTA, J. u. HOLZMANN, M.: Adressbuch der Bibliotheken. Wien 1900, S. 198, Nr. 599; BROŽKOVÁ, D.: Křivoklátská knihovna (*Die Bibliothek in Křivoklát*). Diss. FF UK KVI. Prag 1985; GLASER, R.: Die Manuscrite der fürstlich Fürstenberg'schen Bibliothek in Prag. Prag 1868; HIRSCHING, F.K.G.: Versuch einer Beschreibung sehenswürdiger Bibliotheken Deutschlands nach alphabetischer Ordnung der Städte. Erlangen 1790. Bd. III, Fortgesetzte Zusätze und Vermehrungen, S. 275-371; JOHNE, E.: Gutachten über die Fürstlich Fürstenbergische Bibliothek in Pürlitz (Masch. Schr. FF Hofbibl. Donaueschingen); KNEIDL, P.: Hradní knihovna na Křivoklátě (*Die Burgbibliothek in Křivoklát*), in: Museum knihy žďár nad Sázavou. Prag 1958, S. 153; KNEIDL, P.: Křivoklát, in: Knihovna Národního muzea. Prag 1959, S. 126f.; LIFKA, B.: Hradní knihovna Křivoklátská (*Die Burgbibliothek in Křivoklát*), in: Křivoklát státní hrad a okolí. Prag 1954, S. 20f.; PRAŽÁK, J.: Rukopisy křivoklátské knihovny (*Die Handschriften in der Bibliothek in Křivoklát*). Prag 1969; SCHOTTKY, J.M.: Die fürstlich von Fürstenbergische Bibliothek, in: Prag wie es war und wie es ist. Theil II. Prag 1832, S. 423-425; ZELLER, F.: Die Incunabel-Drucke (bis zum Jahre 1500) der Fürstlich Fürstenberg'schen Bibliothek zu Pürlitz. Stuttgart 1885.
- ¹⁵ ADELUNG, J.C.: Fortsetzung und Ergänzungen zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexicon. Bd. II. Leipzig 1787, S. 989.
- ¹⁶ WETZER und WELTE's Kirchenlexikon. Bd. III. Freiburg 1884, Sp. 1279f.
- ¹⁷ Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts. I. Abt., Bd. 6. Stuttgart 1986, S. 586, Nr. F 442.
- ¹⁸ KNESCHKE, E.H.: Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexicon. Leipzig 1859ff. Bd. V, S. 191.
- ¹⁹ KNESCHKE, Bd. I, S. 42f.
- ²⁰ KNESCHKE, Bd. III, S. 128f.; GUARIENT, F.D.: Bibliotheca Windhagiana. Vienne 1733.
- ²¹ SEYLER, G.A.: J. Siebmacher's Wappenbuch. I. Bd., 5. Abt., II. Reihe - Kloster. Nürnberg 1882, S. 49, Tafel 70-71; Der Große Brockhaus. Bd. VII, Leipzig 1930, S. 159f.; HOPF, K.: Historisch-Genealogischer Atlas. Abt. I, Deutschland. Gotha 1858, S. 102f., Nr. 179.
- ²² HOPF, S. 53, Nr. 96.
- ²³ SEYLER, S. 68f., Tafel 83; HOPF, S. 102f., Nr. 180.
- ²⁴ GEISENHOF, G.: Kurze Geschichte des vormaligen Reichsstifts Ochsenhausen in Schwaben. Ottobeuren 1829. (Nachdruck, Biberach 1978); Handbuch der Bibliothekswissenschaft (Hrsg. MILKAU, F.). Leipzig 1931-1940. 3 Bde.
- ²⁵ HOPF, S. 53f., Nr. 98.
- ²⁶ HOPF, S. 160, Nr. 277.
- ²⁷ SEYLER, Tafel 237.
- ²⁸ HOPF, S. 46, Nr. 83.
- ²⁹ HOPF, S. 349, Nr. 578.
- ³⁰ Katalog der wertvollen Büchersammlung aus dem Besitz des Staatskanzlers Fürsten Clemens Lothar Metternich. Wien 1907.
- ³¹ MAŠEK, P.: Knihovni rodu Windischgraezů (*Die Bibliotheken der Fürsten von Windischgraez*). Ungedruckte Studie; DOKOUPIL, V. u. VOBR, J.: Tisky 16. století z knihovne františkánů v Dačicích a v Moravské Třebové, minoritů v Jihlavě a biskupského alumnátu v Brně (*Die Drucke des 16. Jahrhunderts aus den Bibliotheken der Franziskaner in Datschitz und Mährisch Trübau, der Minoriten in Iglau und des bischöflichen Alumnats in Brünn*). Brünn 1973, S. 541; DOKOUPIL, V.: Soupis rukopisů františkánských knihovny v Dačicích (*Verzeichnis der Handschriften aus der Franziskaner-Bibliothek in Datschitz*). Brünn 1957, Nr. 34, 57, 65, 92, 93, 107; andere Bücher sind z.B. in den Schloßbibliotheken von Horšovský Týn (*Bischofteinitz*), Kopidlno, Nový Zámek (*Neuschloß*), Náměšť nad Oslavou (*Namiest an der Oslawa*) u.a.
- ³² KNESCHKE, Bd. VI, S. 582-584.
- ³³ KNESCHKE, Bd. V, S. 618-620.
- ³⁴ KNESCHKE, Bd. III, S. 125f.
- ³⁵ KNESCHKE, Bd. III, S. 142f.
- ³⁶ KNESCHKE, Bd. IV, S. 486f.
- ³⁷ KNESCHKE, Bd. VIII, S. 519f.
- ³⁸ KNESCHKE, Bd. II, S. 86.
- ³⁹ Dieses Exlibris ist abgebildet in: Die Exlibris der Bayerischen Hof- und Staatsbibliothek vom 17. bis 20. Jahrhundert. Wiesbaden 1972.
- ⁴⁰ Andere Bücher aus dieser Bibliothek sind z.B. in der Schloßbibliothek Manětín - MAŠEK, P.: Knižní sbírky hrabat Lažanských z Bukové (*Die Büchersammlungen der Grafen Lažanský von Buková*). Sborník Národního muzea v Praze, Rada C, sv. XXXII, 1987, Nr. 3, S. 10.
- ⁴¹ BENZIG, J.: Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Wiesbaden 1963, S. 391f.
- ⁴² Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. VI, Leipzig 1877, S. 754.
- ⁴³ KNESCHKE, Bd. IX, S. 112f.

Der Donaueschinger Altar von 1522 – ein Werk des Breisacher Meisters HL (Hans Loy) –

von Manfred Hermann

Der wohl schönsten Plastik der Spätgotik am Übergang zur Renaissance in der Baar, der sog. „Donaueschinger Madonna“ in der dortigen Stadtpfarrkirche St. Johann Baptist, hat schon 1919 Prof. Josef SAUER seine Aufmerksamkeit geschenkt¹⁾. Er nennt sie ein „Glanzstück“ und beschreibt „das Gewand, das sich nach oben ruhig und breitflächig um die Glieder schmiegt, unten aufgestaut, flatternd, geknittert, an den Faltenröhren eingebuckt wie bei den Figuren des Heinstettener Altars (im Chorungang des Freiburger Münsters). Der Ekstase fieberhafter Erregtheit und Bewegtheit ist mit einem Male die regungslose Ruhe gefolgt, dabei ein Antlitz, aus dem der berückende Liebreiz tiefster Gelassenheit und seligster Mütterlichkeit strahlt“.

Der bedeutende Kunstkennner der Baar und Kustos der Fürstlichen Sammlungen in Donaueschingen, Pfarrer Dr. Heinrich FEURSTEIN²⁾ (1906-1942 dort), hat sich im Jahr 1924 ausführlich mit der Madonna von 1522 beschäftigt, dieser großen Kostbarkeit seines Gotteshauses. Leider tat er es an einer für die meisten Leser nur schwer zugänglichen Stelle³⁾. Darum sei aus seinem Beitrag ausführlicher zitiert:

Im Oktober 1910 wurde ich durch den hiesigen Bildhauer Ailinger auf eine in der Lorenzenkapelle (Gottesackerkapelle) zu Donaueschingen stehende, 1,31 m hohe Holzfigur; Madonna mit Kind, aufmerksam, die mir längere Zeit infolge der weißen Fassung barock erschienen war, indes beim Abheben der das Bild verunstaltenden Totenrosenkränze sich als bedeutende Arbeit der Übergangszeit von der Gotik zur Renaissance erwies. An der gegenüberliegenden Wand erhob sich als Gegenstück, die Täuschung verstärkend, eine ungefähr gleich hohe, ebenfalls im Alabasterton gefaßte Rokokofigur des hl. Aloysius. Aus einer Notiz der Pfarrchronik, wonach im Sommer des Jahres 1835 die Figuren der Mutter Gottes und des hl. Aloysius aus der Pfarrkirche entfernt wurden, schloß ich auf die Pfarrkirche als ursprünglichen Standort der beiden Figuren, eine Vermutung, die durch eine lebendige Überlieferung gestützt wird.

Stammt die Figur aus der Pfarrkirche, woran kein vernünftiger Zweifel erlaubt ist, so ist sie identisch mit der Figur, die kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege als miraculöses Gnadenbild auftaucht, späterhin als das Muttergottesbild schlechthin bezeichnet wird, 1668 in der von dem Grafen Heinrich zu Fürstenberg und seiner Gemahlin Amalie von Solms 1591 erbauten Kapelle U.L. Frau, einem Anbau der Pfarrkirche, stand, nach dem Abbruch der alten Kirche im Jahre 1724 in die neue Pfarrkirche übernommen wurde, zuerst ihren Platz am Chorbogen, dann Ende 1737 im neuen Seitenaltare fand, schließlich 1759 wieder am Chorbogen aufgestellt wurde, in welchem Jahr ihr die Statue des hl. Aloysius, eine Stiftung des Erbprinzen Joseph Wenzel, als Gegenstück gegenübertrat, bis beide 1835 einer veränderten Geschmacksrichtung weichen mußten⁴⁾.

Auf der Suche nach der Herkunft der Madonna, die auch nach Durchforschung des einschlägigen Urkunden- und Rechnungsbestandes des F.F. Archives in Donaueschingen dunkel blieb, wurde ich durch Kanzleirat Schelbe hier aufmerksam auf eine in Mones Quellensammlung abgedruckte Notiz der St. Georgener Handschrift Nr. 87 im Generallandes-Archive zu Karlsruhe, fol. 5, die also lautet: „Der Altar zue Danöschinga der groß ist geschnitten worden das man hat zölt 1522“. Unsere Madonna ist nun mit großer Wahrscheinlichkeit das Mittelstück und zugleich der letzte Rest dieses offenbar datierten Schnitzaltares von 1522.

Denn der plötzlich und unvermittelt um die Mitte des 17. Jahrhunderts auftretende Kult der Madonna als miraculöses Gnadenbild erklärt sich am einfachsten daraus, daß die Ma-

donna im Dreißigjährigen Kriege als einziges Stück dem allgemeinen Untergang sämtlicher Ausstattungswerte der Kirche rechtzeitig entrissen wurde, so daß sich mit der geretteten Figur die Erinnerung an schwere Zeiten und das dankbare Gefühl der Befreiung aus harter Kriegsnot verknüpfte. Tatsächlich war das Kirchengebäude dem feindlichen Geschützfeuer ausgesetzt, wie die in der Kirche hängende Kanonenkugel - wahrscheinlich aus dem Gefechte von 1644 - heute noch beweist, und sämtliche Altäre waren exekriert worden, wie aus der Weihe­notiz vom 13. Juni 1657 hervorgeht⁵⁾.

Die Madonna war ihrer Form nach niemals eine selbständige Standfigur, sondern ist nur als eine rechts und links von den Seitenflächen eines Schreines oder von Heiligenfiguren flankierte Mittelfigur eines Schnitzaltares denkbar. Sie ist eine Schreinfigur mit ausgehöhlter und abgeflachter Rückseite, mit vernachlässigten Hinterkopf- und Rückenpartien des Kindes und keinem seitlichen, sondern nur einem vorderen Aspekt.

Als ursprünglicher Standort könnte zunächst die frühere, an die Pfarrkirche angebaute Liebfrauenkapelle vermutet werden. Diese Kapelle war jedoch erst im Jahr 1591 erbaut worden. Da unser Bildwerk zweifellos früheren Datums ist, so müßte angenommen werden, daß der Erbauer Graf Heinrich zu Fürstenberg und seine Gemahlin Amalie zu Solms ihre neue, sorgfältig ausgemalte Kapelle⁶⁾, die sie durch den Konstanzer Weihbischof Balthasar Wurer eigens konsekrieren ließen, mit alten Stücken ausgestattet hätten, was nach der ganzen Sitte der Zeit, bei der sozialen Stellung des Grafen, seiner bekannten Verehrung der hl. Jungfrau und seiner Geneigtheit zu Kulturausgaben ausgeschlossen erscheint.

Ebenso unwahrscheinlich ist die Annahme, daß die Madonna einem Seitenaltar, also Muttergottesaltar der Kirche, angehört habe. Ein solcher hat nie bestanden. Es gibt bis zum Jahr 1600 nach Angaben des alten Jahrzeitbuches außer dem Hochaltar nur den am Aufgang zum Chor stehenden Altar der Katharinenkaplanei, sodann die beiden 1472 eingeweihten Nebenaltäre der hl. Sigismund und Rudolph rechts und der hl. Margaretha, Veronika und Ursula links, ferner einen Altar der hl. Dreifaltigkeit bei der Seitentür und einen Altar des hl. Erasmus im Turmgewölbe. Die Abwesenheit eines der hl. Jungfrau geweihten Heiligtums war ja wohl auch der Grund, warum gerade Graf Heinrich das Bedürfnis fühlte, eine Liebfrauenkapelle der Kirche anzugliedern.

Mit größter Wahrscheinlichkeit ist vielmehr als Standort der alte Hochaltar von 1522 anzunehmen. Er war wiederum wie der frühere Altar - und die Pfarrkirche überhaupt seit unvordenklichen Zeiten - dem hl. Johannes dem Täufer geweiht. Als Mitpatrone treten auf die hl. Martin, Sebastian und Barbara⁷⁾. Diese vier Heiligen waren nach einem in der Geschichte des spätmittelalterlichen Altars gewöhnlichen Vorgang im Mittelschrein des Altars als geschnitzte Einzelfiguren dargestellt. Die gotische Altarkunst hat nun gern eine Dreiteilung bzw. Fünfteilung erzielt, indem sie die Heiligenfiguren im Mittelschrein paarweise gruppierte und ihnen durch eine Mittelfigur eine beherrschende Dominante gab. Das konnte natürlich nur durch die Wahl eines kultisch höher stehenden Devotionsgegenstandes geschehen, bei der Vorliebe jener Zeit für Mariendarstellungen am selbstverständlichsten die Madonna, die ja ohnehin bisher in der Kirche nicht vertreten war. Zudem hatte die mit der kurz vor 1519 erfolgten Erneuerung der Bruderschaft U. L. F.⁸⁾ gesteigerte Marienverehrung vielleicht in der Form eines bestimmten Wunsches mitgewirkt.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir als Auftraggeber des bedeutenden Altarwerkes den Grafen Friedrich zu Fürstenberg annehmen, der kurz zuvor verheiratet und oft in Donaueschingen wohnend durch einen tüchtigen Meister ein Werk schaffen ließ, das noch zu Ende des 16. Jahrhunderts, als der Geschmack längst gewechselt hatte, die Beachtung von Kunstfreunden fand. Daß die Bauern­gemeinde ein solches Werk bestellte, ist nicht glaubhaft. Die Stiftung durch den Grafen Friedrich konnte tatsächlich spätestens im Jahr 1522 erfolgen, da Donaueschingen 1522 - 25 im Besitz des der Reformation geneigten, keineswegs kirchlich gesinnten Grafen Wilhelm zu Fürstenberg war⁹⁾ und nach dem Rückfall an den Grafen Fried-

rich infolge der starken Beteiligung am Bauernkrieg die Gunst seines Herrn verscherzt hatte. Zur Stiftung dieses Hochaltars konnte sich Graf Friedrich um so mehr gedrängt fühlen, als seine Besitzvorgänger, die Herren von Blumberg und von Stein, sich durch die Schenkung der beiden Seitenaltäre verewigt hatten¹⁰⁾.

Die Figur hatte, wie erwähnt, eine Barockfassung erhalten, und zwar laut Inschrift auf der Rückseite durch den Hofmaler Franz Joseph Weiß im Jahr 1765¹¹⁾. Sie war indes ursprünglich, wie sich beim Ablaugen herausstellte, nicht gefaßt gewesen. Nur die Augensterne waren mit rotem Menning angedeutet. Soweit FEURSTEIN zur Geschichte der Skulptur.

Nach einer gründlichen Beschreibung kommt FEURSTEIN zu einer bemerkenswerten Einordnung der Figur, die großen Scharfblick verrät und auch heute noch Bewunderung abnötigt. Er schreibt S. 150 seines Beitrags: „In der ganzen schwäbischen Plastik findet sich nichts Ähnliches. Die Figur fällt, verglichen mit den schwäbischen oder rheinischen Plastiken jener Tage, die mit einem wirren Faltegemensel die Körperformen zerschneiden oder in mächtig geschwungenen Parallelfalten sich ausleben, gänzlich aus dem Rahmen heraus. Die ganze weiche Formensprache der Donaueschinger Madonna mit ihrer alle eckigen Brüche und scharfen Kanten vermeidenden, mit tiefen Mulden und wulstigen Faltenkämmen arbeitenden, die große durchgehende Linie betonenden Draperie ist jenseits des Lech zu Hause. Dort im eigentlichen Bayern ist zweifellos die Heimat unserer Figur zu suchen. Man trete vor das Hauptwerk der altbayerischen Holzplastik, den grandiosen Hochaltar des Landshuter Meisters Hans Leinberger im Kastulusmünster zu Moosburg, und man wird verwandte Akkorde empfinden“. FEURSTEIN weist dagegen alle Verbindungen zu oberrheinisch-schwäbischen Werken wie den Altären von Niederrotweil und Breisach, des Freiburger oder Ulmer Münsters und von Heinstetten, Wangen und Reute energisch zurück. Damit ist ihm aber der Zusammenhang mit dem allernächstverwandten Werk des Breisacher Altars entgangen.

In seinem 1938 erschienenen Beitrag „Alte Kunst in der Baar“¹²⁾ führt Heinrich FEURSTEIN seine Gedanken weiter: „Was den vermutlichen Besteller des großen Altarwerkes von 1522, den Grafen Friedrich zu Fürstenberg, wohl veranlaßt hat, mit seinem bedeutenden Auftrage gerade nach der mittleren Donau zu gehen? Regensburg war einer der großen geistigen Mittelpunkte Deutschlands, und man braucht gewiß nicht nach Gründen zu suchen, die die Grafen von Fürstenberg mit Regensburg und seinem Kunstkreis in Berührung brachten. Die Reichstage, die Beziehungen zum bayerischen Herzogshause, die Donaustraße, die seit 1516 mächtig einsetzende Wallfahrt zur 'schönen Maria' - unsere Figur ist deutlich von diesem Vorbild beeinflusst - erklären manches¹³⁾. Immerhin bleibt die Frage offen, warum örtlich näherliegende Kunstsitze übergangen wurden.“ Das abschließende Urteil FEURSTEINs lautete: „So bleibt die Donaueschinger Madonna das vereinzelt Werk eines landfremden Künstlers, der vielleicht zu früh sterbend, um eine Schule zu hinterlassen, meteorartig aufstieg, um sofort wieder zu verschwinden.“

Im Jahr 1960 erfuhr das Problem der Donaueschinger Madonna aus Berliner Sicht eine ausgezeichnete Ergänzung durch Ursel GROHN-SCHÖNROCK¹⁴⁾. Sie stellte der Muttergottes von 1522 eine weibliche Heilige (ungefaßt mit Spuren eines Kreidegrundes, 146 cm hoch, hinten ausgehöhlt, Lindenholz, das Attribut der rechten Hand verloren) der Skulpturenabteilung der Staatl. Museen Berlin/DDR zur Seite¹⁵⁾ (Inventar-Nr. 8685). Die Plastik war 1938/39 aus dem Kunsthandel erworben worden, in dem sie laut Kenntnis der Staatl. Berliner Museen zweimal in den 20er und 30er Jahren erschien; 1928 befand sie sich in amerikanischem Besitz. Frau GROHN-SCHÖNROCK vermochte eine hl. Ottilia gleicher Größe anzufügen, die ihr Attribut - zwei Augen - seltsamerweise zwischen Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand und nicht auf einer Schale trägt. Leider ist der Aufbewahrungsort der hl. Ottilia, die 1935 im Kunsthandel bei Rosenbaum in Frankfurt a.Main auftauchte und sich 1938 im Besitz von Herrn Joh. Hinrichsen in Berlin befand, nicht bekannt. Möglicherweise ist sie durch den 2. Weltkrieg zerstört worden. Beide Figuren harmonisieren so ausgezeichnet miteinander, daß

ihre Aufstellung im Donaueschinger Altar von 1522 ernsthaft erwogen werden muß. Die gegenüber der Madonna abweichende Größe der beiden Seitenfiguren erklärt Frau GROHNSCHÖNROCK durch eine erhöhte Aufstellung der einstigen Mittelfigur, der Maria.

Die Donaueschinger Madonna und die weibliche Heilige aus Ost-Berlin waren beide auf der Karlsruher Ausstellung „Spätgotik am Oberrhein“ 1970 im Bad. Landes-Museum zu sehen¹⁶⁾. Eva ZIMMERMANN hatte sie ohne Nennung eines Künstlernamens unter die Werke des „Parallelfaltenstils“ eingeordnet. Nach ihrer Meinung hat die Verbindung der Donaueschinger Madonna mit dem dortigen Hochaltar, wie sie FEURSTEIN geäußert hat, viel für sich, „obwohl wir das Programm dieses Altars von 1522 nicht kennen“ (FEURSTEIN hatte freilich die Patrone aus dem alten Donaueschinger Jahrzeitbuch genannt!). „Auch würde das Datum 1522 vorzüglich zur Skulptur passen“, fährt Frau ZIMMERMANN fort. „Auf Grund ihrer Formensprache dürfte die Madonna in einer bisher nicht näher bestimmbareren oberschwäbischen Werkstatt entstanden sein“.

Anton LEGNER aus Köln hat ein Jahr später in der KUNSTCHRONIK¹⁷⁾ die Karlsruher Ausstellung „Spätgotik am Oberrhein“ teils recht ausführlich besprochen. Im Zusammenhang mit der Donaueschinger Madonna und der weiblichen Heiligen aus Ostberlin schreibt er¹⁸⁾: „Die Konfrontation der Originale gibt die Möglichkeit, Zuschreibungen zu überprüfen. Auf Grund photographischer Reproduktionen angestellte Vergleiche erweisen erneut die Nicht-Reproduzierbarkeit des Kunstwerks im Zeitalter der technischen Reproduktion. So lassen die Donaueschinger Muttergottes und die mit ihr in engsten Zusammenhang gebrachten Berliner Heiligenfiguren die vermutete Identität der künstlerischen Handschrift nicht erkennen. Die Donaueschinger steht in der Sphäre einer von Augsburg aus bestimmten Frührenaissance, deren Stilkonsonanzen mit der Regensburger Kunst in den Jahren um 1520 zu einem auffälligen Phänomen durerzeitlicher Plastik gehören. Namentlich das bekleidete Christuskind - ein byzantinischer Ikonentypus liegt auch hier zugrunde - erinnert lebhaft an die heitere Welt der Brüstungsputti in der Augsburger Fuggerkapelle, der Stilcharakter des Bildwerks an Sebastian Loscher. Die geschmeidige einheitliche Bewegtheit, das renaissancehafte Körpervolumen und der stofflich weiche Fluß der Falten, das sind spezifische Merkmale der Donaueschinger Maria, nicht aber der Berliner Figuren.“

In einer 1972 erschienenen Nachbesprechung der Karlsruher Ausstellung¹⁹⁾ änderte Eva ZIMMERMANN die künstlerische Einordnung der Donaueschinger Maria um, und zwar nach „Schwaben, vielleicht Augsburg“²⁰⁾. Zur Berliner weiblichen Heiligen schreibt sie: „Die Zuschreibung an den Meister der Donaueschinger Maria entfällt. Die Gegenüberstellung ergab, daß die beiden Werke nicht von derselben Hand geschnitzt sind, auch nicht aus demselben Altar stammen können, sondern als Arbeiten aus zwei verschiedenen Werkstätten zu gelten haben. Die Donaueschinger Madonna zeigt einen ruhigen und organischen Aufbau mit Tendenz zu flächiger, bildparalleler Schichtung. Dagegen verrät der Schnitzer der Berliner Heiligen mehr Ehrgeiz als Plastiker - siehe die scharf modellierten, oft kontrastreich gesetzten Einzelformen-, besitzt aber wenig Gefühl für den organischen Zusammenhang des Ganzen. Anton Legner, der die künstlerische Verschiedenheit ebenfalls betont, weist wegen der renaissancehaften Züge der Donaueschinger Madonna zu Recht auf die Augsburger Frührenaissance hin; Beziehungen zum Werk des Sebastian Loscher, die Legner zu erkennen meint, wären noch näher zu untersuchen.“

Trotz der intensiven Beschäftigung der beiden anerkannten Kunstwissenschaftler mit der Donaueschinger Madonna stehen offensichtlich keine klaren Vorstellungen über einen künstlerischen Zusammenhang hinter diesen Vorschlägen. Selbstverständlich gibt es Verbindungen zu der Frührenaissance-Plastik von Augsburg, wie sie Sebastian Loscher vertreten hat; sie sind jedoch mehr allgemeiner Natur. Weit enger verwandt sind die Arbeiten von Hans Leinberger in Landshut, wie es schon Heinrich FEURSTEIN gesehen hat. Hier ist ein Schnitzer, der sein Formenrepertoire aus derselben Quelle gespeist hat, der Nürnberger und Regensburger Kunst.

Bei der Einordnung der Donaueschinger Madonna muß die Frage nach dem Besteller und dessen Beziehungen, eben nach dem historischen Hintergrund der Figur, nochmals gestellt werden. Bereits FEURSTEIN hat auf Graf Friedrich zu Fürstenberg als nahezu sicheren Auftraggeber des Donaueschinger Altars von 1522 aufmerksam gemacht. Wohl bald nach seiner Heirat mit Anna, Gräfin von Werdenberg-Heiligenberg, im Jahr 1516 erkor der Landgraf in der Baar Donaueschingen zu seiner Residenz. Hier baute er sich gleich Graf Gottfried Werner von Zimmern in Meßkirch ein herrschaftliches Schloß aus und berief auch Künstler für die Neuausstattung der Pfarrkirche, die ebenfalls ein herrschaftliches Gepräge haben sollte. An Bildhauer der modernen Stilrichtung der Frührenaissance standen im Land zwischen Neckarursprung und dem Oberrhein immerhin einige Bildschnitzer zur Verfügung, der sog. Heinstetter Meister in Rottweil oder Balingen, Augustin Henckel in Schaffhausen, Bonaventura Undermrein in Freiburg und dann als alle überragender Künstler der Breisacher Meister HL (Hans Loy). Vom letzten wissen wir, daß er in Diensten des Benediktinerklosters St. Blasien im Schwarzwald stand (Niederrotweiler Altar 1516-18). Mit großer Wahrscheinlichkeit hat dieser 1518-20 in die dortige Marien-Kapelle zu St. Blasien einen umfangreichen, heute leider verlorenen Altar geliefert. Es kann keinen Zweifel geben, daß der Donaueschinger Landgraf bei seinen Beziehungen zum nachbarlichen Herrschaftsgebiet diesen sehr wohl gekannt hat. Schon 1981 hat der Verfasser dieses Beitrages geschrieben: „Im Umkreis des Meisters HL dürfte die Madonna an der rechten Langhauswand (der Pfarrkirche St. Johann in Donaueschingen) als Mittelfigur des einstigen gotischen Hochaltars entstanden sein.“²¹⁾ Diesen Vorschlag gilt es hier näher zu begründen.

Der Donaueschinger Altar von 1522 in heutiger Sicht

Die Gestalt und das Werk des Breisacher Meisters HL, des bedeutendsten Schnitzers am Oberrhein in der Zeit des Übergangs von der spätgotischen Hochklassik zum expressiven Stil der Renaissance, hat seit 1978 durch Untersuchungen des Passauer Prof. Herbert SCHINDLER²²⁾ und des Merdinger Prof. Hermann BROMMER²³⁾ völlig neue Aspekte erhalten. Nachdem weitgehend die Zweifel an seinem Namen Hans Loy zerstreut sind, ist eine Einordnung in eine Künstlerfamilie und in eine Kunstlandschaft möglich geworden, die uns nicht nur an den Oberrhein um Colmar und Freiburg, sondern auch nach Regensburg an die Donau führt.

Aufsehenerregend war die Entdeckung einer Krypto-Signatur auf einem seit Jahrzehnten bekannten gotischen Altarriß in den Ulmer Sammlungen durch SCHINDLER²⁴⁾. Ihm ist recht zu geben, wenn er in ihm einen heute verlorenen Altar des Meisters HL sieht. Von Hermann BROMMER stammt im Zusammenhang mit dem Niederrotweiler Altar der Gedanke, es habe sich auf Grund der dargestellten Heiligen um einen im Bauernkrieg zerstörten Altar in der Marienkapelle am Krankentrakt des St. Blasianer Klosters gehandelt, der wohl 1518-20 entstand²⁵⁾. Der hl. Johannes der Täufer, eine der Hauptfiguren neben der Madonna mit Kind, entspricht fast völlig der Darstellung gleichen Themas im Germanischen National-Museum in Nürnberg²⁶⁾. Auf dem Ulmer Altarriß hält eine männliche Figur des Gesprenkes neben der zentralen Anna-selb-dritt-Darstellung ein Schriftband mit dem Namen IOCH/HEIM. „Sowohl der Trennungsschnörkel zwischen den Namenssilben als auch die prägnante Art der H-Buchstaben mit ihren durch einen halbkreisförmigen Höcker überbuckelten Querbalken zeigen einwandfrei die charakteristische Schreibweise der von Kupferstichen, Holzschnitten und dem Breisacher Altar bekannten HL-Signaturen. Daß die auf den Kopf gestellte Silbe IOCH den Bildhauernamen HLOI widerspiegeln, wirkt wie eine späte Bestätigung des Freiburger Kunsthistorikers Dr. Gustav MÜNZEL, dem schon 1914 die Identifizierung des HL = Hans Loy gelang²⁷⁾, ohne daß er jedoch den Bildhauer genauer bestimmen konnte“ (H. BROMMER²⁸⁾).

BROMMER wies weiter darauf hin, daß das rote Zierband im Rankenschleier des 1516-18 im Auftrag des Benediktiner-Klosters St. Blasien im Schwarzwald, näherhin des

Priors Johannes Spilmann, entstandenen Niederrotweiler Altars den Schriftzug LOY enthalten könne. Dies wäre ein Gegen-Beispiel zur M-Signatur des Meisters Mathis im Rankenschleier des Isenheimer Altars²⁹⁾. Im Blick auf das in den Künstlern der Dürerzeit erwachte Selbstbewußtsein, Werke mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens zu bezeichnen, ist dies ein oft zu beobachtender Vorgang. Wie wir von den Graphiken des HL (Hans Loy) wissen, dürfte gerade er nicht darauf verzichtet haben.

Wer aber war nun dieser Hans Loy? Eben schon MÜNZEL fand in den Gewerbebüchern der Stadt Freiburg für 1519 und 1520 einen „Hans Loy“, der neben zwei seiner Berufs-Kollegen (Theodosius Kaufmann und Bonaventura Udermrhein, wohl einem Schweizer) als Bildhauer bei den Malern eingezünftet war³⁰⁾. Am Rand des Eintrages für 1520 steht die Bemerkung: „Ist hinweg“. Demnach könnte Hans Loy die Stadt anfangs 1521 verlassen haben, wohl nach Donaueschingen.

Der Freiburger Hans Loy dürfte sowohl zu der in Zürich ansässigen Malersippe Leu als auch - und dies wohl noch stärker - zu der 1497-1519 in Regensburg bezeugten Bildhauer-Werkstatt Loy in Beziehung gestanden haben. SCHINDLER erinnerte an Michel Loy, der 1497 erstmals in Regensburg genannt wird³¹⁾. Im Jahr 1498 wird dieser als der „erber, weis Michel Loy, pildschnitzer“ erwähnt; möglicherweise stand er zu dieser Zeit schon im fortgeschrittenen Alter. Im Zusammenhang mit einem Handwerker- und Bürgeraufstand wurde er 1514 gleich wie der hochangesehene Dombaumeister Wolfgang Roritzer und andere hingerichtet. Unser für St. Blasien zwischen 1516 und 1520 tätiger Bildhauer Hans Loy war wohl ein Sohn oder Neffe dieses für die Kunst der Donaulandschaft offensichtlich bedeutenden Meisters. Die schrecklichen Ereignisse von 1514 könnten Hans Loy veranlaßt haben, Regensburg zu verlassen und an den Oberrhein zu wandern, wo er sich wohl in Isenheim und in Colmar (dort sein Katharinen-Relief im Unterlinden-Museum) aufhielt. Sicher ist jedenfalls, daß Hans Loy die Donaukunst um Regensburg und Passau nicht nur gekannt hat, sondern wesentlich von ihr geprägt war. Deutlich gehört er zum Kreis um Albrecht und Erhard Altdorfer, Hans Leinberger und den Meister des Pulkauer Altars³²⁾. In vielen Zügen ist der am Oberrhein tätige Hans Loy ein geistiger Bruder des in Landshut tätigen Hans Leinberger. Bei diesen uns heute bekannten Beziehungen überrascht es nicht, daß schon 1924 Pfarrer Dr. Heinrich FEURSTEIN bei der Donaueschinger Madonna verwandte Akkorde zu Leinbergers St. Kastulus-Altar in Moosburg erkannt hat. Es ist die bestürzende Leidenschaftlichkeit des Empfindens, die in der Drapierung der Madonnengewandung aufrauscht. Dessen Bewegung zeigt sich heftig, die Mantelsäume fangen an zu wirbeln und zu schlingern. Diese aufwühlende Unruhe freilich äußert sich nur im Mantel unterhalb der Arme, das Gesicht der Mutter strahlt eine heitere Ruhe aus. Parallel geschichtete Faltenbahnen gibt es sowohl bei Loy als auch bei Leinberger; und doch zeigen beide Schnitzer hierin ihre je eigene Handschrift. Große Gemeinsamkeiten finden sich in der Behandlung der Reliefs, etwa bei den Flügeln des Niederrotweiler und des Moosburger Altars. Trotz der eigenständigen Prägung beider Künstler lassen verwandte Züge auf eine gemeinsame Wurzel schließen, die Donaukunst um Regensburg und Passau.

Es gilt nun genau zu prüfen, wie die Donaueschinger Madonna in das Werk des Breisacher Meisters HL hineinpaßt. Es mag ein wenig verwundern, daß bei der Karlsruher Ausstellung 1970 sich die Gedanken der Kunsthistoriker ZIMMERMANN und LEGNER in der Beurteilung der Figur mehr Schwaben und Augsburg als dem Oberrhein zuwandten. Sicher waren Ulm a.D. mit einem Daniel Mauch etwa und Augsburg mit einem Sebastian Loscher Kunstzentren, die sich z.B. unter der Ägide des reichen Handelshauses Fugger der von Italien einströmenden Renaissance öffneten. Mindestens ebenso muß man dies für Nürnberg und Regensburg in Anspruch nehmen; aber auch der Oberrhein stand nicht völlig abseits. Trotz zeitbedingter Gemeinsamkeiten zeigt die Donaueschinger Figur eine ganz eigene Handschrift, die sich deutlich von jener der Ulmer und Augsburger Schnitzer abhebt. Sicherlich macht die

Manteldrapierung der Donaueschinger Maria es schwer, Parallelen zu finden. Die weiche Durchbildung, das Gegenüber von flachgegebenen Stoffbahnen zu den kräftig ausgebildeten, kaum gebrochenen Faltenstegen und den wirbelnden Mantelsäumen sprechen zunächst eher gegen als für eine Einfügung in das Werk eines oberrheinischen Künstlers, etwa des um 1520 modernsten, d.h. den Zeitströmungen aus Italien geöffnetsten Schnitzers hier, des Meisters HL. Auch das weiche, heiter lächelnde, mütterliche Antlitz der Donaueschingerin scheint im Gegensatz zu stehen zu dem jugendlich jungfräulichen der Niederrotweiler oder dem königlich herrscherlichen der Breisacher Madonna. Aus dem Rahmen fällt ebenfalls der fast negroid gestaltete Kopf des Kindes mit seinen kurzen Rollenlößchen. Die gewissenhafte Beschäftigung mit dem Breisacher Altar muß den Betrachter jedoch davor warnen, die Breite der Ausdrucksmöglichkeiten des Schnitzers Hans Loy zu gering anzusetzen. Vielmehr überrascht dieser exzellente Künstler durch eine Vielfalt der Typen, der Gesichter, der Gewandformen und der Dekoration. Wie herrlich sind doch die fein abgestuften Gesichts-Landschaften der vier Evangelisten in der Predella des Breisacher Retabels! So müssen wir Hans Loy eine große Variationsfülle von Gewandgestaltungen und Mariengesichtern zutrauen!

Die nächsten Verwandten der Donaueschinger Madonna sind die beiden Stadtheiligen des Breisacher Altars, die hl. Protasius und Gervasius auf dem rechten Flügel dort. Am linken Knie des ersten setzen die nämlichen Faltenbildungen wie unter dem rechten Knie der Donaueschinger Maria an, die sich bei Hans Loy auf Anhieb so fremd ausnehmen. Beim Protasius zeigt sich nahezu genauso das unruhige Spiel der Gewandsäume, die Loy freilich nie in gleicher Weise wiederholt. Ganz auffallend die genau entsprechende Fältelung der parallel geschichteten Hemdbahnen über der Brust, die so nur im Werk des Hans Loy vorkommen. Typisch für HL die stets ein wenig variierten Hemdkrausen, so auch beim Evangelisten Johannes in Nürnberg. Die gedrehten Lößchen des Jesuskindes zeigen sich so im Fell des hl. Gervasius, die Bildung der Haarsträhnen der Donaueschinger Madonna hat ihre Entsprechung in jener der Breisacher Heiligen. Für den Faltenfluß im Kleidchen des Jesusknaben lassen sich im Rock des Matthäus aus der Breisacher Altarpredella Parallelen aufbieten, die so eng gezogen auch im Kleid der Breisacher Himmelskönigin aufscheinen. Ein Wechsel zwischen relativ flach gehaltenen, leicht wellig geformten Gewandteilen und enggefältelten, teils sehr unruhigen Partien fällt auch beim Nürnberger Evangelisten Johannes auf.

Neben den teils kleinteiligen Vergleichen werfen wir noch einen Blick auf die Gesamtgestaltung der Figur. An ihr fällt das von Loy gewohnte aufrechte Stehen ins Auge. Das Standbein bleibt unter der Faltenfülle verborgen, das Knie des Spielbeins, oft ein wenig nach innen gedrückt, ist leicht nach vorn genommen. Die wesentliche Bewegung kommt aus der Drehung und Neigung des Kopfes, so bei den Standfiguren des Breisacher Retabels und der beiden Nürnberger Johannes. Bei der Ponderation der Breisacher Standfiguren wie der Donaueschinger Madonna zeigen sich leichte Unsicherheiten, das vorgedrückte Knie des Spielbeins wirkt durch seine Führung nach innen nicht überzeugend. Dies fällt sowohl an den Diakonen am linken Flügel des Breisacher Altars, ein wenig am Protasius des rechten Flügels dort und wieder an der Donaueschinger Figur auf. Also auch hier typische Übereinstimmungen, die für ein und denselben Bildhauer sprechen. Noch eine kleine Beobachtung am Rande: Die Riefelung an den Sockeln der Nürnberger Johannesfiguren, der Breisacher Stadtheiligen und der Donaueschinger Madonna ist exakt genau in der gleichen Weise angelegt.

Zum ursprünglichen Aufbau des Donaueschinger Altars

Schon Pfr. Heinrich FEURSTEIN hat darauf hingewiesen: Die dortige Madonna wurde sicher nicht als Einzelfigur geschaffen, vielmehr als Mittelfigur in einem größeren Altar-Zusammenhang. Vor allem gehörte der hl. Johannes der Täufer als Kirchenpatron zum Bildprogramm, ihm dürfte ein hl. Evangelist Johannes gegenüber gestanden haben. Zu den Altar-

Patronen zählte weiter eine hl. Barbara, die ohne Zweifel als Außenfigur aufgestellt war, wohl mit einer weiteren weiblichen Heiligen als Pendant. Die hll. Martin und Sebastian waren ziemlich sicher im Gesprenge übereinander angebracht, da das beliebte Motiv der Mantel-spende in der Regel einen breiteren Raum benötigte.

Während der aus dem Riß der Ulmer Sammlungen bekannte, wohl für St. Blasien ge-schaffene fünffigurige Altar mit Sicherheit im Bauernkrieg 1525 untergegangen ist, darf man mit der Möglichkeit rechnen, daß weitere, zum Donaueschinger Altar von 1522 gehörige Fi-guren erhalten geblieben sind. Hier ist sofort an die beiden Nürnberger Johannes zu denken, die in einer Johannes-Kirche gestanden haben müssen. Die 150 und 152 cm großen Figuren wurden 1912 aus der Sammlung Hardenberg durch das Germanische National-Museum Nürn-berg (Inv.-Nr. 2205/06) mit einer alabasterweißen Fassung erworben, die 1913 entfernt wur-de³³. Nach alten Berichten sollen sie ursprünglich aus dem Breisacher Gebiet angekauft wor-den sein. Da sie gleich mit dem Meister des Breisacher Altars in Verbindung gebracht wur-den, dürfte als Herkunft eher der Freiburger Kunsthandel gelten.

Wo gab es im näheren und weiteren Freiburger Raum Johannes-Kirchen, hinter denen eine Stadt oder ein größeres Kloster als potenter Auftraggeber stehen kann? Einmal war dies in Kenzingen der Fall, für das um 1505 Hans Wydytz aus Freiburg einen Hochaltar schuf (davon Johannes Ev. im Freiburger Augustiner-Museum erhalten)³⁴. In Freiburg selbst gab es die Johanniterkommende, die in der Vorstadt Neuburg lag und 1677 niedergerissen wurde. Wir wissen nichts davon, daß gotische Teile der Kirchengestaltung in Heitersheim, wohin die Kommende verlegt wurde, Wiederverwendung fanden und in der Barockzeit eine Ala-basterfassung erhielten³⁵. Die Kartause am St. Johannesberg könnte auch Johannes-Figuren besessen haben; allerdings verbrachte man 1620 einen 200 Jahre alten Altar von dort in die Pfarrkirche Kirchzarten, wo er wohl im 30jährigen Krieg untergegangen ist³⁶.

Eine weitere Johannes-Kirche steht in Breitnau, die 1500 ausbrannte. Beim Wiederauf-bau um 1502/05 erhielt die Kirche wie in Kenzingen einen Hans Wydytz-Altar, aus dem Jo-hannes der Ev. erhalten ist³⁷. Unter den Orten in der weiteren Freiburger Umgebung mit Johannes-Kirchen bleibt eigentlich nur als möglicher Herkunftsort für die Nürnberger Fi-guren des Germ. National-Museums die Stadtkirche von Donaueschingen übrig. Wesentlich für die lokale Einordnung ist die Tatsache, daß beide gleich der Donaueschinger Madonna eine Alabasterfassung besaßen, die der dortige Hofmaler Franz Joseph Weiß 1765 angelegt hatte (vgl. die Signatur auf der Rückseite der Madonna). Leider haben wir nirgendwo in Do-naueschingen Unterlagen, ob und wann weitere gotische Plastiken zusammen mit der Ma-donna aus der dortigen Stadtkirche entfernt wurden. Falls dies geschah, dann sind solche gleichzeitig mit der Maria aus dem Gotteshaus verschwunden und in den Kunsthandel ge-langt (um 1835). Jedenfalls gibt es am Ort selbst keine weiteren Überreste der gotischen Kirchengestaltung.

Wie lassen sich die Nürnberger Johannesfiguren zeitlich festlegen? Schon Wilhelm PIN-DER³⁸ hat 1929 geschrieben, daß diese Arbeiten dem Petrus-Stich des Meisters HL von 1522 „besonders nahe verwandt“ seien. Ihm ist hier voll zuzustimmen. Herbert SCHINDLER³⁹ meint hierzu: „So ist der Petrusstich von 1522 in der Verselbständigung des Gewandes eine wesentliche Stütze für die Datierung der Nürnberger Johannesfiguren und eine mögliche neu-erliche Berührung mit der Donaukunst“. Zudem steht der Nürnberger Täufer Johannes dem glanzvollen herrscherlichen Christus in der Breisacher Marienkrönung so nahe, daß beide Figuren unmittelbar aufeinander folgen müssen. Dabei ist der Breisacher Gottessohn noch feinteiliger, noch lebendiger in Körper- und Gewandbehandlung gestaltet; ohne Zweifel ist er das spätere und reifere Werk des überragenden Schnitzers HL. Im Blick auf die unruhigen Gewandsäume in den Holzschnitten des hl. Christophorus und des hl. Sebastian (B 3 und B 9)³⁹, die um 1520 entstanden sein dürften, reiht sich die Donaueschinger Maria hier wunder-bar ein. Stellen wir fest: Das Entstehungsdatum des Donaueschinger Retabels deckt sich ex-



Abb. 1 Vermutete ursprüngliche Figurenanordnung des Donaueschinger Altars von Meister HL (Hans Loy).

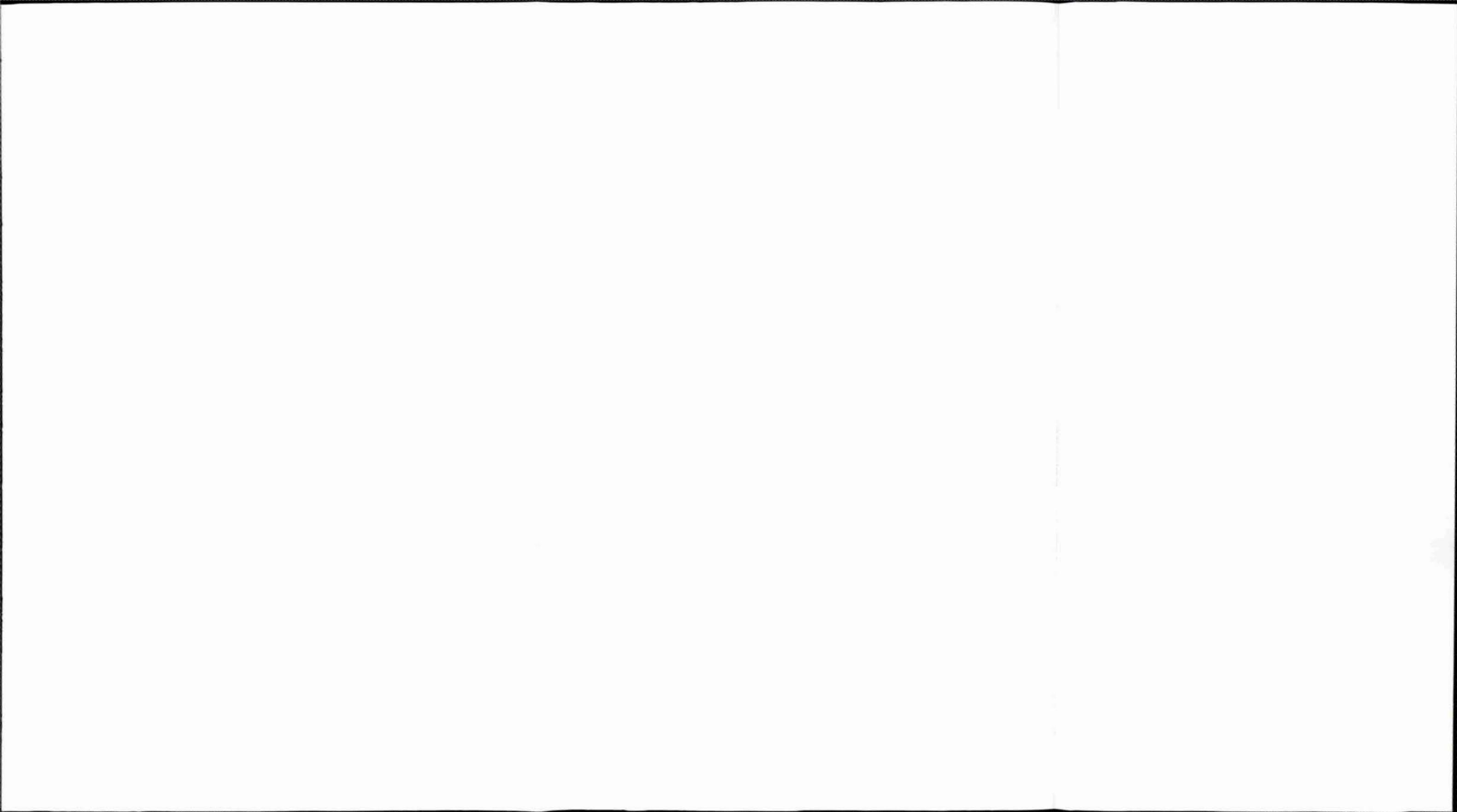




Abb. 2 Donauwiesinger Madonna von 1522 (Foto: G. Goerlipp).



Abb. 3 Johannes Evang. (Foto: German. Nat.-Mus. Nürnberg).



Abb. 4 Johannes der Täufer (Foto: German. Nat.-Mus. Nürnberg).



Abb. 5 HI. Katharina (?) (Foto: Staatl. Museen Berlin, Skulpt.-Sammlung).



Abb. 6 Hl. Otilia (?). Verschollen. (Foto aus: U. GROHN-SCHÖNROCK, Zur Donaueschinger Marienfigur von 1522, Pantheon XVIII 1960).

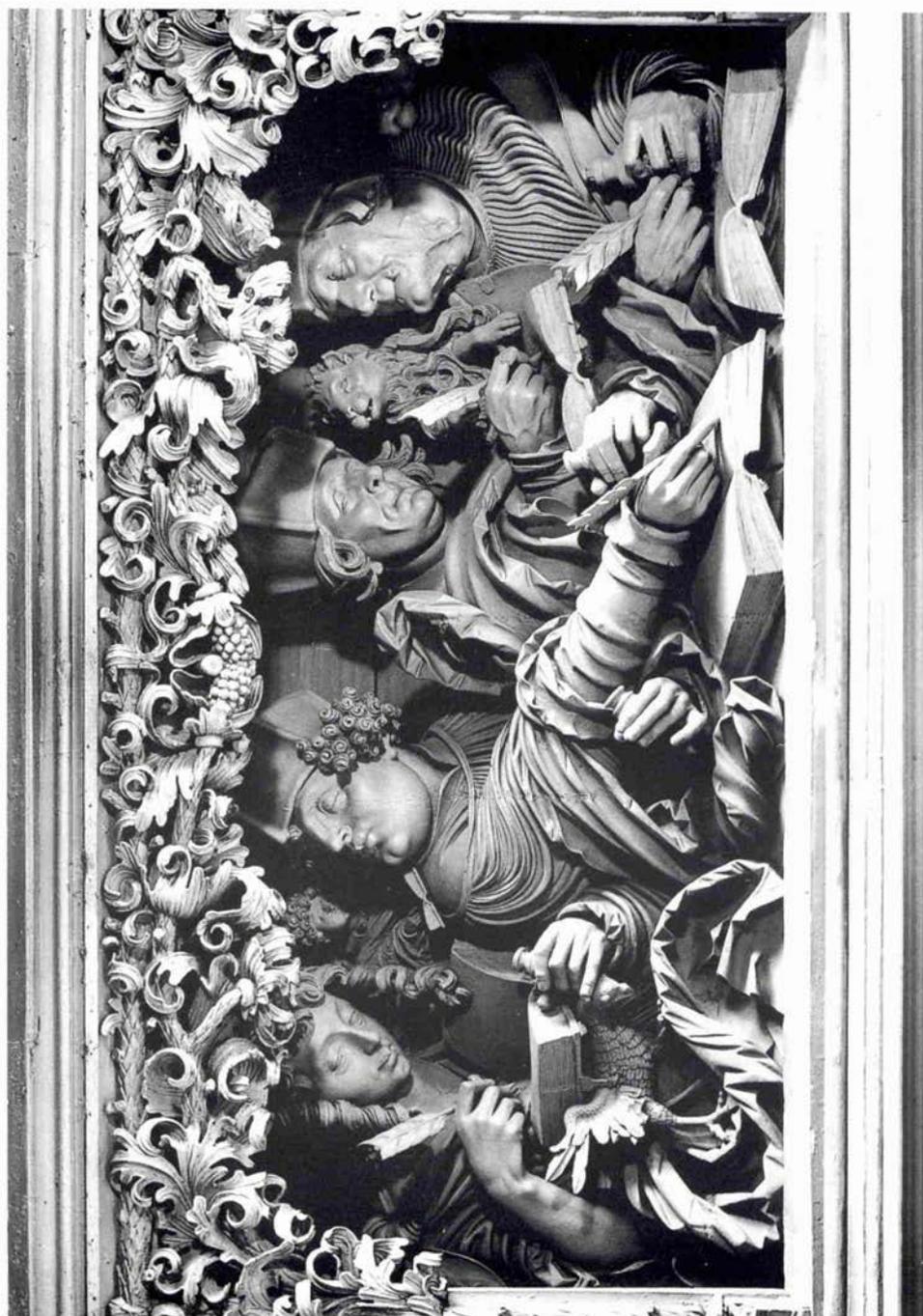


Abb. 7 Predella des Breisacher Altars von Meister HL. (Foto: Mühlbauer, Breisach).



Abb. 8 Die hll. Gervasius und Protasius vom Breisacher Altar des Meisters HL (Foto: Mühlbauer, Breisach).

akt mit jenem der Nürnberger Plastiken, die deutlich zwischen den verlorenen des St. Blasianer Schreins in der dortigen Marienkapelle (1518-20) und dem Beginn des Breisacher Altars (1523) ihren Platz haben.

Wie steht es mit ehemals sicher vorhandenen Außenfiguren, unter ihnen wohl eine hl. Barbara mit Kelch? Hier ist nochmals auf jene beiden Plastiken zurückzukommen, die Ursel GROHN-SCHÖNROCK 1960 aus Berliner Sicht veröffentlicht hat⁴⁰⁾. Obwohl Eva ZIMMERMANN und Anton LEGNER im Zusammenhang mit der Karlsruher Ausstellung von 1970 keine Identität in der Handschrift der Donaueschinger Madonna mit jener der weiblichen Heiligen aus Ostberlin zu erkennen glaubten⁴¹⁾, wirkt deren Zusammenschau mit den beiden Nürnberger Johannes und der Donaueschinger Maria wie eine Offenbarung. Gerade im Nürnberger Evangelisten findet sich die nämliche scharfe Schnitzweise mit dünnwandigsten Falten und Gewandpartien wie an der Ostberliner Heiligen (wohl eine Barbara), hier auch der auffallende Wechsel zwischen flachen Stoffbahnen und feinsten Plissierungen. Die Gestaltung von Gesicht und Haaren zeigt soviel gleichartige Züge, daß hier ein und dieselbe Schnitzerhand am Werk war. Nahezu identisch auch die Behandlung der Sockeloberfläche. Im übrigen weisen die Nürnberger Figuren wie jene aus Ostberlin ganz ähnliche Holzschäden auf. All diese Übereinstimmungen sind gewiß nicht zufällig, sondern sprechen klar für die Herkunft aus einem einzigen Werk. In der Haar- und Gewandbildung scheint die von Frau GROHN-SCHÖNROCK veröffentlichte hl. Otilie, die wohl seit dem letzten Krieg verloren ist, abzufallen. Vor allem zeigt sich dies in den Faltenplissierungen. Dennoch sind die beiden Frauengestalten, die durch eine kleine Krone als Märtyrinnen charakterisiert sind (wahrscheinlich stimmt hier bei der rechten Außenfigur das Augen-Attribut nicht), so sehr aufeinander bezogen, daß sie einem Retabel entstammen müssen. Bei dessen ursprünglicher Größe mit umfangreichem Gesprenge muß Hans Loy Mitarbeiter gehabt haben, die seine Entwürfe nahezu selbständig ausführten. So sind Qualitätsunterschiede durchaus zu erwarten.

Über eventuelle Flügel des Retabels schreibt Frau GROHN-SCHÖNROCK⁴²⁾: „Die beiden Flügel des Schreines dürften figürliche Darstellungen im Flachrelief getragen haben. Vielleicht können zwei weibliche Relieffiguren, offenkundig schwäbisch um 1520, aus Lindenholz, mit dem Altar in Verbindung gebracht werden, die - aus der Sammlung Heil stammend - 1938 in einer Berliner Versteigerung auftauchten und heute nicht auffindbar sind. Es handelt um eine hl. Katharina und eine hl. Magdalena, deren heutige Größe in fragmentarischem Zustand (die Figuren sind unterhalb der Knie abgebrochen) mit 82 cm angegeben wird, so daß man die Höhe der unbeschädigten Flachreliefs mit kleinem Sockel auf etwa 1,20 m schätzen kann⁴³⁾. Denkbar wäre allerdings auch, daß die Berliner Skulptur mit der hl. Otilia zusammen in den bis um 1600 vorhandenen Altar der Katharinenkaplanei in Donaueschingen gehörte⁴⁴⁾, eine Vermutung, die der Identifizierung unserer Figur als hl. Katharina entgegenkommen würde und die stilistisch engen Beziehungen zur Madonna des Hochaltars ebenfalls erklären könnte“.

Zusammenfassung

Die Donaueschinger Madonna von 1522 gehört mit zu den bedeutendsten Schöpfungen der Frührenaissance am Oberrhein, in der Baar ist sie ohne Zweifel die bei weitem alles überragende Figur dieser aufgewühlten, leidenschaftlichen Zeit. Bisher stand sie isoliert in der Kunstlandschaft, ihre eigenwillige Prägung in Gesicht und Mantelpartien verhinderte die Einordnung in das Werk eines fest umrissenen Bildhauers. Am meisten überzeugte bisher die Betrachtungsweise des feinsinnigen und kunstgelehrten Stadtpfarrers FEURSTEIN in Donaueschingen, dessen Leben im KZ Dachau ein tragisches Ende nahm. Ohne Zweifel kam er dem inneren Wesen jenes Glanzstückes seiner Pfarrkirche am nächsten. Sicherlich wäre er überrascht gewesen, wenn er die Herkunft des Breisacher Meisters HL aus der Kunstland-

schaft von Regensburg gekannt hätte. Und doch hat er immer noch mit seiner Einschätzung recht: Der Schöpfer der Donaueschinger Maria müsse ein geistiger Bruder des Hans Leinberger in Landshut gewesen sein.

Einzig im Werk des Meisters Hans Loy und in der Verbindung mit den Nürnberger Johannes und den Berliner weiblichen Heiligen ist der Standort der Donaueschinger Maria überzeugend. In der Qualität kommt sie den genannten Skulpturen völlig gleich, sie bildet ganz natürlich deren Mitte. Die Feinheit der Gesichtszüge von Mutter und Kind entspricht durchaus jener des Niederrotweiler und des Breisacher Retabels. In Donaueschingen freilich bekommt der Betrachter eine völlig neue Seite im Formenbuch des Schnitzers aufgeschlagen: In keiner anderen Marienfigur des HL ist die liebenswürdige, weiche Mütterlichkeit so eindrucksvoll ausgeprägt wie hier. Fast sieht es so aus, als ob der Künstler die weiche Art des Gesichtes in der Mantellandschaft widerspiegeln wollte. Zwar scheint dies der loyschen Art zu widersprechen, die wirbelnden Mantelsäume dagegen finden sich exakt so auf dem Holzschnitt des hl. Sebastian (B 9)³⁹⁾, der das HL-Monogramm trägt. Die feinen Hemdplissierungen am Hals der Donaueschinger Maria zeigen sich so auch beim Nürnberger Johannes Ev. und beim Protasius des Breisacher Altars. Sie wirken gleichsam als eines der Markenzeichen des Hans Loy.

Mit dem Donaueschinger Altar, der wohl 1521 begonnen und 1522 vollendet wurde, schließt sich eine Lücke zwischen dem Altar der Marienkapelle des Benediktinerklosters St. Blasien und jenem von Breisach. Er erklärt weiter, wohin sich Hans Loy nach seinem Weggang aus Freiburg gewandt hat. Graf Friedrich zu Fürstenberg in Donaueschingen brauchte sich also durchaus nicht an einen weitentfernten Künstler zu wenden, da dieser kurz zuvor in der engsten Nachbarschaft tätig war.

Zum Schluß sei die Frage erlaubt, ob nicht der gesamte HL-Altar in Donaueschingen bis zum Abbruch der mittelalterlichen Kirche im Jahr 1724 im Verband erhalten blieb und erst danach auseinandergerissen wurde. Im Kirchen-Neubau dagegen fand er keine Gnade mehr, da am 30. Juli 1731 der Schreiner Anton Bader den neuen Choralter mit dem Muttergottesbild und den 15 Geheimnissen aufrichtete⁴⁵⁾. Immerhin könnte die Maria von 1522 darin den Mittelpunkt gebildet haben. Offensichtlich kam 1737 der Rosenkranzaltar auf die linke Seite, als man diesen um 155 fl. an den Schreiner Joh. Martin Hermann aus Villingen verdingte. Die gotischen Figuren dagegen könnten weiter bis 1751 auf dem Hochaltar geblieben sein. Dann errichtete man den neuen durch Schreiner Matthäus Bäusch aus Meßkirch, der heute noch die Chorwand ziert. Wie die Fassung der Madonna durch den Hofmaler Franz Josef Weiß im Jahr 1765 zeigt, dürften die gotischen Hochaltarfiguren im Kirchenraum gestanden haben, bis man sie um 1835 entfernte.

Anmerkungen

¹⁾ SAUER, J.: Reformation und Kunst im Bereich des heutigen Baden, in: Freib. Diöz. Archiv NF, 19. Bd./1919, 323-506, bes. 389.

²⁾ GINTER, H.: Dr. Heinrich Karl Joseph Feurstein, Necrologium Friburgense Nr. 14/1942, in: Freib. Diöz. Archiv, 3. F. 2. Bd./1950, 197-200.

³⁾ FEURSTEIN, H.: Die Madonna von 1522 in der Pfarrkirche zu Donaueschingen, in: Repertorium für Kunstwissenschaft. Bd. 44/1924, 144-154.

⁴⁾ Pfarr-Archiv St. Johann in Donaueschingen, hdschr. Pfarrchronik.

⁵⁾ Pfarr-Archiv Donaueschingen, Altes Jahrbuch der Pfarrei St. Johann von 1601, 54.

⁶⁾ Mitteilungen aus dem Fürstl. Fürstenberg. Archiv Donaueschingen II Nr. 806, 811.

⁷⁾ wie Anm. 5, Notiz an den betreffenden Kalendertagen.

⁸⁾ Unter Pfr. Kaspar Dierberger († 1519); der alte Bruderschaftsrodel ist im Pfarrarchiv noch vorhanden.

⁹⁾ wie Anm. 6, I Nr. 154, 184.

¹⁰⁾ FEURSTEIN, H.: Beiträge zur Geschichte von Donaueschingen, in: Schr.d. Ver.f. Gesch.u. Natgesch.d. Baar XIV(1920), 109 ff.

¹¹⁾ „Franc. Jos. Weiß restaur. 1765“.

¹²⁾ FEURSTEIN, H.: Alte Kunst in der Baar, in: Badische Heimat – Die Baar, 25. Jg./1938, 142 ff, bes. 148 f.

- ¹³⁾ Über die „schöne Maria“ von Regensburg s. Katalog der Altdorfer-Gedächtnis-Ausstellung München 1938, 8 f. – BAXANDALL, M.: Die Kunst der Bildschnitzer, Tilman Riemenschneider, Veit Stoß und ihre Zeitgenossen, München 1984, Abb. 137 S. 216.
- ¹⁴⁾ GROHN-SCHÖNROCK, U.: Zur Donaueschinger Marienfigur von 1522, in: PANTHEON, XVIII. Jg./1960, 284-288.
- ¹⁵⁾ wie Anm. 14, Abb. 1, 4, 5. – Katalog Skulpturen-Abt. u. Gemäldegal. d. Staatl. Museen zu Berlin, Berlin 1953, S. 47 Nr. 80. – MAEDEBACH, H.: Bildwerke aus sieben Jahrhunderten, Berlin 1958, Katalog Nr. 77, Abb. 64 u. 65.
- ¹⁶⁾ Katalog Badisches Landesmuseum Karlsruhe - Spätgotik am Oberrhein, Meisterwerke der Plastik und des Kunsthandwerks 1450-1530, Karlsruhe 1970, Nr. 178 und 179 (Text E. ZIMMERMANN).
- ¹⁷⁾ LEGNER, A.: Besprechung „Spätgotik am Oberrhein“ (wie Anm. 16), in: KUNSTCHRONIK, Monatsschrift für Kunstwissenschaft, Museumswesen und Denkmalpflege, 24. Jg. / Heft 1, Januar 1971, 1-10, bes. 8.
- ¹⁸⁾ wie Anm. 17.
- ¹⁹⁾ ZIMMERMANN, E.: Forschungsergebnisse und Nachträge zur Ausstellung „Spätgotik am Oberrhein“ im Bad. Landesmuseum Karlsruhe 1970, in: Jb. d. Staatl. Kunstsammlungen in Baden-Württemberg, 9. Bd./1972, München/Berlin.
- ²⁰⁾ s. Anm. 19, 158 u. Abb. 19.
- ²¹⁾ HERMANN, M.: Stadtpfarrkirche St. Johann in Donaueschingen, in der Reihe: Kl. Kunstführer Schnell & Steiner Nr. 633, (9. völlig neu bearbeitete Auflage), München/Zürich 1981, 10 f.
- ²²⁾ SCHINDLER, H.: Der Schnitzaltar, Meisterwerke und Meister in Süddeutschland, Österreich und Südtirol, Regensburg 1978, bes. 174: Der Hochaltar des Meisters HL (Hans Loy) im Breisacher Münster (174-181). – SCHINDLER, H.: Der Meister HL = Hans Loy?, Werk und Wiederentdeckung, in der Reihe: Die blauen Bücher, Königstein im Taunus 1981.
- ²³⁾ BROMMER, H.: Filialkirche St. Michael in Niederrotweil, in der Reihe: Kl. Kunstführer Schnell & Steiner Nr. 599 (2. neubearbeitete Auflage), München/Zürich 1979. – BROMMER, H.: War Hans Loy der Meister HL? Ein kritischer Versuch zur Bestimmung des Niederrotweiler Altars, in: Festschrift für Wolfgang Müller, Freib. Diöz. Arch., 100. Bd./1980, 161-202.
- ²⁴⁾ KOEPF, H.: Die gotischen Planrisse der Ulmer Sammlungen (= Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, 18, 1977), 160/161, Abb. Katalog Nr. 51. – Vgl. Anm. 22: SCHINDLER, H.: Der Schnitzaltar, 181, 281 f. – SCHINDLER, H.: Der Meister HL = Hans Loy?, 50-52, Abb. 41 u. 42.
- ²⁵⁾ vgl. Anm. 23, BROMMER, H.: Niederrotweil, Neuaufgabe 1989, 10.
- ²⁶⁾ BAXANDALL, wie Anm. 13; dort die bisherige Literatur, 363. German. National-Museum Inv.-Nr. 2205/06.
- ²⁷⁾ MÜNZEL, G.: Der Mutter-Anna-Altar im Freiburger Münster und sein Meister, in: Freiburger Münsterblätter 1914, 70-72.
- ²⁸⁾ wie Anm. 23, BROMMER, H.: War Hans Loy der Meister HL?, 162.
- ²⁹⁾ wie Anm. 25, BROMMER, H.: Niederrotweil 1989, 10.
- ³⁰⁾ wie Anm. 27. – wie Anm. 22: SCHINDLER, H. 1981, 6.
- ³¹⁾ wie Anm. 22: SCHINDLER, H. 1981, 16.
- ³²⁾ LILL, G.: Hans Leinberger, München 1942, 142 f. – SCHINDLER, H.: Der Schnitzaltar, 180, 315 Anm. 24.
- ³³⁾ DEMMLER, Th.: Der Meister des Breisacher Hochaltars, Jb. d. preuß. Kunstsgn., Bd. 35, 1914, 121. – SCHMITT, O.: Oberrhein. Plastik im ausgehenden Mittelalter, Freiburg 1924, Anhang 16. – KRUMMER-SCHROTH, I.: Der Schnitzaltar in Niederrotweil a.K., in: Jb. d. Staatl. Kunstsgn. i. Ba.-Witbg., VIII 1971, 77 u. Anm. 20. – SCHINDLER, H.: Der Meister H.L. = Hans Loy?, in: Reihe Blaue Bücher, Königstein 1981, 52-56.
- ³⁴⁾ ZIMMERMANN, E.: Spätgotik am Oberrhein - Plastik, Ausstellungs-Kat. Karlsruhe, Bad. Landes-Museum 1970, Nr. 139, Abb. 124.
- ³⁵⁾ KRIEGER, A.: Topogr. Wörterbuch d. Großhzt. Baden, Heidelberg 1904, Sp. 640.
- ³⁶⁾ HERMANN, M.: Pfarrkirche St. Gallus in Kirchzarten, Schnells kl. Kunstführer Nr. 1064, München/Zürich 1976, 5.
- ³⁷⁾ HERMANN, M.: Pfarrkirche St. Joh. Bapt. in Breitnau/Schw., Schnells kl. Kunstführer Nr. 1146, München/Zürich 1979, 14.
- ³⁸⁾ PINDER, W.: Die deutsche Plastik vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance, II, Berlin 1929, 477 f.
- ³⁹⁾ SCHINDLER 1981, 93 u. 95.
- ⁴⁰⁾ s. Anm. 14.
- ⁴¹⁾ s. Anm. 17 u. 19.
- ⁴²⁾ wie Anm. 14, S. 288.
- ⁴³⁾ Abb. siehe Versteigerungskatalog Hans W. Lange, Berlin W 9, 7.-9. April 1938, Nr. 87, Tafel 24a.
- ⁴⁴⁾ vgl. KREBS, E.: Investiturprotokolle der Diözese Konstanz aus dem 15. Jh., im Anhang des Freib. Diöz. Archivs JBand 1940, 173.
- ⁴⁵⁾ wie Anm. 21, S. 7.

Das Feldmaßsystem im Fürstentum Fürstenberg im 18. Jahrhundert

von Daniel Wesely

Wer sich mit Orts- oder Regionalgeschichte beschäftigt, sieht sich schon bald mit besitzgeschichtlichen Fragestellungen konfrontiert. Seine Informationsquellen bestehen für die Zeit vor 1800 in erster Linie aus Urbaren und Urkunden, danach sind es Steuerkataster und Grundbücher. Aus ihnen bezieht der Historiker seine besitz- und sozialgeschichtlichen Eckdaten. Im vorindustriellen Zeitalter bestimmt vor allem die Verteilung des Grundbesitzes die gesellschaftliche Struktur eines Ortes oder einer Herrschaft und definiert die Stellung des einzelnen innerhalb einer Ortsgemeinschaft. Es gilt hierbei, Größe, Lage, Kulturart, Flurzwang (Öschverteilung), besitz- oder lehensrechtlichen Status, Zehnt- und Abgabenbelastung sowie Wege-rechte von Liegenschaften zu berücksichtigen, um ihren Wert und ihre Bedeutung bemessen zu können. Jedoch bereits bei der Feststellung von Grundstücksgrößen stößt man auf Schwierigkeiten: Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts führten die drei Südweststaaten Baden, Württemberg und Hohenzollern jeweils einheitliche und allgemeingültige Maßsysteme ein. Zuvor bestanden zahlreiche verschiedene Längen- und Flächensysteme nebeneinander, so daß die historischen Größenangaben in heutige Maße umgerechnet werden müssen. Dabei gilt es drei Kriterien zu beachten:

1. Was wurde als Grundmaß benutzt?
2. Welches System hat die Maßhierarchie?
3. Wo wendete man dieses Maßsystem an?

Es soll nun in diesem Beitrag auf die drei Fragen in Bezug auf das Fürstentum Fürstenberg und angrenzende Landschaften eingegangen werden. Der Anspruch auf eine vollständige Darstellung kann in einem so eingeschränkten Raum nicht gewährleistet werden. Der Betrachtungszeitraum ist auf das 18. Jahrhundert konzentriert, da nun in der Epoche des Rationalismus und des Staatsausbaus sich das Bedürfnis nach Vereinheitlichung der Maße regte und daraufhin dieses Problem auch weitenteils aktenkundig wurde. Das Quellenmaterial entstammt hauptsächlich dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv in Donaueschingen und wurde im Rahmen der Dissertationsarbeit des Autors erhoben.

1. Die verschiedenen alten Feldmaßsysteme

Die Beschreibung eines Besitz- und Benutzungsverhältnisses an Grund und Boden geschieht in Verbindung mit einer Größenangabe. Auch vor der Anwendung der geometrisch-exakten Vermessung wurden in Urbaren und Urkunden Flächeninhalte der Grundstücke beziffert¹⁾. Diese Angaben fußten auf verschiedenen Bemessungsgrundlagen, die zum Teil noch im 18. Jahrhundert angewandt wurden und deren Zuverlässigkeit auf Generationen alter Erfahrungen und auf sozialer Kontrolle beruhte²⁾:

1. nach dem Augenschein: Flächeninhalt, Bodengüte, Kleinklima etc. berücksichtigend;
2. nach Zeitquantum für das Umpflügen: Morgen, Jauchert war jeweils die Fläche, welche an einem Vormittag mit einem Joch bespannten Pflug umgebrochen werden konnte, Entsprechendes galt für Wiesen hinsichtlich der Schnittzeit: Mannsmahd;
3. nach der benötigten Menge Saatgut³⁾;
4. nach dem Ertrag;
5. nach der Anzahl der Zugtiere am Pflug;
6. nach Anzahl der Strangen beim Beetenbau, d.h. eine bestimmte Pflugmethode wurde zugrunde gelegt;

7. nach einfacher Rutenvermessung (bis in die Karolingerzeit nachweisbar);
8. nach sozialem Stand: JÄNICHEN gab das Beispiel von „Herren- und Knechtmorgen“ an;
9. nach der Geländebeschaffenheit: „Bergenviertel“.

Die 'Jaucherten' (J), die 'Morgen' (M) oder die 'Tagwerke' bedeuteten in den Urbaren und Urkunden damit keine allgemeinen, übertragbaren Flächenmaße, sondern waren nur als örtliche Bezugsgrößen zu verstehen.

2. Die Grundmaßeinheit 'Schuh'

Bei der Feldvermessung diente meist der 'Schuh' (S) als Grundmaßeinheit für die Feldmessung. Auf dem S basierten sämtliche Längen- und Flächenmaßsysteme. Seine Länge war regional verschieden und lag mit 27 bis 36 cm im Bereich des menschlichen Körpermaßes. Der S bestand aus 12 Zoll, und ein Zoll war in 12 Striche oder Linien unterteilt (vgl. unten). Seit dem 16. Jahrhundert überwog im südwestdeutschen Raum die Anwendung des *Nürnberger Stadt- oder Landschuhs*, kurz *Nürnberger Schuh* (NS)⁴⁾. Davon muß man jedoch den um ca. einen Zoll kürzeren *Nürnberger Werksschuh* (NWS) unterscheiden; es wird angenommen, daß dieser ein eigenständiges Maß für kleinere Längen ist, während der NS von der Rute (R) durch Unterteilung abgeleitet wurde⁵⁾. Daneben lag im 18. Jahrhundert der '*Wiener Schuh*' (WS) den Vermessungen in vorderösterreichischen Gebieten zugrunde⁶⁾. Der '*Ravensburger Schuh*', der in Ehingen auch benutzt wurde, sei dem „österreichischen Schuh ähnlich“⁷⁾. Im Klosterterritorium St. Peter baute das Feldmaßsystem auf dem '*Badenweiler Landmeßschuh*' auf⁸⁾. Recht selten hingegen findet sich im hier betrachteten Raum ein Hinweis, daß der sogenannte *Dezimalschuh* (DS) angelegt wurde. Er entstand, indem man die gebräuchliche Rutenlänge in zehn gleiche Abschnitte unterteilte (s.u.). All diese verschiedenen Feldmeßschuhe waren jedoch in sich nicht einheitlich; so heißt es z.B. recht vorsichtig in der badischen Umrechnungstabelle von 1812 zum Donaueschinger NS⁹⁾: „Donaueschingen hat einen Feldfuß, den es den Nürnberger nennt. Er ist derselbe wie in Konstanz und stimmt nahe mit dem Heidelberger zusammen, der auch ein Nürnberger sein soll . . .“.

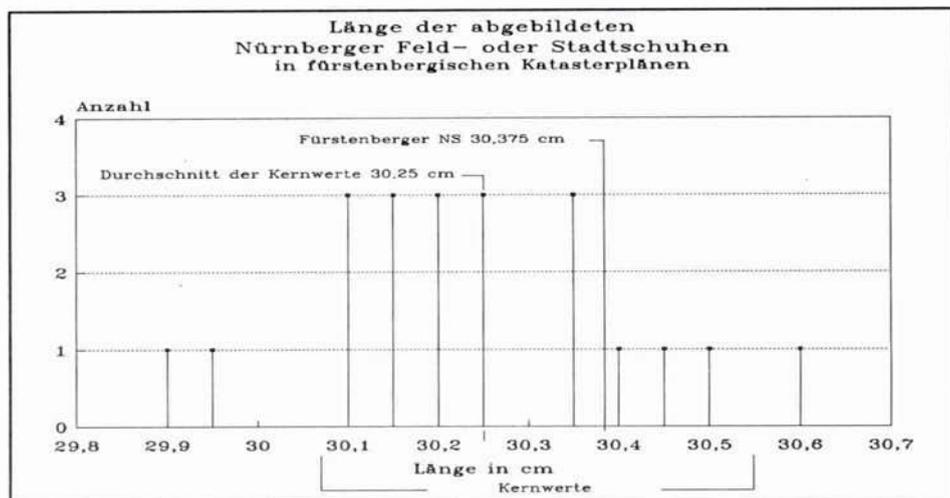
Um im Dickicht verschiedener Maße und Benennungen eine Orientierung zu erlangen, sollen die wichtigsten Schuhgrundmaße vorgestellt werden. Es können für den südwestdeutschen Raum im 18. Jahrhundert vier Gruppen von Schuhmaßen unterschieden werden:

- | | | |
|----|-----------------------|--------------------|
| 1. | Nürnberger Werksschuh | mit 27 bis 29,6 cm |
| 2. | Nürnberger Schuh | mit 30 bis 30,5 cm |
| 3. | Wiener Schuh | mit 31 bis 32 cm |
| 4. | Dezimalschuh | mit 32 bis 45 cm. |

Die Schwierigkeit, von einem Normalmaß identische Kopien zu fertigen, ist sicherlich ein wesentlicher Grund dafür, daß ein Schuhmaß eines Namens nicht überall gleich lang sein mußte.

In den badischen Tabellen wird der *Nürnberger Schuh* in der Reichsstadt selbst mit umgerechnet 30,398 cm ausgewiesen¹⁰⁾, für die Orte Donaueschingen, Konstanz und Heidelberg mit 30,369 cm¹¹⁾. Seit JÄNICHEN gilt in der Forschung 30,38 cm als Richtwert für den NS. Der Messingschuh aus den fürstenbergischen Sammlungen ist mit 30,375 cm nur um ein sehr Geringes kürzer. Zum Nachweis, ob dieses Grundmaß verwendet wurde, können die auf 21 fürstenbergischen Katasterplänen (1731 - 1788) in Originallänge abgebildeten NS nachgemessen werden; diese Methode bietet sich insbesondere dann an, wenn ein solches Normal- oder Urmaß¹²⁾ nicht existiert, denn auf Plänen und Karten des 18. Jahrhunderts finden sich vielfach Abbildungen des verwendeten Schuhlineals (siehe Abbildung). Es muß eine Toleranz von -1,6% bis +0,7% von der Gesamtlänge als Folge von Papierverzug bei diesem Planbestand berücksichtigt werden. Durch Zeichen- und Meßungenauigkeiten entsteht eine Fehlerspanne bis $\pm 0,5$ mm¹³⁾. In 15 Plänen beträgt die Länge des Schuhs zwischen 30,10 und

30,50 cm (Kernwerte); der Durchschnitt liegt bei 30,25 cm. Nur auf drei Plänen weicht die Länge des abgebildeten NS deutlich von diesem Spektrum ab. Es kann demnach angenommen werden, daß der im Fürstentum Fürstenberg gültige NS im 18. Jahrhundert mit einer Länge von 30,3 bis 30,4 cm tatsächlich gebräuchlich war. Bei der fürstenbergischen Katasterkartierung unterteilte man den NS in 10 Abschnitte und wich somit von der 12-Zolleinteilung ab (vgl. Abb. 1). Im Oberamt Wolfach, wahrscheinlich auch im zweiten Kinzigtalamt Haslach, galt ein anderes Schuhmaß als in den übrigen fürstenbergischen Gebieten; nach den badischen Tabellen hatte dort ein S die Länge von umgerechnet 29,065 cm und gehört damit in die Gruppe des NWS¹⁴⁾.



Der *Nürnberger Werksschuh* maß zwischen 27 und 29,6 cm. In diesem Bereich liegt eine größere Gruppe von Schuhmaßen. Es muß hier offengelassen werden, inwieweit es sich jeweils um eigenständige Maße oder um Derivate des NWS handelte: z.B. der Ulmer Schuh mit 29,21 cm bzw. 29,49 cm¹⁵⁾ oder der altwürttembergische Schuh mit 29,6 cm¹⁶⁾. Bei der fürstenbergischen Landesrenovation wurde nicht der NWS angelegt. Jedoch war er im '*Geisinger Meß*' oder '*altes Hegauer Meß*' enthalten (siehe unten). Er scheint in Richtung zum Bodensee immer seltener angewandt worden zu sein¹⁷⁾.

Der *Wiener Schuh* war vornehmlich in vorderösterreichischen Gebieten in Übung. Bei PFEIFFER wird er mit 31,6088 cm angegeben¹⁸⁾; die badischen Umrechnungstabellen von 1812 setzten für Freiburg 31,67 cm an; eine Bannkarte über Rohrbach im FFA zeigt einen WS mit 31 cm¹⁹⁾. Der Badenweilener Schuh und der Rheinische oder Preußische Fuß gehören ebenfalls in diese Größenkategorie²⁰⁾. Wenn der österreichische Premierfeldmesser Heber in der Landvogtei Nellenburg in seinem Gutachten von 1717 den '*Ehinger Feldschuh*' voraussetzt, liegt es nahe, daß dieser dem WS entsprach²¹⁾.

Die längste Variante des Schuhmaßes im südwestdeutschen Raum hieß *Dezimalschuh*. Auch für ihn werden verschiedene Werte angegeben: in Württemberg kursierten der kleine Dezimalfuß 33,6 cm und der große Dezimalfuß 44,8 cm²²⁾. Im Thurgau findet sich ein DS mit einer durchschnittlichen Länge von 36 cm²³⁾. Hauptmann Johann Jakob Schmauß ließ bei der Landesrenovation in der Mgt. Baden ebenfalls einen DS anlegen, der eine Länge von 36,61 cm besaß²⁴⁾. Der DS wurde als reiner Feldmeßschuh von der örtlich gebräuchlichen R abgeleitet, indem sie, gleichgültig wieviel S sie ursprünglich hielt, in zehn S unterteilt wurde. Das so konstruierte Einzelschuhmaß hieß DS²⁵⁾. Aus ihrer Entstehung erklären sich die beiden Vari-

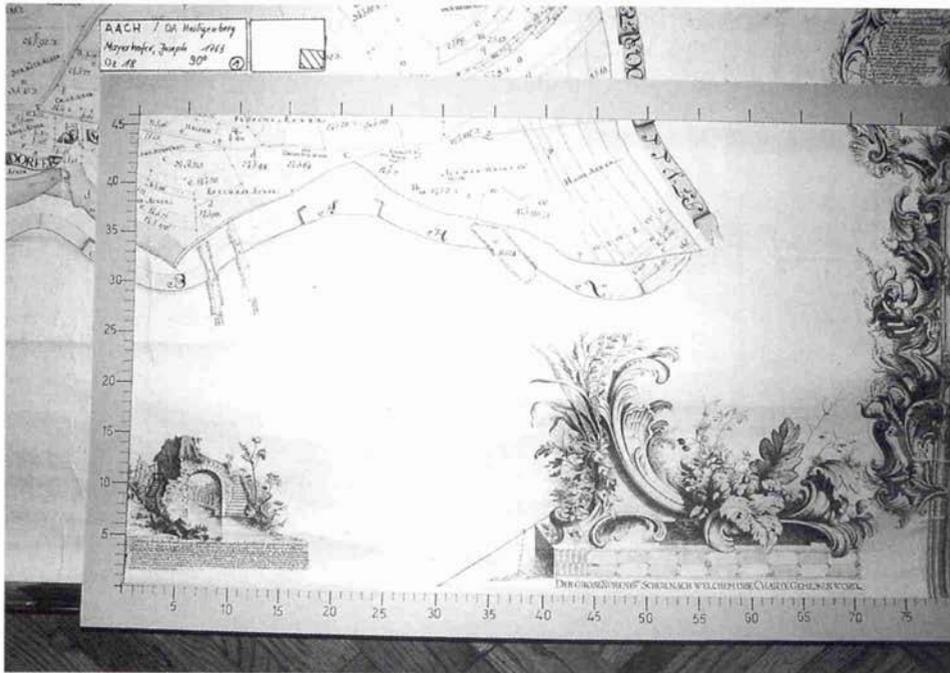


Abb. 1 Katasterplan über Aach (Aach-Linz, Stadt Pfullendorf) von Philipp Kraus 1763 mit dezimal unterteiltem Anlegemaßstab, Meßkette und Meßrute (FFA Planbestand Kasten 4 / Deckel / Oz 18).

anten des württembergischen Dezimalschuhs: die längere leitete sich als Zehntteil von der 16-schuhigen, die kürzere von der 12-schuhigen R ab. Der DS stellte daher im engeren Sinne kein Grundmaß dar, sondern die R diente in diesem Falle als Basislänge, von der die übrigen Längen- und Flächenmaße abhängen.

Aus dem Längenmaß wurde das Flächenmaß *Quadratschuh* gebildet, der bisweilen auch 'gevierter Schuh' hieß. Es ist die kleinste Flächenmaßeinheit für die Feldmessung; auf ihr baute sich das Flächenmaßsystem auf. Die Inhalte der S^2 variierten zwischen einem württembergischen S^2 mit $0,0817 \text{ m}^2$, einem Donaueschinger NS^2 mit $0,0922 \text{ m}^2$ und dem thurgauischen DS^2 mit $0,129 \text{ m}^2$. Bei Jauchertmaßen von 25.000 bis 75.000 S^2 hatte der anfangs minimale Unterschied in den Schuhmaßen eine beträchtliche Auswirkung.

3. Die Maßeinheit 'Rute'

Die nächst größere Längenmaßeinheit war die *Rute*²⁶⁾. In den älteren Maßsystemen hielt die R 12, 14, 16, seltener 13, 15 oder 18 S. Ihre Länge betrug zwischen 3 und 5 Metern. Die 10-schuhige Dezimalrute (DR) fand über die Feld- und Katastervermessungen seit Beginn des 18. Jahrhunderts Verbreitung, da mit ihr Parzellenflächen einfacher auszurechnen waren. Die DR wurde einfach als Längeneinheit von 10 gebräuchlichen S definiert und war wie der DS ein für die Feldmessung konstruiertes Maß. Eine Meßplatte dieser Länge, Stange oder Rute genannt, gehörte bei der Landvermessung zur technischen Ausstattung. Aus der R wurde ebenfalls ein Flächenmaß abgeleitet: die *Quadratrute*, deren Inhalt sich aus der Anzahl der Schuhsegmente errechnete:

$1 R^2 \text{ à } 10 S = 100 S^2$, $1 R^2 \text{ à } 12 S = 144 S^2$ etc.



Abb. 2 Forstplan zu Habsegg von Philipp Kraus 1771 mit Anlegemaßstab in 12-Zollunterteilung, Winkelmesser, Lineal, Reißfeder, Reißzeugkasten und Meßprotokollbuch (FFA Planbestand Kasten 3b / Fach 3 / Oz 4a-d).

Im Bereich des Fürstentums Fürstenberg fußten alle alten Flächenmaße auf einer duodezimalen Einteilung: Schellenberger, Hegauer, Kirchtaler und Altes Donaueschinger Meß (siehe Tabelle). Erst die neue Feldmeßbrute zur Landesrenovation ab 1726 war auf 10 NS reduziert. In der Maßübersicht von 1752/53 wurde dann die Anwendung der Dezimalrute in der Herrschaft Meßkirch ausdrücklich angeordnet²⁷⁾.

4. Das Flächenmaß 'Jauchert'

Das größte im 18. Jahrhundert gebräuchliche Flächenmaß hieß *Jauchert*, *Morgen*, *Tagwerk* oder *Mannsmahd*. Diese vier Begriffe quantifizierten die Fläche ursprünglich aufgrund der Faktoren Tätigkeit und Arbeitszeit. Die J und der M bezogen sich vornehmlich auf das Ackerfeld, auch Gärten, die Mm und das Tw galten meist zur Quantifizierung von Wiesenflächen. Die Maße für Grasflächen fielen gemäß dem unterschiedlichen Arbeitsvorgang größer als jene bezüglich des Acker- und Gartenlandes aus. Die jeweiligen Flächeninhalte hingen vom Geländere relief, von der Kulturart und der Anbaumethode ab und waren damit örtlich unterschiedlich bemessen. Sie weisen sich damit als sehr alte Grundmaße aus (vgl. oben), die später in festen Zahlenwerten ausgedrückt wurden. Bei der Katastervermessung im 18. Jahrhundert rechnete man nur noch in einem Maß: J oder M. Im Fürstentum Fürstenberg übernahm man die im Herrschaftsgebiet verbreitete Bezeichnung J, so daß sich hier die Betrachtung darauf beschränken kann. In der Maßhierarchie konstruierte sich die J aus der R^2 mit einem erweiternden Koeffizienten, der zwischen 150 und 520 lag. Ein System, nach welchem dieser Vervielfältigungsfaktor ausgewählt wurde, ist nicht erkennbar. Jedoch lassen sich zwei Beobachtungen hierzu festhalten:

1. Jaucherten, die auf einer großen R mit 15 und mehr S basieren, haben zum Ausgleich einen Koeffizienten unter 300. Tatsächlich wurde dadurch jener Faktor (225 bis 324) nivelliert; auch kann für diese Gruppe meist der kleine NWS als Grundmaß festgestellt werden. Damit klaffte das Größenspektrum der J nicht endlos auseinander. JÄNICHENS Beobachtung, daß sich die Jauchertgrößen allgemein um zwei Durchschnittswerte 33 und 42 Ar konzentrieren, kann anhand der Tabelle bestätigt werden. Jedoch klaffen die Extremwerte weit mehr

auseinander als bei ihm angegeben: Die Spitzen liegen nicht bei 46, sondern bei annähernd 60 Ar (Ulm), und die kleinste J ist die fürstenbergische mit 25.000 NS² = 23,066 Ar statt 28.

2. Eine Division durch vier ergibt eine ganze Zahl oder endet zumindest mit einer 1/2 R²²⁸⁾. Das Viertel oder Vierling diente als Zwischenmaß. In den neuen fürstenbergischen Feldmaßsystemen hielt ein V 125 R² bei 500 R² und entsprechend 62,5 R² beim kleineren neufürstenberger Maß. Daraus leiteten sich Zwischengrößen wie z.B. 'Lützelmorgan', die aus 3 Viertel bestanden, ab. In den fürstenbergischen Katasterkarten, Urbaren und Beschrieben wurden die Felder in J - V - R² angegeben. Eine Genauigkeit bis auf den S² war nicht zu erwarten²⁹⁾.

Feldmaßhierarchien im südwestdeutschen Raum

Schuhmaß	Quadratrate	Koeffizient	Jauchert	Territorium
▶	18 ²	160	51.840 S ²	Schussenried 1728
		240	61.440 S ²	Biberach 1744
▶	16 ²	225	57.600 S ²	Württemberg
▶		224	57.344 S ²	Ulm 1752/53
▶		190	48.640 S ²	Ehingen Ritterschaft
▶	15 ²	150	38.400 S ²	Hechingen bis 1860
		150	37.750 S ²	Rottenburg
	14 ²	384	75.264 S ²	Ulm
▶	13 ²	288	48.672 S ²	Horb 1680
		250	42.250 S ²	Allmendshofen bis 1760
◆	12 ²	360	51.840 S ²	Österreich, Biberach
■		320	46.080 S ²	Ehingen Landvogtei
		288	41.472 S ²	St.Peter
■		276	39.744 S ²	'Schellenberger Maß'
▶		264	38.016 S ²	Schönberg 1680
▶		256	36.864 S ²	Konstanz
▶		252	36.288 S ²	'Hegauer Maß'
■		250	36.000 S ²	'Kirchtaler Maß'
■		228	32.832 S ²	'Altes Donaueschinger Maß'
◆		520	52.000 S ²	Ochsenhausen *
■	500	50.000 S ²	großes neufürstenberger Maß *	
■	480	48.000 S ²	Salen *	
	450	45.000 S ²	Wolfegg 1725	
■	400	40.000 S ²	St.Blasien *	
	10 ²	396	36.600 S ²	Buchau 1752/53
		288	28.800 S ²	St.Peter *
■		250	25.000 S ²	kleines neufürstenberger Maß *

Erläuterungen:

* verwendet zu einer Katasterkartierung

— keine Angaben zum Schuhmaß

▶ NWS ■ NS ◆ WS

Die enorme Vielfalt im Jauchertmaß resultiert aus der Kombination der drei Faktoren Schuhgrundmaß, Rutenlänge und Jauchertkoeffizient. Die Tabelle stellt einen Überblick auf die im und um das fürstenbergische Territorium üblichen Längen- und Flächenmaße her. Die Angabe der zugehörigen Schuhmaße bleibt lückenhaft und geschieht mit Vorbehalt: lückenhaft, weil die Quellen mit Selbstverständlichkeit meist nur allgemein von 'Schuh' oder 'Fuß' sprechen – eine Unklarheit, die sich dann in der Literatur fortsetzen muß. Der Vorbehalt zielt auf den Zweifel, ob das angegebene Schuhmaß auch tatsächlich innerhalb dieses Flächenmaßsystems angewandt wurde.

5. Die verschiedenen Längen- und Flächenmaßsysteme im Fürstentum Fürstenberg

Aus der *'superioritas territorialis'* und dem *'ius subcollectandi'* ließ sich die Befugnis des Landesherren ableiten, neue Feldmaße einzuführen und für Besteuerungszwecke einzusetzen³⁰⁾. So wurde für die Landesrenovation im Meßkircher Teil des Fürstentums ab 1726 die *'große neufürstenberger Jauchert'* zugrunde gelegt. Da man sich für die vollständige Vermessung, Beschreibung und Kartierung des Territoriums ohnehin für eines der vielen kursierenden Maßsysteme entscheiden mußte, so nahm man jenes, mit dessen Systematik sich möglichst einfach rechnen ließ: die J à 50.000 S². Nach weitgehendem Abschluß der Landesaufnahme im ehemals Heiligenbergischen und Meßkircher Herrschaftsteil erging 1753 an die Feldmesser die Verordnung, nun die um die Hälfte reduzierte *'kleine neufürstenberger Jauchert'* für die Flächenberechnungen zu benutzen. Jedoch die Pläne und Urbare, welche in den 60iger Jahren über Markungen im ehemals Meßkircher Teil angefertigt wurden, nahmen die J weiterhin mit 50.000 S². Die kleine J wurde erst seit Aufnahme der Renovation in der Landgrafschaft Baar im Jahre 1782 zum einzig gültigen Feldmaß³¹⁾. Es existiert kein Zeugnis darüber, warum auf das halbe Jauchertmaß zurückgegangen wurde. Man kann nur vermuten, daß bei den kleinparzelligen Markungen in der Baar Maß kaum mehr in J, sondern meistens umständlich in V hätte gerechnet werden müssen.

Die dekretierte Einführung neuer Feldmaßsysteme durch die Renovation bedeutete jedoch nicht, daß die alten Maßeinheiten aufgegeben wurden. Denn obwohl in der Landgrafschaft Baar bis 1796 alle Ortsbänne nach den beiden neuen Feldmaßsystemen vermessen und kartiert worden waren, steuerte die Mehrzahl von Gemeinden noch nach dem alten Modus; dieser basierte auf den Größenangaben der alten Maßsysteme. Eine Umfrage bei den Ämtern nach Steuerleistungen und Besteuerungsmodus im Jahre 1798 belegt dies³²⁾. Im Oberamt Hüfingen galt die J nach *'Schellenberger'* oder *'altem Donaueschinger'* Meß. In den Obervogteiamtern Löffingen und Blumberg benutzte man wie auch in der benachbarten Herrschaft Hohenhewen (Obervogtei Engen) das sogenannte *'Hegauer Meß'*. Die Gemeinden Blumberg³³⁾ und Mundelfingen bildeten die einzigen Ausnahmen, indem ihrem Steuermodus schon die Renovation mit neuem Maß zugrunde lag. Das *'Kirchtaler Maß'* besaß im Obervogteiamt Möhringen uneingeschränkt Gültigkeit. In den ehemals Fürstenberg-Meßkircher Gebieten war das *'große Fürstenberger Maß'* eingeführt worden. Im Kinzigtal, wo im 18. Jahrhundert keine Katastervermessung vorgenommen wurde, bediente man sich der ursprünglichen Jauchertangabe in Aussaatmengen (vgl. Anm. 3). Die volle Umstellung auf das neue Maßsystem wurde durch den Ausbruch der Revolutionskriege verhindert. Die fürstenbergische Verwaltung bemühte sich, daß im Grundstücksverkehr nur noch mit neuem Maß Größenangaben gemessen werden sollten. Aber die Anordnung wurde nicht konsequent durchgeführt: Im März 1794 ließ der Liquidationskommissar Stückle einen Acker in Neudingen von Renovator Buorz v. Seethal nach altem Schellenberger Maß nachmessen, dies wurde im Arbeitsbuch von den Vorgesetzten ('Deputati') sogleich moniert³⁴⁾: „... um nicht wieder mehrerlei Meß somit Verwirrung aufkommen zu lassen, wird es nötig sein, an sämtliche Ämter ein generale zu verfassen und alle Verkäufe nach einem anderen als dem gewöhnlichen Meß zu verbieten wie aus

derlei Kaufbüchern wieder Unordnung entstehen dürften. Wer nicht nach dem neuen allgemeinen Maß handelt, der muß die Reduktion eines Renovators aus eigenem Beutel bezahlen“.

Das Fürstentum Fürstenberg weist hinsichtlich des offiziellen Feldmaßsystems vier Bereiche auf:

1. die ehemaligen Fürstenberg-Meißkircher Gebiete mit 50.000 S² pro J,
2. einzelne baarische Ortsbänne, die nach dem kleinen neufürstenberger Maß die Grundsteuer bemaßen,
3. die Landgrafschaften Baar und Stühlingen und die Herrschaften Hohenhewen und Lenzkirch mit dem kleinen fürstenbergischen Maß und alten Maßsystemen,
4. die nicht renovierten Restgebiete in der Landgrafschaft Stühlingen und in den Herrschaften im Kinzigtal, wo uneingeschränkt alte Maßsysteme galten.

Die Tabelle zeigt, daß bei allen Katastervermessungen und -mappierungen im südwestdeutschen Raum die 10-schuhige R als das für die umfangreichen Rechengeschäfte bequemste Maß angelegt wurde. Der Koeffizient für die Jauchertfläche hingegen glich sich nur insoweit dem Dezimalsystem an, als er meist eine volle Zehnerstelle aufwies. Bei der fürstenbergischen Renovation ging man einen Schritt weiter, indem man die Faktoren 500 respektive 250 wählte und die Rechnung noch weiter vereinfachte. Damit verfügte man im Bereich der Vermessung im Fürstenbergischen über ein Maßsystem, das weiter als in den benachbarten Territorien an ein dezimales System angenähert war. Die tabellarische Übersicht macht deutlich, daß allgemein über die Landrenovation eine Vereinheitlichung und Dezimalisierung des Feldmaßsystems in den Territorien angestrebt wurde. Diese Bemühungen stehen im Zusammenhang kameralistischer Reformierung und innerstaatlicher Konsolidierung, die die spätabolutistischen, aufgeklärten Staatswesen im 18. Jahrhundert erfuhren. Das katholische Fürstentum Fürstenberg folgt hierbei dem österreichischen Vorbild nach. Die Erneuerung und Vereinheitlichung des Feldmaßsystems drang nicht mehr vor der Mediatisierung durch. Dieser Reform war ein gleiches Schicksal wie den vielen anderen Neuansätzen des 18. Jahrhunderts beschieden, sich nicht aus den Verflechtungen überkommener Strukturen freimachen zu können. Dies sollte erst nach der tabula rasa der Napoleonischen Ära den neuen Staatsgebilden gelingen.

Abkürzungen

Längenmaße:

- S - Schuh, allg.
 NS - Nürnberger Schuh
 NWS - Nürnberger Werksschuh
 WS - Wiener Schuh
 DR - Dezimalrute
 DS - Dezimalschuh
 R - Rute

Flächenmaße:

- S² - Quadratschuh, allg.
 NS² - Nürnberger Quadratschuh
 R² - Quadratrute
 J - Jauchert
 V - Vierling, Viertel

- FFA - Fürstlich Fürstenbergisches Archiv
 HStA - Hauptstaatsarchiv
 Ren.Wes. - Renovationsakten

Anmerkungen

¹⁾ RICHTER, Gregor: Lagerbücher- oder Urbarlehre. Stuttgart 1979, S. 83.

²⁾ JÄNICHEN, Hans: Mittelalterlicher und neuzeitlicher Ackerbau in Schwaben, vorwiegend nach Zeugnissen aus

- dem Neckarbecken behandelt, in: Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte des schwäbischen Dorfes. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe B, Bd. 60, Stuttgart 1970, S. 73-80.
- 39 z.B. in Haslach (1798) galt: 1 Jauchert = 4 Sester, in Wolfach: „in Wolfach rechnet man 3 Sester auf 1 Jauchert von 25.000 fürstenbergische Quadratfuß“.
- FFA, Landschaftsakten Vol. II Div. H Fasz. 5b.
- 1 Wolfacher Sester faßte 20,21 Liter: LUTZ, Friedrich: Altwürttembergische Hohlmaße, in: Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte. Hrsg. von der Württ. Kommission für Landesgeschichte Bd. 31, Stuttgart 1938, S. 75.
- Der Unterschied zwischen Wolfach und Haslach entstand wahrscheinlich dadurch, daß verschiedene geometrische Jauchert als Bezugsgröße genommen wurden.
- 40 JÄNICHEN, Ackerbau S. 81. – Er wird auch bisweilen „Nürnberger Reichsschuh“ genannt.
- 50 SIEGLERSCHMIDT, Jörn: Maße, Gewicht und Währungen am Bodensee, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung Nr. 105 (1987), S. 87.
- 60 TABELLEN zur Verwandlung der alten Maße und Gewichte des Großherzogtums Baden in die neuen allgemeinen badischen. 2 Bde., Bd. II, Karlsruhe 1812; S. 7, Tabelle 25; Freiburg; S. 13, Tabelle 52; Villingen; S. 135, Anm. 14: in Bräunlingen aber benutzte man den Nürnberger Schuh.
- 70 HStA Stuttgart, B 30 Bü 268, Akten zur Gütervermessung in der Landvogtei Schwaben (ca. 1717-1719).
- 80 FFA, Ren. Wes. Vol. I Div. B Fasz. 1 (1777).
- 90 TABELLEN, S. 134, Anm. 19.
- 100 Zeydlers großes UNIVERSALLEXIKON aller Wissenschaften, Bd. 31 (1742), Sp. 1122-1124: Hier stehen vier Werte für den NS, wobei je zwei dem NS und dem NWS zugeordnet werden können. Auch für andere genannte Schuhmaße werden mehrere Größenangaben in Bezug auf den Rheinischen Fuß gemacht: Basler Stadtschuh, Ulmer oder Wiener Fuß.
- 110 TABELLEN, S. 134, Anm. 19.
- 120 FREITAG, Ulrich: Der Kartenmaßstab. Betrachtungen über den Maßbegriff in der Kartographie, in: Kartographische Nachrichten, 12. Jg. (1962), Heft 5, S. 134: Normalmaße oder Prototypen dienen zur Eichung von Anlegemaßstäben, die zur direkten Feldmessung genommen wurden.
- 130 FRÖMELT, Hubert: Die thurgauischen Kataster- und Herrschaftspläne des 18. Jahrhunderts. Diss. Zürich 1984, S. 84.
- 140 TABELLEN, S. 14, Tabelle 56.
- 150 Der STADT- UND DER LANDKREIS ULM, Stuttgart 1972, S. 505.
- 160 Der LANDKREIS BALINGEN. 2 Bde., Bd. I, Stuttgart 1960, S. 347: Rottweil (1811): 28,3 cm; Rottenburg (1806): 29,2 cm; Horb (1680, 1811): 28,9 cm; Haigerloch (1811): 28,6 cm; Hechingen (bis 1860): 29,6 cm und Ulm: 28,8 cm (vgl. oben).
- 170 Der LANDKREIS KONSTANZ. 4 Bde., Bd. I, Konstanz 1968, S. 347: Als Grundmaß für Feldflächenmessungen wurde er benutzt in Radolfzell, Hilzingen, Singen (1680) und in Nellenburg (1680).
- 180 PFEIFFER, Elisabeth: Die alten Längen- und Flächenmaße. 2 Bde., Bd. II, St. Katharinen 1986, S. 699.
- 190 Bannkarte über Rohrbach von Ludwig Schmidt (1783): FFA, Planbestand Kasten 4 / Fach 1 / Oz. 8. – Die gemessene Länge von 31 cm muß jedoch noch um den Schrumpfungsfaktor erweitert werden: bei angemommenem maximalem Wert von 1,6% ergibt dies eine ermittelte Länge von 31,496 cm.
- 200 UNIVERSALLEXIKON, Sp. 1123. – FFA, Ren. Wes. Vol. I Div. B Fasz. 1. – Bei der damals üblichen Methode des Größenvergleichs wurde in Promille gerechnet: 1 Badenweiler Schuh : 1 Rheinischer Schuh = 1099 : 1100.
- 210 QUARTHAL, Franz: Vorderösterreichische Landstände und landständisches Steuerwesen. Stuttgart 1980, S. 306. – LANDKREIS BALINGEN, S. 347: Jänichen nahm aber für seine Flächenumrechnung für die (ritterschaftliche) J auf Ar den NS zur Grundlage. In Ehingen muß zwischen ritterschaftlichen und österreichischen Feldmaßen unterschieden werden.
- 220 STADT- UND LANDKREIS ULM, S. 505.
- 230 FRÖMELT, S. 54.
- 240 OHNEMUS, Richard: Das erste Markgräflich-Badische Kataster im 18. Jahrhundert. Diss. Freiburg 1974, S. 119.
- 250 ZOLLMANN, Johann Wolfgang: Vollständige Anleitung zur Geodäsie oder praktischen Geometrie, worinnen ... Magdeburg 1746, S. 90 § 294.
- 260 PFEIFFER, Bd. 2, S. 699: Bisweilen ist noch das „Klafter“ mit einer Länge von 6 S als Zwischengröße gebraucht worden (Österreich).
- 270 FFA, Ren. Wes. Vol. I Div. A Fasz. 1 und Div. B Fasz. 2.
- 280 JÄNICHEN, S. 85.
- 290 HStA Stuttgart, H 233 Nr. 292: Im Vorbericht des Schussenrieder Untertanen- und Besitzverzeichnisses von 1728 wird z.B. bestimmt, daß Restflächen bis zu $1 R^2$ ($= 32,4 NWS^2 \approx 2,8 m^2$) nicht zur Steuer veranschlagt werden brauchen.
- 300 LINK, Richard: Verwaltung und Rechtspflege im Fürstentum Fürstenberg in den letzten Jahrzehnten vor der Mediatisierung (1744-1806). Diss. Freiburg 1943, S. 36. – MOSER, Johan Jakob: Grundriß der heutigen Staatsverfassung. Zum Gebrauch akademischer Lektionen. Tübingen 1754, Ndr. Frankfurt 1981, Lib. 4, Cap. 15 § 27, Cap. 18 § 1 und 2.
- 310 SCHWEICKERT, Erich: Längen-, Flächen- und Kubikmaße in der Landgrafschaft Baar im 18. Jahrhundert, in: Schr.d.Ver.f.Gesch.u.Natgesch.d.Baar 23 (1954), S. 103 f: Wie häufig im 18. Jahrhundert können administrative Anordnungen nicht mit alltäglicher Praxis gleichgesetzt werden.
- 320 FFA, Landschaftsakten Vol. II Div. G Fasz. 5b.
- 330 In der Gemeinde Hondingen scheint das „alte Donaueschinger Maß“ gegolten zu haben.
- 340 FFA, Ren. Wes. Vol. I Div. B Fasz. 3c.

Hüfingener Geist

Rede zur Eröffnung des Stadtmuseums für Kunst und Geschichte
am 20. März 1992

von Friedemann Maurer

Hüfingen begeht heute mit der feierlichen Eröffnung des Stadtmuseums im restaurierten Baumschen Haus in der Nikolausgasse einen großen Tag. Die Stadt beschwört den *genius loci*, vor allem aber eine prägende Epoche ihrer Geschichte, die sich auf den Hüfingener Künstlerkreis um Lucian Reich den Jüngeren konzentriert. In der Spiritualität dieser Künstlergruppe, in deren Werken sich die Welt des bäuerlich-handwerklichen Lebens des vorigen Jahrhunderts ebenso widerspiegelt, wie sich in ihnen die Eigenart des städtischen Bürgertums abbildet, schlägt das fürstenbergisch-altbadische Herz dieser Stadt.

I.

Ich frage mich, ob ausgerechnet ein *württembergischer* Baaremer in dieser Hüfingener Herzensangelegenheit das Wort ergreifen muß. Man könnte sich andere, berufenere Redner denken, etwa den verstorbenen, unvergessenen städtischen Ratschreiber und Mundartdichter Gottfried Schafbuch (1898-1984) als geistigen Nachfahren von Lucian Reich. Schafbuch verdanken wir eine Fülle von Gedichten in anrührendem Volkston, der ganz auf den kräftigen Bildern und auf der Melodik seiner alemannischen Muttersprache gründet. In der ihm eigenen Bescheidenheit hat er von sich gesagt, er sei „nur ein kleiner Musikant, der völlig ohne Notenkenntnisse in sein Waldhorn bläst und dabei glücklich ist“. Gottfried Schafbuch brauchte keine Noten, weil ihm der Hüfingener Schnabel selten gut gewachsen war.

Wenn wir in den Kalender sehen, dann stehen wir just im vierzigsten Jahr des Südweststaats, den die Altbadener und gerade auch die auf die Erhaltung des alten Freistaats in der Südwestecke der neuen Bonner Republik erpichten eingesessenen Hüfingener fürchteten wie der Teufel das Weihwasser. Der Umstand, daß Staatspräsident Leo Wohleb und das südliche Badnerland sich dem Abstimmungssieg in Württemberg-Baden und in Württemberg-Hohenzollern für das neue, größere Bundesland beugen mußten und die Verfassunggebende Versammlung am 25. April 1952, einem Freitag, den man hierzulande später als *Schwarzen Freitag* bezeichnete, ausgerechnet seinen hartnäckigen Widersacher Reinhold Maier zum ersten Ministerpräsidenten Baden-Württembergs wählte, steigerte die Furcht vor der Übermacht der schwäbischen Nachbarn.

In diesen Wochen, in denen allenthalben das vierzigjährige Bestehen unseres Landes Baden-Württemberg, das beileibe mehr als ein bloßer Gutwetter-Staat geworden ist, gefeiert wird, sei noch einmal an die aufgewühlte Hüfingener Volksseele der Jahre 1951/52 erinnert. Gottfried Schafbuch hat die Gefühle und Befürchtungen in einem Gedicht *De Südweststaat*, offensichtlich abends einer Versammlung im Wirtshaus vorgetragen, in die Worte gefaßt:

1 *S'rumoret zmol landuff, landab.
Min Nochber debret bsässe:
Jetzt, guck emol des Gschmier do aa,
d'Badenser sottets fresse.*

2 *Südweststaat schoht do krottebroat,
Potzhageldunderwätter,
sott ech am End en Schwob no geü?
Ho sell, sell wär no nätter.*

- 3 *Wertschaftlech dei's iis besser gau,
Minischer kennt mer spare.
Und s'badisch Ländle sei fer sech
en ganz verfahrne Karre!*
- 4 *Wie dear Borscht frech ischt mit sim Gschmuus!
Dem will ech d'Moaning sage.
Am liebschte dät jo schüttle ech
des Schwäbli fescht am Krage.*
- 5 *Worum wend d'Schwobe iis denn ha,
dönt alli Schlech probiere?
Merkscht nit, sie wend e riiechi Bruut
gi Schtugart inni fiehre.*
- 6 *Sie wend de Rhii und d'Häfe haa,
de Wald und iisri Räbe.
De hoafte Quelle boazets au,
de Dubak no denäbe.*
- 7 *Nitt lang wurs gau, no dätet hie
im Rothuus Schwobe sitze
und i de Schuel e Schwäbli dät
zmol iisri Kinder fitze.*
- 8 *Glaub nu, iis ginges dräckig gnueng,
mier dierftet ninnt me sage.
Vum Muschterländli wäret d'Liit
... halt blos s'fifft Rad am Wage.*
- 9 *Wer des nit merkt, kennt d'Schwobe nitt,
die 'Hoiligblechliberger'.
Ech glaub, wer nit fer Bade schtimmt,
der goschet nochher erger.*
- 10 *Wenn Werteburg iis sacket ii,
dönt d' Kind i spätre Ziite
im Kerchhof vu de Hoamettreu
uff iisri Grabschtea diite.*

11 *Guet Nacht, schloof gsund, und moarn nitt z'friedh.
Dues hinter d'Ohre schriibe:
Wear nitt im Hern vernaglet ischt,
will oafach BADISCH bliibe!*

Wie immer es heute, wo der „Fuchs aus dem Remstal“ längst ins Grab gesunken ist und der Heimatbund Badenerland der Geschichte angehört, um die Bereitschaft bestellt sein mag, an einem seltenen Festtag wie heute einem Redner aus dem Württembergischen Ohr und Herz zu öffnen, vermag ich nicht zu beurteilen.

Vielleicht tröstet Sie der Umstand ein wenig, daß der Redner wenigstens mit einer Frau aus dem Oberbadischen verheiratet ist und bei all dem, was bei Goethe Hausvaterei heißt, auf sealemannische Kommandos zu hören gewohnt ist. Sie wissen: Die richtige Heirat hilft manchem Gebrechen ab.

II.

Hüfingens große Zeit als Künstlerstadt der Baar - keine vergleichbare Stadt in weitem Umkreis kann so viele bedeutende Künstler aufweisen - fällt in eine Zeit entscheidender politischer Umbrüche. Die Werke dieser Künstler entstehen auf schwankendem Boden, bilden im Grunde einen sehnsüchtig-idyllischen Gegenzug gegen Kriegsnot, politischen Aufruhr und die Reaktion des alten Systems. Das Jahr 1806 bringt die politische Aufhebung des Fürstentums Fürstenberg. Napoleon macht den Dicken Friedrich in Württemberg zum König, Markgraf Karl Friedrich von Baden wird Großherzog. Mit den neuen Titeln - dies nur am Rande - wächst offensichtlich das Bewußtsein der eigenen Bedeutung - zum Teil in skurriler Weise. So verewigen sich die neuen Potentaten im Südwesten gleich den Häuptern der seefahrenden Nationen nach und nach durch Neubennungen von Bodenseeufergemeinden. Das unschuldige Priorat Hofen und die ehemalige Freie Reichsstadt Buchhorn werden 1811 zu Stadt und Schloß *Friedrichshafen* zusammengefaßt; das ebenso unschuldige badische Sernatingen, am nördlichen Zipfel des Überlinger Sees gelegen, erhält 1826 den Namen *Ludwigshafen*

nach dem regierenden Karlsruher Großherzog. Nur der Wittelsbacher in München vermag an sich zu halten. So bleibt Lindau die Umbenennung in *Max I. Josefs-Hafen* erspart.

Die Napoleonische Flurbereinigung im Südwesten bewirkt mit der Restauration feudaler Strukturen einen zunehmenden Druck auf die demokratisch-republikanischen Bewegungen im Bürgertum des Vormärz. Das Revolutionsgeschehen in Baden, der legendäre Heckerzug im April, der Struve-Aufstand im September 1848 und die militärische Erhebung im Mai 1849 schlagen allesamt fehl. Der Aufstand tröpfelt bis Juli fort. Lucian Reich hat eine erschütternde Zeichnung der in Rastatt sich ergebenden letzten Aufständischen hinterlassen. Die Truppen aus Preußen und den anderen Staaten des Deutschen Bundes gewinnen unter dem Oberbefehl von Prinz Wilhelm von Preußen, dem „Kartätschenprinz“ und nachmaligen Kaiser, Zug um Zug die Übermacht über die miserabel ausgebildeten Freischärler, die, soweit nicht in Festungshaft geworfen oder fusiliert, in hellen Scharen ins Schweizer Exil und meist weiter in die Vereinigten Staaten von Amerika fliehen. Die Reaktion verfolgt die Aufständischen bis in die frühen 1860er Jahre hinein. Etliche, wie Friedrich Hecker, Carl Schurz und Franz Sigel, führen in den USA ihre revolutionäre Karriere im Sezessionskrieg fort; viele sterben heimwehkrank in der Fremde. Das kleine Baden verliert damals allein 80 000 Menschen für immer durch diesen Freiheitskrieg. Das sind fünf Prozent der Gesamtbevölkerung des Großherzogtums. „Redlicher und treuer haben nie Männer um die höchsten Güter gerungen“, schreibt der Historiker Droysen im Jahr 1848.

Ein Schicksal nur als *Beispiel* für Not und Leid der badischen Revolutionäre: Der Lottstettener Wirt und Posthalter Joseph Weishaar, Vater von vier Söhnen, wird 1848 zum Kommandanten der Bürgerwehr seiner Heimatgemeinde gewählt. Er beteiligt sich am Heckerzug und flieht nach der Niederlage mit vielen anderen in die Schweiz. In der Revolution von 1849 kehrt er nach Lottstetten zurück, wird Zivilkommissär seines Bezirks und Abgeordneter in der Verfassungsgebenden Versammlung. Sein fünfzehnjähriger Sohn nimmt als Trommler bei den Volkwehren an den Kämpfen teil. Nach der Revolution geht er wieder in die Schweiz und wird in Abwesenheit zu zwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt. Als seine Frau 1853 stirbt, sieht er von einer Bergkuppe auf Schweizer Gebiet der Beerdigung zu. 1857 wird er amnestiert und kommt in die Heimat am Hochrhein zurück, um seinen Besitz zu verkaufen. Er läßt sich als Wirt in St. Fiden bei St. Gallen nieder, erwirbt 1864 das Schweizer Bürgerrecht und gründet im selben Jahr ein Café in Zürich.

Badens Geschichte im 19. Jahrhundert ist vom Trauma der fehlgeschlagenen bürgerlich-proletarischen Revolution, wie sie aus Frankreich früh schon über den Rhein züngelt, bestimmt. Auch in Badens kurzem Völkerfrühling sehnt man sich nach der „Zeit der Kirschen“, jener Epoche revolutionär gewandelter Verhältnisse, die das berühmte Lied der Pariser *communards* besingt. Doch die Zeit der Kirschen bleibt ein ferner Traum. Badens *bleierne Zeit* setzt unvermittelt ein und dauert lange. Die revolutionäre provisorische Landesregierung, die von demokratisch-republikanischen „Volkvereinen“ getragen wird, nachdem der Großherzog und sein Ministerium im Verfolg eines Militärputsches aus Karlsruhe fliehen, stellt eine ebenso kurze wie tragische Episode in der Geschichte der deutschen Demokratie dar.

Allein der sprichwörtlich gewordene Hecker-Hut bleibt Symbol und Mythos dieses republikanischen Freiheitswillens. Das Schicksal Friedrich Heckers, der nach der gegen General Friedrich von Gagern verlorenen Schlacht bei Kandern - wie gesagt - nach USA flieht und sich im Sezessionskrieg als Brigadeführer verdingt, wird zum wehmütigen Nachhall dieser verlorenen Chance. Auf die Frage *Wißt ihr, lebt der Hecker noch?* lief im badischen Land das geflügelte Wort um: *Er hängt an keinem Baume, er hängt an keinem Strick - er hängt am Traume von der badischen Republik.*

III

Vor diesem Hintergrund von revolutionärem Aufbruch, fehlgeschlagener Revolution, von politischer Reaktion und bürgerlichem Rückzug in die Innerlichkeit, vom Aufklärungspathos der großen Denker im bürgerlichen Morgenrot, wie Jean Jacques Rousseau, Immanuel Kant, Johann Heinrich Pestalozzi, und der Formenwelt der nachklassizistischen Kultur 1815-1855, dem *Biedermeier*, bilden sich die prägenden Gestalten des Althüfingener Geisteslebens aus. Sie wurzeln in dieser selten treffend benannten Zeit des Biedermeiers; übrigens ein Begriff, der von Biedermann abgeleitet ist, etwa im Titel von Ludwig Pfau's damals verbreitetem Gedichtband „Herr Biedermeier, Mitglied der besitzenden und gebildeten Klasse aus dem Jahr 1846“. Es ist die Welt der behaglichen Verhältnisse, in denen die kalte Pracht der Empire-Möbel ins Wohnlich-Freundliche umgewandelt wird, und jener kleinbürgerlichen Idylle, wie sie von Carl Spitzweg, Julius Schnorr von Carolsfeld, Moritz von Schwind, Johann Peter Hasenclever und Ferdinand Georg Waldmüller gemalt wird, wie sie in den Ausläufern der Romantik von Karl Immermann, Adalbert Stifter, auch von Eduard Mörike vertreten wird.

Allein die Idylle dieser Künstler steht auf schwankendem Boden, ist von Fortschrittsüberdruß, Europamüdigkeit und dunklen Prophetien unterströmt und vom Bewußtsein einer innerlich unwiederbringbar erschütterten Ordnung überlagert. Durch Steuerlast und Zensur bedrückt, drängen nachgeborene Bauernsöhne, schlecht bezahlte Handwerksgesellen, sozialromantisch angehauchte Literaten und Beamte in die Neue Welt. Fluchtcharakter hat auch der Zug zur Kunst als einer Art Gegenkultur, als Hort der Freiheit, des Idealen und Fiktiven. Jakob Burckhardt bricht gleich vielen anderen gelehrten Künstlern in die ungeschichtlich-ästhetische Welt des antiken Rom auf. Der Biedermeier stellt den Kontrapunkt zu den Schrecken der Revolution und der Kriege dar.

In diese widersprüchliche Zeit des „holden Bescheidens“ der Menschen, die sich von den Blühträumen einer grundstürzenden bürgerlichen Revolution aus linkshegelianischem Geist gelöst haben, fällt die Lebenszeit des Hüfingener Künstlerkreises, für den namentlich genannt seien: Lucian Reich der Ältere (1787-1866), Lehrer in Hüfingen, Kunsthandwerker, Industriepionier - er unterhält nacheinander eine Ziegelei, eine Dunggipsmühle, eine Schwarzkalkfabrik und eine Wollspinnerei mit wechselndem Erfolg - und vor allem dessen Söhne Lucian Reich der Jüngere (1817-1900) und der zwei Jahre früher geborene Bruder Franz Xaver Reich (1815-1881) und die mit ihnen verwandten und unter sich verschwägerten Künstler und Zeitgenossen, der Lithograph Johann Nepomuk Heinemann (1817-1902), der Maler Josef Heinemann (1825-1901), der Maler Rudolf Gleichauf (1826-1896) und der Lithograph Karl von Schneider (1847-1923).

Obwohl das Werk dieser vielfältig miteinander versippten Künstler durch die akademischen Lehrer am Städelschen Institut in Frankfurt am Main, an der Kunstakademie in München und am Polytechnischen Institut in Karlsruhe beeinflusst und im heute eröffneten Museum vorbildlich dokumentiert ist, liegt wohl das Geheimnis dieses gemeinsamen Künstlertums in den stimulierenden Kindheitserfahrungen, in der selten erfolgreichen Hüfingener Zeichenschule von Lucian Reich dem Älteren, in dessen pädagogischer Begabung und glücklichen Ehe mit Maria Josefa Schelble (1788-1866).

Lucian Reich berichtet in einer kennzeichnenden Episode über die Förderung durch die Eltern: *Aber praktisch, wie der Xaveri in allem war, wollte er bald auch mit seiner Kunstfertigkeit Geld verdienen. So hatte er einen ganzen Geflügelhof in Ton modelliert, der im Ofen des Hafners Härle gebaut und naturgetreu koloriert wurde. Es war kurz vor dem Klausenmarkt, und die Herrlichkeit wurde einer vertrauten Käsehändlerin zum Verkauf übergeben. Aber so oft die kleinen Künstler am Tischlein der Frau vorbeistrichen, sahen sie die Schar noch vollzählig. Endlich - die meisten Krämer hatten bereits eingepackt - war sie vom Tischlein verschwunden und die Frau händigte den beiden - nach Abzug ihrer Prozente - das Geld*

hierfür ein. Um den kleinen Spekulanten die Unternehmungslust nicht zu benehmen, hatte die Mutter eine Base auf den Markt geschickt, den ganzen Kram einzukaufen, was die Brüder natürlich erst viel später erfuhren.

Franz Xaver Reich übernimmt daheim die Ziegelei seines Vaters Lucian Reich und gestaltet sie in eine Terrakottenbrennerei um. In ihr brennt er den plastischen Schmuck des Karlsruher Hoftheaters, das während der Jahre 1851-1853 von Heinrich Hübsch erbaut wird. Xaver Reichs Arbeit umfaßt eine Reihe von 104 Medaillons.

1842 bricht der junge Hüfingener Skulpteur zu einer Reise nach Rom auf, um sich an klassischen Vorbildern zu schulen. Nach seinem Bericht wird er von der Majestät der alten Bauten, den großen Meistern und dem Ostersegen auf dem Petersplatz überwältigt, scheint jedoch enttäuscht von der Mittelmäßigkeit des damaligen Kunstlebens in der Ewigen Stadt. Er reist weiter nach Pisa, Florenz und Verona. An Fronleichnam 1843 soll er nach dem italienischen Vorbild von Portici am Fuße des Vesuv in der Hauptstraße seiner Heimatstadt den ersten Blumenteppeich gestaltet und damit den Grundstein für die aus dem religiösen Volksbrauch nicht mehr wegzudenkenden *Hüfingener Blumenteppeiche* gelegt haben.

Beide Reich-Söhne haben offenbar die vielfältige Begabung des Vaters im Künstlerischen geerbt. Franz Xaver tritt dazuhin in dessen unternehmerische Fußstapfen, Lucian wird, wie der Vater auch, Lehrer und erringt als Zeichner und Schriftsteller hohen Rang. Sein „Hieronymus“ ist ein bedeutender Bildungsroman des späten Biedermeiers, die „Wanderblüten“ und die „Blätter aus meinem Denkbuch“ stehen neben den Werken seines Schülers Heinrich Hansjakob, der den Lehrer kurz vor dessen Tod 1900 noch einmal in Hüfingen wiedersehen sollte.

Hansjakob schreibt: Ehe ich heute meine Reise fortsetze, besuch ich noch einen alten Ehrenmann, der einst in Rastatt mein Zeichenlehrer war - den Maler und Volksschriftsteller Lucian Reich. Er war hochofrenet über meinen Besuch, der dreiundachtzigjährige Greis, in dessen Zügen Bitterkeit und Biederkeit sich die Waage halten. Er kommt seit Jahren nicht mehr aus seiner Stube und unter die Menschen, und sein einziges Kind, eine Tochter, pflegt ihn. Unermüdetlich ist er aber geistig noch tätig, liest und zeichnet und schriftstellert. Ich erinnere mich noch gar wohl an den stillen, ernsten, sinnigen Zeichenlehrer, wie er von Schüler zu Schüler ging und jedem mit Rat und Tat beistand. Er selbst konnte mir heute noch den Platz bezeichnen, auf dem ich, ein schlechter Musikant^{?)} im Zeichnen, im Zeichensaal gesessen habe. Von 1885-1889 wirkte der bescheidene Mann am Lyceum und konnte es trotz wiederholter Bitten nie auch nur zu den Rechten eines Reallehrers bringen. Er blieb Hilfslehrer mit einem Höchstgehalt von 116 Mark monatlich und ohne Anspruch auf Witwen- und Waisenversorgung und ohne Pension. Und als er schied, bekam er guttatsweise ein Ruhegehalt von monatlich 71,50 Mark. Von dem sollte der Biedere leben, und er lebte noch elf Jahre lang in Armut und Entsagung. Aber bitter hat er's empfunden und bitter mir heute darüber geklagt, daß er kaum zum Leben habe und seine Tochter mittellos zurücklassen müsse. Wie hat Napoleon gesagt? 'Um arm zu sterben, genügt es, ein braver Mann zu sein.'

Viel Ehre, Ansehen, Lohn und soziale Sicherheit hat Lucian Reich zeitlebens nicht erfahren; er hat in den Bildern des einfachen Volkslebens, von Brauchtum, Familiensinn, Freundschaft und Liebe, Armut und stillem Leid - gleich den anderen Hüfingern seines Kreises - eine eigene Welt der Selbstbescheidung, Not und Glück im Winkel dargestellt, auf das der Vorschein einer besseren, zukünftigen Welt fällt. Kein Revolutionär wie Friedrich Hecker, eher ein stiller Dulder mit dem Blick für die Würde des Unscheinbaren, schon Verfallenden. Er beschreibt dieses soziale wie ästhetische Interesse einmal am Beispiel einer Begegnung mit einem Bauern, während er vor der Natur arbeitet: *Als ich mich eines Tages in Hausen vor Wald mit Malkasten und Feldstuhl vor ein baufälliges Häuslein hin postierte, kam er - in der*

^{?)} Musikant hat hier die allgemeine Bedeutung von Musensohn; ein im vorigen Jahrhundert durchaus üblicher Sprachgebrauch.

Nähe mit Wiesenwässerung beschäftigt - wunderwützig herbei; nachdem er mir eine Weile schweigend zugeschaut, entfernte er sich mit dem geringschätzigen Brummen: Wenni en Maler wär, wetti au e g'hörig Gibäu abmole, und ko so lumpigi Spelunke!

IV.

Der Hüfinger Künstlerkreis, den das Stadtmuseum zu neuem Leben gebracht hat, steht am Rande einer *versinkenden kleinbürgerlich-obrigkeitsstaatlichen Welt*. Dies gilt auch für den Vorläufer der Reich-Generation, für Johann Baptist Seele (1774-1814), der, in Meßkirch geboren und in Hüfingen aufgewachsen, später vom Fürstenbergischen Hofmaler zum Stuttgarter Galeriedirektor aufsteigt und als Schlachtenmaler internationalen Ruhm erringt. *Der Husaren- und Dragoner-Seele* entstammt bescheidenen Verhältnissen, der Vater ist Fürstlich Fürstenbergischer Korporal. Seeles Talent wird geweckt, als er aufgrund einer langwierigen Kinderkrankheit die Schule für längere Zeit nicht besuchen kann und sich die Zeit mit Lesen, Schreiben und Zeichnen vertreibt.

Allerdings steht die Armut des Elternhauses der künstlerischen Entfaltung im Wege. Der Sold des Vaters reicht kaum aus, das Nötigste für den Haushalt zu beschaffen. Maria Anna Seele, die Mutter von Johann Baptist, die er selber eine sanftmütige und liebevolle Frau nennt, sieht sich gezwungen, durch Handarbeiten und auf andere Weise etwas hinzuverdienen. Der kleine Johann Baptist weiß sich zu helfen: Aus Haaren seiner Mutter, die sie ihm abzuschneiden erlaubt, und abgenutzten Federkielen fertigt er sich Pinsel. Tinte und Ziegelstaub, den sein Vater zum Reinigen seiner Waffen benutzt, bilden seine Farben. Ochsen-galle, die seine Mutter von Zeit zu Zeit vom Metzger mitbringt und die von ihm statt des Ockers verwendet wird, bereichert seine Farbpalette.

Bald malt er mit diesen Hilfsmitteln *Agathazettel* zum Verkauf. Die Heilige Agatha wurde insbesondere gegen Pest, Hungersnot und Feuer angerufen. Zettel mit dem Bildnis der Heiligen mit Kerze, Zange oder Kohlenbecken wurden an Haus- und Stalltüren geheftet, um Menschen und Vieh vor Hexenzauber zu schützen.

Der talentierte Korporalssohn wird durch Vermittlung der Fürstin Antonie von Fürstenberg unentgeltlich in die Hohe Karlsschule in Stuttgart aufgenommen. Er erhält 1790 einen Preis; doch der militärische Zwang widerstrebt seiner Natur. Des Verkehrs mit dem nach Straßburg geflüchteten Josef Anton Koch und eigener Fluchtgedanken verdächtig, wird er im März 1792 - angeblich zur Bestrafung - unter Eskorte an die Fürstenbergische Herrschaft ausgeliefert, die ihren Schützling, „um härtere Strafen von ihm abzuwenden“, von Herzog Karl Eugen erbeten hat. In Donaueschingen erhält er in den folgenden Jahren ausreichend Aufträge vom Hof und von privater Seite. In der von andauernden Truppendurchzügen geplagten Heimat wird das militärische Genre zu Seeles künstlerischem Lieblingsthema; er schildert das Leben und Treiben der Soldaten in drastisch bewegten und im Atmosphärischen fein beobachteten Szenen. Bald zieht er an den badischen, dann ab 1798 an den württembergischen Hof. Der theatralisch-effektvolle „Kampf auf der Teufelsbrücke“ von 1802 begründet Seeles Stellung in Stuttgart und sichert ihm die Gunst Herzog Friedrichs. 1804 folgt die Ernennung zum Hofmaler und Galeriedirektor. Wohl nicht ohne Einfluß Wilhelm von Kobells entsteht sein bedeutendstes Schlachtenbild, die Erstürmung des Pfennigbergs bei Linz, ein Werk monumentalen Formats, in dem die entscheidende Kampfhandlung scharf herausgeschält ist bei kühner Anlage und trefflicher Gliederung der Massen.

Seele ist im Hüfinger Museum wenig vertreten, doch besitzt die Fürstlich Fürstenbergische Sammlung in Donaueschingen eine bemerkenswerte Auswahl von dessen volksnaher Genremalerei aus jener Zeit voller Kriege und Schlachten.

V.

Von Seele springen wir zum letzten großen Künstler, der Jahrzehnte seines Lebens in Hüfingens Dunstkreis in Hausen vor Wald verbrachte, zu dem Thoma-Schüler Hans Schroedter, geboren 1872 in Karlsruhe und gestorben 1957 in Hausen vor Wald. Schroedters Landschaftswerk aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, aus dem die kubistisch-kühnen Dorfansichten herausragen, spiegelt wie kaum ein anderes die Weite der Baar wider, die kühlen klaren Farben des Landes an der oberen Donau mit dem ins Unendliche aufgerissenen Himmel in der Hitze des Sommers und in sternenklaren Winternächten. Schroedters Lehrer Hans Thoma, der gleich seinem Schüler diesen klimatisch rauhen und lichtdurchfluteten Landstrich liebte, notiert an einer Stelle seines „Jahrbuchs der Seele“: *Wunderbar bei diesem luftklaren Wetter waren auf dem Hochgebiet der Baar die Sternennächte. Als ich einmal um Mitternacht auf den Balkon hinaustrat, bin ich fast erschrocken über diese Pracht, die Sterne von gleicher Klarheit bis an den Horizont, jeder Stern glänzend und groß. Sie schienen so nahe, daß ich das Gefühl hatte, ich stünde mitten unter ihnen, zwischen ihnen, ganz mutterseelenallein.*

VI.

Die Stadt Hüfingen schenkt heute ihren Bürgern und der ganzen Region ein Erinnerungshaus an die Werte unseres Lebens, an den unverlierbaren Zauber der Kunst, an den Ernst und die Würde der Menschen von Stadt und Region. Es ist ein Haus mit Geschichte, das bereits dem Verfall nahe war. Durch die behutsame Planung des Architekten Hermann Sumser und die klare Ausgestaltung der Galerieräume durch Eva von Lintig, Tina-Marie Bullinger und Roland Straub ist es zu dem geworden, was Goethe einmal ein „Haus mit Anmut und Gebärde“ nannte, zum kulturellen Herzen dieser liebenswerten Stadt. Bürger und Rat von Hüfingen sind zu beglückwünschen zu einer Stätte, an der wir das erfahren können, was nach Ernst Bloch *uns allen aus der Kindheit scheint und worin keiner war: Heimat.*

Zur Grablege von Franz Karl zu Fürstenberg im Villingener Kapuzinerkloster

von Bertram Jenisch

Das im Süden der Villingener Kernstadt gelegene Kapuzinerkloster ist die späteste der zahlreichen Klostergründungen im Brigachbogen. Der geplante Umbau seiner ehemaligen Kirche, die durch Ein- und Anbauten erheblich verändert worden war, war mit umfangreichen Bodeneingriffen verbunden. Der Klosterbau und die aus Schriftquellen zu erwartende Vorbebauung machten eine baubegleitende Untersuchung des Landesdenkmalamtes notwendig. Die archäologischen Untersuchungen an der Niederen Straße 88 bis 92 durch die Außenstelle Freiburg, Archäologie des Mittelalters, wurden, vom Verfasser betreut, vom 31. August 1987 bis 11. April 1988 durchgeführt.¹⁾ Im folgenden sollen die Ergebnisse zum barocken Kloster und der historische Hintergrund seiner Errichtung knapp zusammengefaßt werden. Auf eine Darstellung der älteren Siedlungsspuren, die überraschenderweise bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts zurückreichen, wird an dieser Stelle verzichtet.²⁾

Vor der Beschreibung der Baubefunde soll ein kurzer Abriss der Geschichte der Kapuziner in Villingen stehen.³⁾ Der 1528 gegründete Kapuzinerorden erlebte seit dem frühen 16. Jahrhundert im Zuge der Gegenreformation in Deutschland eine enorme Ausbreitung.⁴⁾

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs leisteten Kapuzinerpatres des 1636 im benachbarten Rottweil gegründeten Klosters immer häufiger dem schon alten Villingener Stadtpfarrer Gruber Aushilfe beim Predigen, auch waren die Patres als Beichtväter sehr beliebt. Der Rat der Stadt stellte 1653 beim Provinzial in Freiburg deshalb einen Antrag auf eine Ordensniederlassung in Villingen und stellte ein geeignetes Baugrundstück, die „Siechenschaffnei“ und die Wendelinskapelle beim Niederen Tor, in Aussicht, welches die Stadt erwerben wollte.⁵⁾ Am 16. August 1654 erfolgte eine Prozession vom Münster zum betreffenden Areal, das durch Errichtung eines Holzkreuzes dem Orden übereignet wurde. Einer Niederlassung der Kapuziner widersetzten sich erfolglos die seit 1268 in Villingen ansässigen Franziskaner, da sie in einem weiteren Bettelorden eine Konkurrenz sahen. Am 15. August 1655 erfolgte die Grundsteinlegung zum Bau.⁶⁾ Im November 1655 ließen sich vier Kapuzinermönche in der Stadt nieder, erhielten in dem Anwesen eine Notunterkunft und begründeten somit das Hospiz Villingen.

Nach dem zügigen Beginn des Unternehmens machte sich jedoch schnell Ernüchterung breit. Die Kapuziner drohten die Stadt wieder zu verlassen, da die Stadt den Ankauf der Liegenschaft und somit den Baubeginn verzögerte. Nach Kauf der „Siechenschaffnei“ und dreier angrenzender Hofstätten, die 1661 abgebrochen wurden, errichtete man 1662/63 Klosterkirche und Konvent. Zum Bau wurde teilweise das Abbruchmaterial der gotischen Konradskirche des wüst gefallenen Dorfes Vockenhausen verwendet. Das Tannenholz wurde von der Stadt, das Eichenholz von der Fürstenbergischen Herrschaft gestellt. Die Steinbearbeitung erfolgte durch die „stein werkmeister“ M. Mathias Ufling und Johannes Stockh, der abgehängte Dachstuhl wurde von den Villingener Zimmermeistern Bernhard Handtman, dem Zunftmeister, und dessen Bruder Martin Handtman erstellt.⁷⁾ Die drei Altäre hat Michael Heim aus Villingen gefertigt, und Christoph Kraft aus Rottweil malte die Altarblätter aus.⁸⁾ Die gesamten Baukosten des Klosters betragen aufgrund der großen Sparsamkeit nur 3 779 fl. Das Kloster wurde am 29. Juni 1664 im Beisein zahlreicher Gäste, darunter Mitglieder des Hauses Fürstenberg⁹⁾, dem hl. Wendelin geweiht. Der Konvent der Kapuziner in Villingen war damit fest begründet.

Die Mönche störten sich jedoch immer noch an verschiedenen Dingen, besonders an der Nachbarschaft des Leprosoriums, von dem man eine Ansteckungsgefahr befürchtete, und dem

Lämmlinsbad, das die Ruhe der klösterlichen Gemeinschaft störte. Der erste Mißstand wurde 1693 bereinigt, als Franz Karl zu Fürstenberg sein nahe dem Franziskanerkloster gelegenes Haus den Kapuzinern schenkte. Diese tauschten es gegen das ältere Gutleuthaus ein, das sie niederlegten und dessen Gelände sie dem Klostergarten zuschlugen. Als man 1714 das benachbarte Bad kaufte, hatte das Klosterareal seine größte Ausdehnung erreicht. Das von einer Mauer umschlossene Gebiet erstreckte sich zwischen Niederer Straße und Färbergasse und wurde im Norden von der Kapuzinergasse, im Süden von der Stadtmauer begrenzt.¹⁰⁹ Der Ordensgeneral beglaubigte am 18. Dezember 1787 die Einschließung von Reliquien des hl. Fidelis von Sigmaringen, der der erste Märtyrer der Kapuziner war, im Altar der Villingener Kirche.¹¹⁰ Die Patres waren bei der Stadtbevölkerung wegen ihrer Predigten beliebt, sie wurden aber auch nachweislich von den Fürstenbergern als Beichtväter geschätzt. Die Niederlassung der Kapuziner prägte bis zu ihrer Aufhebung 1806 das geistige Leben Villingens ganz entscheidend.

Eine Gruppe von Bürgern kaufte 1820 das Anwesen für 2500 fl. Der Wirt des gegenüberliegenden Wirtshauses „Zum Lamm“ richtete in der Kirche eine Bierbrauerei und in dem angebauten „Felixkirche“ eine Branntweinbrennerei ein und ließ die Klosterbauten abbre-

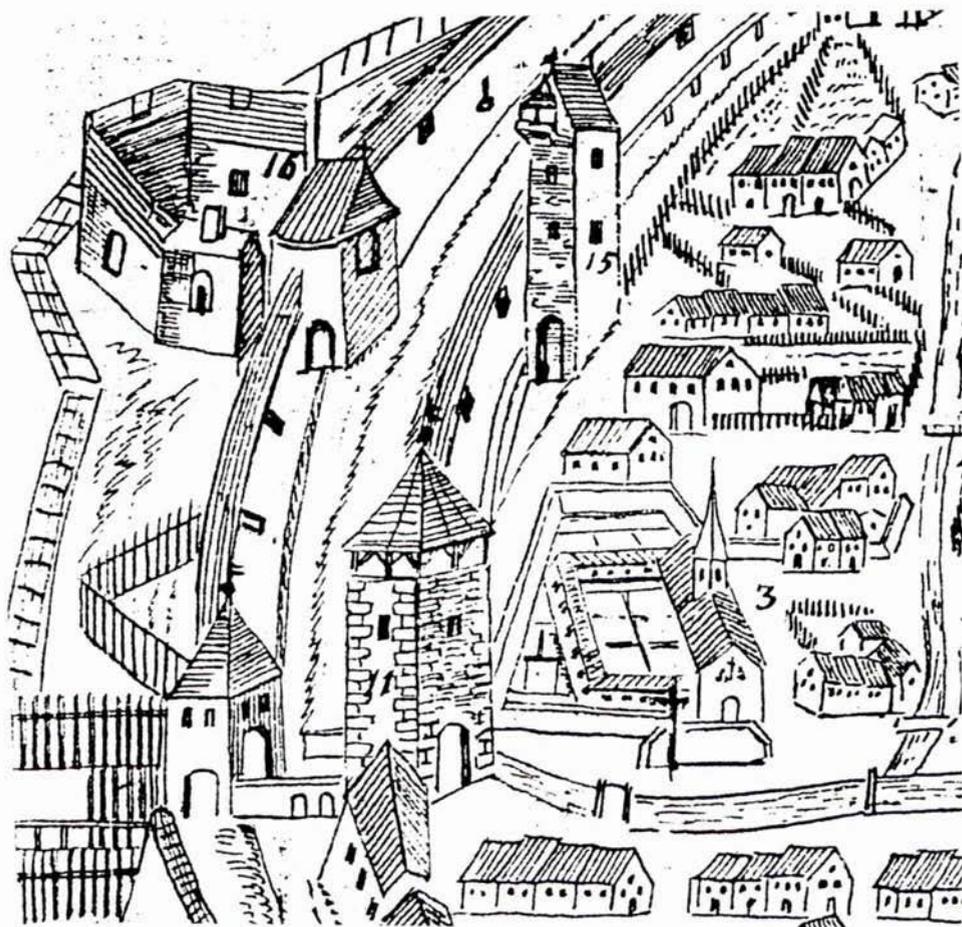


Abb. 1 Ausschnitt aus dem „Vogelperspektiveplan von Villingen“, Ende 17. Jahrhundert. Das Kapuzinerkloster ist mit der Ziffer 3 gekennzeichnet.

chen. Die Freifläche südlich der Kirche wurde in einen Garten umgewandelt, von dem man 1847 bei der Errichtung des Amtsgerichts ein Stück abtrennte.

Wegen dieses frühen Abbruchs haben sich im Gegensatz zu anderen Villingen Klosterbauten auch nur sehr wenige Bild Darstellungen erhalten. Zwei Stadtansichten des späten 17. Jahrhunderts geben unter anderem aber auch das Kapuzinerkloster wieder. Zum einen handelt es sich um den berühmten „Vogelperspektiveplan“¹¹² (Abb. 1), zum anderen um das Titelblatt einer Barockpredigt vom 4. Oktober 1684¹³.

Wenden wir uns nun den Ergebnissen der Ausgrabung zu. Ziel der Untersuchung war es, Aufschlüsse zur Lage der Konventsbauten zu erhalten und Innenstrukturen der Kirche freizulegen. Während die Kirche nahezu flächig untersucht wurde, beschränkten sich die Flächen im Außenbereich wegen des großen Zeitdrucks auf gezielt ausgewählte Teilbereiche. Die Auswahl dieser Bereiche erfolgte aufgrund vergleichbarer Klöster der Kapuziner, die innerhalb einer Ordensprovinz sehr streng festgelegte Baunormen hatten.¹⁴ Die Klöster der helvetischen Ordensprovinz¹⁵ sind zur Kostenminimierung nach einem Baukastenprinzip aus den gleichen Elementen zusammengesetzt. Abweichungen in der Anordnung ergaben sich aus der Anpassung an lokale Gegebenheiten. Diese Einförmigkeit ist auf das Wirken von „fabricatores“, Mönchen, die innerhalb einer Ordensprovinz als Architekten tätig waren, zurückzuführen.¹⁶ Sie richteten sich nach Musterbüchern, in denen bis ins kleinste Detail Pläne und Hinweise zur Organisation des Baubetriebs festgelegt waren. Für die helvetische Provinz ist ein solches Musterbüchlein erhalten.¹⁷

Zentrales Gebäude des Villingen Klosters ist die Kirche, die ihre Pforte zur Niederen Straße öffnete, der Chor lag demzufolge im Westen. Das Gotteshaus gliedert sich in das 18 x 10 m messende Kirchenschiff (Abb. 2, 1), an das sich westlich, von einem Bogen überspannt, der zweigeteilte Rechteckchor anschließt. Der Durchgang zum Chor ist von den beiden Seitenaltären (Abb. 2, 1a, b) flankiert, von denen die Fundamente freigelegt wurden. Im äußeren Chor (Abb. 2, 2) befindet sich der Hauptaltar (Abb. 2, 2a), dessen Fundamentierung ebenfalls erfaßt wurde. Ferner liegt in der Nordostecke des äußeren Chores ein flach gegründetes Fundament von 2,5 m Seitenlänge (Abb. 2, 2b). Obwohl die Kapuziner in der Regel kein Taufrecht besaßen, handelt es sich hierbei wohl um das für Villingen schriftlich bezeugte Taufbecken. Den westlichen Abschluß der Kirche bildet der innere Chor (Abb. 2, 3), der den Mönchen vorbehalten war und als „Mönchschor“ bezeichnet wurde. Die Trennwand der beiden Chöre ließ an den Seiten schmale Durchgänge offen. Auf der Mittelachse der Kirche wurde die einzige Bestattung, die im Kirchenraum angetroffen wurde, freigelegt (Abb. 2, 4).

Nördlich des Chores erstreckte sich über dessen gesamte Länge ein nur 2 m breiter Anbau (Abb. 2, 5), der bereits bei einer Sondierungsgrabung 1978 dokumentiert wurde.¹⁸ Der Bau diente möglicherweise als Sakristei.

Die eigentlichen Konventsbauten lagen im Süden der Kirche. Der Trakt, der dem Chor unmittelbar südlich vorgelagert war, war noch im Aufgehenden erhalten (Abb. 2, 6). Das Erdgeschoß war mit Sandsteinplatten gepflastert. In Analogie zu vergleichbaren Klöstern befand sich hier die Küche, das Obergeschoß wurde als Krankenstube genutzt. Die aufsteigende Wärme sollte die Genesung der Kranken fördern. Für eine Deutung als Krankenstube sprechen auch zwei schräge Wanddurchbrüche im Obergeschoß, die auf den Hauptaltar ausgerichtet waren.¹⁹ Sie sollten auch bettlägerigen Mönchen das Hören der Messe erlauben.

Ein Wechsel in der Lage der Deckenbalken des Nordtraktes gab erste Hinweise auf die Lage von West- (Abb. 2, 7) und Ostflügel (Abb. 2, 8). Beide waren stark gestört, konnten jedoch durch Fundamentreste gesichert werden. Sie umschlossen mit dem gut erhaltenen Südflügel (Abb. 2, 9) einen quadratischen Innenhof von 9,5 m Seitenlänge (Abb. 2, 10), um den der Kreuzgang (Abb. 2, 11) verlief. Im Erdgeschoß befanden sich nach den Grundrissen im „Musterbüchlein“ acht bis zehn Räume.

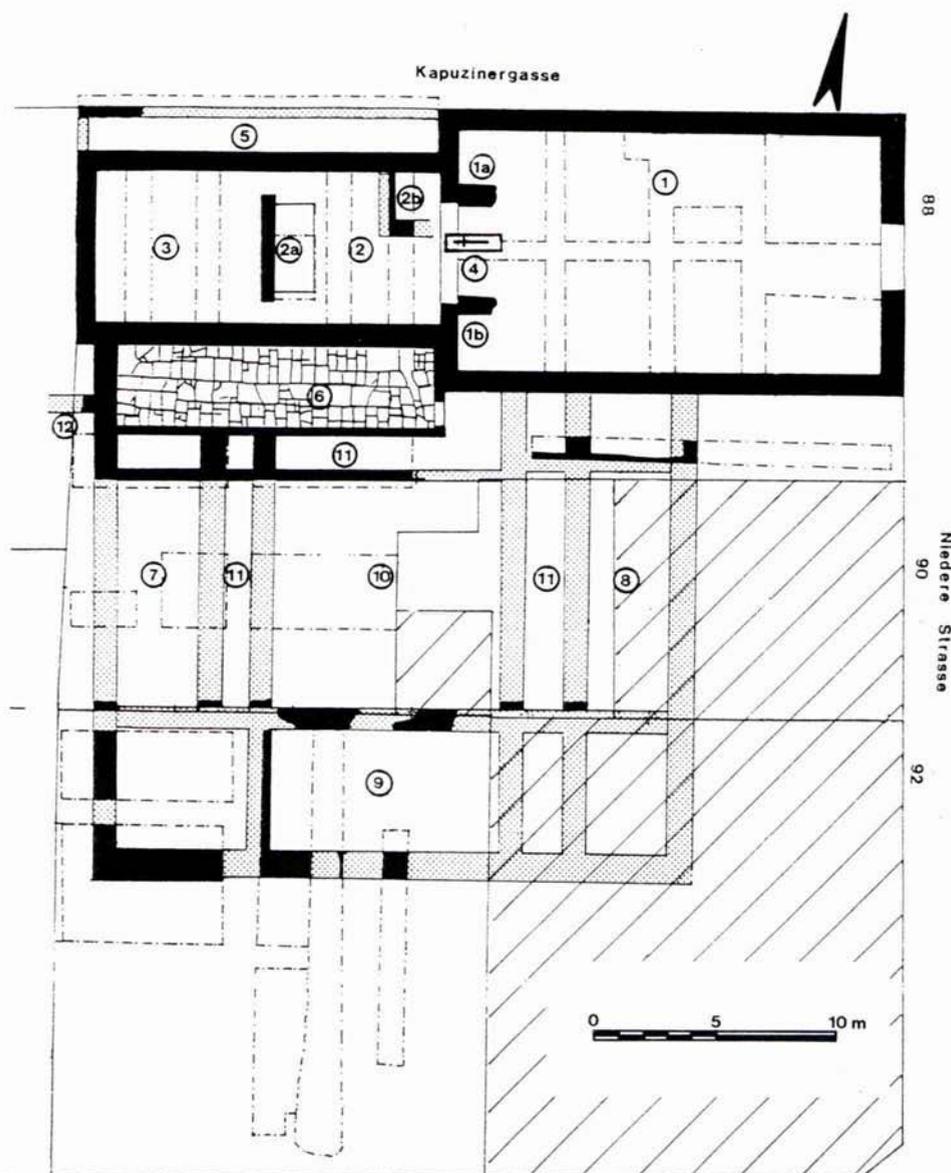


Abb. 2 Gesamtplan des archäologisch untersuchten Kapuzinerklosters in Villingen. Gesicherte Mauern (schwarz) mit Ergänzungen (gerastert). Das Grab von Franz Karl zu Fürstenberg ist mit der Ziffer 4 gekennzeichnet.

Der Speisesaal, der zugleich der größte und wichtigste Raum des Klosters war, diente den Mönchen als beheizbarer Gemeinschaftsraum. Er lag, verbunden durch ein „Speisloch“, wie auch die vorbildlich restaurierte Anlage in Haslach zeigt, unmittelbar neben der Küche. Er ist im Villingener Kloster vermutlich im Ostflügel zu lokalisieren. Die Küche ist zusammen mit den Vorratskammern zu den Betriebsräumen des Klosters zu zählen. Im Erdgeschoß ist ferner das beheizbare „Pilgerstüblein“ anzunehmen, das die Möglichkeit bot, auswärtige Gäste zu beherbergen. In dem durch zwei Treppen erschlossenen Obergeschoß befanden sich

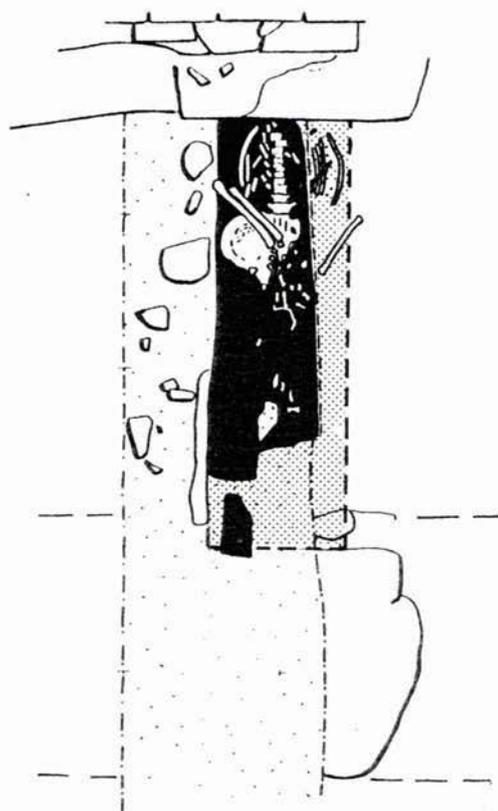
etwa 20 Zellen für die Patres und Brüder. Deren Anzahl hat vermutlich in Villingen zwölf Patres und drei bis vier Brüder nicht überschritten.

Es gibt verschiedene Hinweise, daß das Kloster noch weitere Bauten umfaßte, die jedoch außerhalb der untersuchten Parzellen lagen. Südwestlich des Chores wurde das Fundament eines Anbaus an das Kloster angeschnitten (*Abb. 2, 12*), der jedoch nicht näher gedeutet werden kann. Möglicherweise handelt es sich um das „Felixkirchle“ mit einer Gruft für die verstorbenen Mönche, da hier bei früheren Baumaßnahmen zahlreiche Bestattungen beobachtet wurden.²⁰⁾

Vergleicht man die ergrabenen Baureste mit dem Donaueschinger Musterbüchlein, das leider den Villinger Plan nicht enthält,²¹⁾ so findet man dennoch im Grundrißplan des Kapuzinerklosters Laufenburg im Aargau eine verblüffende Entsprechung.

Noch erstaunlicher ist ein Vergleich mit den Idealmaßen einer Kirche in der „Architectura Capuzinorum“: „Die Kirche bis zum Schweinbogen (Chorbogen), soll lang sein 70 Schuh, breit 40 Schuh und 31 Schuh hoch [. . .] der Chor soll 28 Fuß lang sein und 26 breit [. . .] der innere Chor soll 27 oder mehr Schuh lang und 26 Schuh breit sein.“ Legt man diesen Angaben ein Schuhmaß von 0,25 m zugrunde, so treffen sie für die Villinger Kapuzinerkirche exakt zu.

Betrachten wir schließlich die einzige Grablege, die sich in der Kirche fand (*Abb. 3*). Das Grab befand sich an „prominenter“ Stelle zwischen den Seitenaltären, mit dem Kopf unter dem Chorbogen in Richtung des Hauptaltars (*Abb. 2, 4*). Der Leichnam wurde in gestreckter Rückenlage mit über dem Becken gefalteten Händen auf einem Sargbrett beigesetzt. Er hatte vermutlich einen Rosenkranz in den Händen, von dem sich allerdings nur noch der Rest eines



Kupferdrahtes erhalten hat, die vermutlich hölzernen Perlen waren vergangen. Weitere Beigaben oder Bestandteile der Tracht waren nicht erhalten. Die hervorgehobene Lage, die aufgrund der ärmlichen Bestattungsweise schwer verständlich ist, wurde dem Toten zum Verhängnis. Als man nach 1820 den Zugang zum Chor mit einer Mauer schloß, wurden beim Ausheben der Fundamentgrube der Kopf und die Schulterpartie des Beigesetzten entfernt. Die Baumaßnahme hatte vor allem deshalb so verheerende Folgen, weil die Bestattung nur flach unter das Gelniveau der Kirche eingetieft war.

Beisetzungen in einer Kapuzinerkirche, die normalerweise keine Begräbniskirchen waren, sind ungewöhnlich, doch sind sie in geringem Umfang immer wieder zu beobachten. Für die Bestattung der Mönche gab es Begräbniskapellen, wie dies auch in Villingen mit dem seit 1716 nachweisbaren Felixkirchle der Fall ist.²²⁾ Gelegentlich befinden sich Gräfte auch innerhalb der Kirche. Seltener gibt es Gräfte wie das schaurig-schöne „Coemeterium“ der Kapuzinerkirche „Santa Maria della Concezione“ an der Piazza Barberini in Rom.²³⁾

Abb. 3 Grablege von Franz Karl zu Fürstenberg.

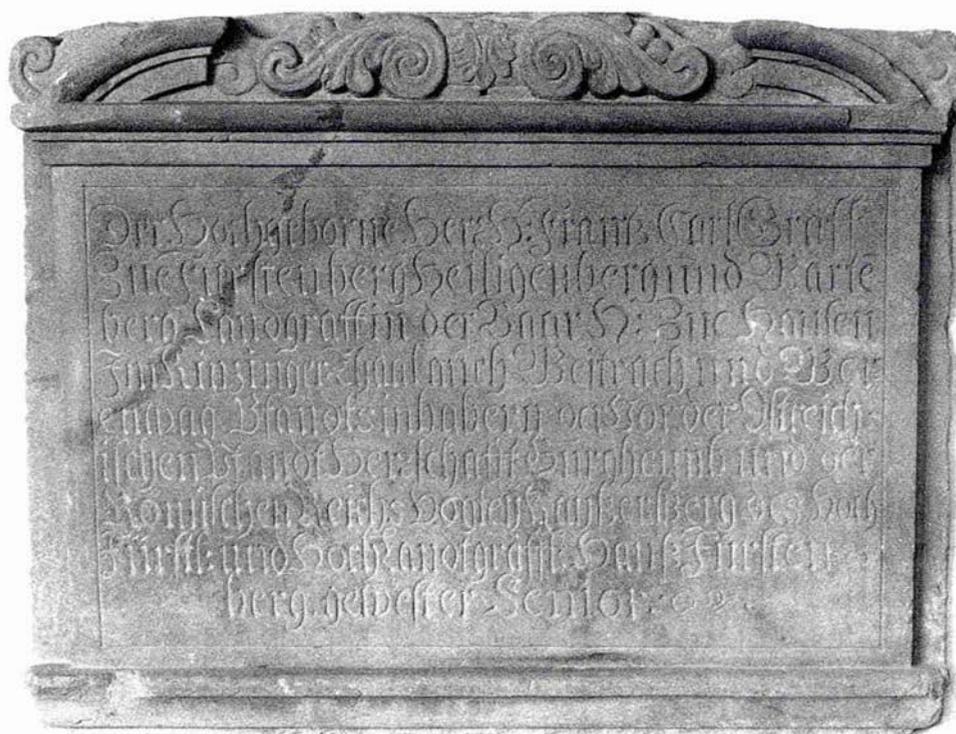


Abb. 4 Epitaph von Franz Karl zu Fürstenberg.

Ein Epitaph aus rotem Buntsandstein (Abb. 4) gibt uns einen Hinweis auf die Identität des Bestatteten in der Villingener Klosterkirche. Der Gedenkstein wurde schon in den 50er Jahren im Süden unseres Grabungsareals von einem Anwohner bei Gartenarbeiten gefunden. In dem vom Finder angezeigten Bereich fand sich bei der Ausgrabung anplanierter Abbruchschutt des Klosters, unter anderem auch ein gotisches Fenstergewände, das vermutlich von der Vockenhauser Kirche stammt. Der Stein, der heute im südlichen Kreuzgangflügel des Franziskanermuseums in Villingen ausgestellt ist, trägt folgende Inschrift:

Der Hochgeborne Herr H: Frantz Carl Graff
 Zue Fürstenberg Heiligenberg und Warte-
 berg Landgraff in der Baar H: Zue Hausen
 Im Kinziger Thaal auch Weitrach und Wer-
 enweg Pfandtsinhabern der VorderOstreich:
 ischen Pfandtherrschaft Burgheimb und der
 Römischen Reichsvogtey Kayzersberg des hoch
 Fürstl: und hochlandtgräffl: Hauß Fürsten-
 berg. gewester Senior

Franz Karl von Fürstenberg wurde 1626 geboren und folgte seinem Vater Graf Jakob Ludwig v. Fürstenberg, der in der von ihm erbauten Kapuzinerkirche in Kienzberg beigesetzt wurde,²⁴⁾ noch nicht zweijährig in der Herrschaft. Unter seiner vormundschaftlichen Herrschaft brachen die Wirren des Dreißigjährigen Krieges über die Baar herein. Über das Leben des ledig geliebten Landgrafen haben wir nur sehr wenige Nachrichten, biographische

Details stammen vor allem aus Briefen. Wir besitzen noch nicht einmal ein Porträt von ihm. Während des Krieges war P. Georg Werlin einige Jahre sein Lehrer.²⁵⁾ Am 21. April 1645 notiert Abt Gaisser in sein Tagebuch, daß Franz Karl von Fürstenberg nach Villingen kam, als er von seinem Studium aus Dillingen zurückgerufen wurde.²⁶⁾ Derselbe berichtet auch am 27. Juni 1651 von einem Zusammentreffen mit dem Grafen in Amtenhausen, von wo dieser mit großem Gefolge die Gräfin von Stühlingen zum Griesbacher Sauerbrunnen geleitete.²⁷⁾ Schon 1656 trat er, erst 30jährig, von der Regierung zurück, indem er unter Vorbehalt seines Deputats sein Land an seinen Vetter Hermann Egon von der Heiligenberger Linie zederte. Er lebte bis zu seinem Tod 1698 sehr zurückgezogen.²⁸⁾ Im Alter hielt er sich wohl meist in Donaueschingen auf²⁹⁾ und widmete sich seinen Studien.

Landgraf Franz Karl von Fürstenberg zählte zu den Wohltätern des Klosters und überlegte dem Konvent sein Villingen Haus. Wegen seiner Verbundenheit mit den Kapuzinern erbat er, in der Villingen Niederlassung bestattet zu werden. Er wünschte nach den Regeln des Ordens ohne Pracht beerdigt zu werden. Aufgrund seiner vielen Verdienste um den Orden wurde dies am 10. Oktober 1682 in einem Schreiben des Ordensgenerals in Rom bewilligt.³⁰⁾ Nachdem ihn der Tod vermutlich am 13. August 1698 72jährig ereilte, wurde er am 21. August 1698 von Donaueschingen nach Villingen überführt, um bei den „herm vättern Capucinern“ bestattet zu werden.³¹⁾

Da es sich bei der geborgenen Bestattung um die einzige im Kirchenraum handelt, scheint die Identität des Toten gesichert. Um letzte Zweifel daran auszuräumen, wurden dessen sterbliche Überreste einer anthropologischen Untersuchung überstellt.³²⁾ Aus der Vita des verstorbenen Landgrafen war klar, daß es sich um einen Mann im hohen Alter handeln mußte. Beides konnte Herr Dr. WAHL bestätigen. Ferner sind an den Gebeinen interessante Details abzulesen, die unser sehr schütteres Bild von Franz Karl zu Fürstenberg ergänzen können. Er war ein sehr großer und robuster Mann von etwa 1,80 m, was an der Länge bestimmter Knochen errechnet werden kann. Die deutlichen Muskelansätze an den Knochen zeigen, daß er einen trainierten Körper besaß, doch war er angesichts des hohen Alters nicht übermäßig verschlissenen. Das Skelett zeigt lediglich einige altersbedingte degenerative Veränderungen³³⁾, durch Krankheiten bedingte Erscheinungen an den Knochen oder Brüche konnten nicht beobachtet werden.

Nach Identifizierung des Bestatteten und der Sichtung der sein Leben betreffenden Nachrichten klärt sich der zunächst unverständliche archäologische Befund. Der Förderer des Villingen Kapuzinerklosters wünschte eine schlichte Bestattung, und offenbar folgte man seinem letzten Willen. Außer einem Rosenkranz erhielt er keine Beigaben in sein Grab, auch war er einfach gekleidet. Da sich nicht einmal Knöpfe oder Schnallen, die bei zeitgenössischen Kleidungsstücken üblich waren, fanden, scheint der Tote in ein schlichtes Totenkleid oder eine Mönchskutte gekleidet gewesen zu sein. Wie die Beigaben zeichnet sich auch der Grabbau durch eine fast überbetonte Zurückhaltung aus. Dies steht im Gegensatz zu den Grablegungen anderer Fürstenberger in einer Gruft der Kapuzinerkirche von Haslach im Kinzigtal.³⁴⁾ Im gleichen Zeitraum wurden dort 1655 Friedrich Rudolf, 1681 Maximilian Franz und 1704 Prosper Ferdinand zu Fürstenberg vergleichsweise prächtig bestattet. Das einzige, was die Grabstätte Franz Karls zu Fürstenberg auszeichnete, war die Lage in der Kirche. Sie wurde, wie gezeigt, den sterblichen Überresten zum Verhängnis.

Die Gebeine des Verstorbenen wurden nun auf ausdrücklichen Wunsch seiner Verwandten in die Familiengruft des Hauses Fürstenberg nach Neudingen überführt und beigesetzt.

Anmerkungen

- ¹⁾ B. JENISCH, Die Ausgrabungen im ehemaligen Kapuzinerkloster in Villingen, Stadt Villingen-Schwenningen, Schwarzwald-Baar-Kreis. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1987 (1988), 258 - 262.
- ²⁾ Vgl. B. JENISCH, Die Ausgrabung Villingen, Kapuzinerkloster 1987/88. Archäologische Untersuchungen zur mittelalterlichen Topographie der Stadt Villingen (maschinenschr. Magisterarbeit Freiburg 1989). Eine Kurzfassung der Ergebnisse ist gedruckt in B. JENISCH, Archäologische Informationen 12.1, 1989, 121 f.
- ³⁾ Eine bislang unübertroffene Zusammenstellung bietet Chr. RODER, Die Kapuziner zu Villingen, Freiburg i. Br. (1903). - Sofern nicht gesondert gekennzeichnet, stammen die folgenden Angaben aus dieser Arbeit. Vgl. auch *Monimenta archivii Vilingensis ex provinciae manuscriptis desumpta atque fideliter in latinum translata*. Ms CXXV (Protokollbuch) in der Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen.
- ⁴⁾ P. K. MÜLLER, Die ehemalige Verbreitung des Kapuzinerordens in den Gebieten des heutigen Deutschland, München 1928. - In der helvetischen Provinz, zu der später auch Villingen zählte, entstanden 37 neue Konvente zwischen 1581 und 1632. - Wichtige Gründungen des Umlandes waren Freiburg i. Br. (1601), Überlingen (1619), Radolfzell (1622), Rottenburg a. N. (1622), Breisach (1632), Rottweil (1636), Riedlingen (1645), Markdorf (1653) und Meßkirch (1640).
- ⁵⁾ Tagebuch des Abtes Michael Gaisser der Benediktinerabtei St. Georg zu Villingen [hrsg. Stadtarchiv Villingen], 2 Bde. (© 1984), 1307 ff.; demnach war zunächst an ein Gelände zwischen Franziskanerkloster und der Niederlassung der Benediktiner, im Bereich des Käferberges, gedacht, was den Unmut der beiden klösterlichen Gemeinschaften erregte.
- ⁶⁾ H.-J. WOLLASCH, Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen. 2 Bde. (1970/71), hier Bd. 1, 326, Nr. 1722 (DD 78). - Eine Abschrift des beigegebenen Urkundentextes befindet sich im Stadtarchiv Villingen. Ders., Bd. 2, 50, Nr. 2242 (DD 78): „anno MDCLV die 15 Augusti ... in honorem ... sanctorum Wendelini, Erhardi et Viti prima fundamentum et lapis angularis huius monasterii ... fratrum Capucinatorum posita sunt.“ Es folgen eine Aufzählung aller geistlichen und weltlichen Beamten in Villingen, Angaben über die Aufgliederung der Bevölkerung und die geltenden Lebensmittelpreise.
- ⁷⁾ Vgl. Anm. 6, Bd. 1, 328, Nr. 1733 (DD 79 a). Rückenaufschrift auf einem Pergamentfragment.
- ⁸⁾ Von dem Villingener Zacharias Schupp und dessen Sohn Ludwig wurden die Altarblätter 1750 neu gemalt.
- ⁹⁾ Eine Prinzessin wurde bei dieser Feierlichkeit gefirmt.
- ¹⁰⁾ Das Gelände und die Klostermauer sind noch auf einem Katasterplan von 1880, dem sogenannten „Villinger Atlas“, Blatt 25, der sich im städtischen Vermessungsamt befindet, zu erkennen.
- ¹¹⁾ Vgl. Anm. 6, Bd. 1, 362, Nr. 1890 (DDD 29/a): „ex ossibus s. Fidelis a Sigmaringa ... in theca argentea ovata“.
- ¹²⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe H-BS I V/4.
- ¹³⁾ H. MUHLE, Die Villingener Dapfer- und Redlichkeit ... Barockpredigt. Geschichts- und Heimatverein Villingen, Jahreshft 10, 1985, 46-65.
- ¹⁴⁾ K. S. FRANK, Gebaute Armut. Zur südwestdeutsch-schweizerischen Kapuzinerarchitektur des 17. Jahrhunderts. Franziskanische Studien 58 (1978), 57 - 77.
- ¹⁵⁾ Villingen gehörte ursprünglich zur helvetischen Provinz, von der sich 1668 die schwäbische oder auch oberrheinische Provinz abspaltete. Die Provinzen waren weiter in kleinere Verwaltungsbezirke, sog. Kustodien, unterteilt. Villingen gehörte zur Konstanzer Kustodie.
- ¹⁶⁾ Für das Jahr 1661 ist in Villingen „fratre Jovitu Fabricatore“ nachgewiesen, vgl. Anm. 7.
- ¹⁷⁾ *Architectura Capuzinorum*, Handschrift 879, Fürstlich-Fürstenbergische Bibliothek Donaueschingen. - Ich danke Herrn G. GOERLIPP für die Übersendung von Plankopien.
- ¹⁸⁾ Die Untersuchung wurde von N. O. WOLF, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, durchgeführt.
- ¹⁹⁾ Diese Schlitzlöcher sind typisch für Kapuzinerklöster und sind an vielen noch bestehenden Anlagen zu beobachten.
- ²⁰⁾ Für den freundlichen Hinweis danke ich Herrn Dr. J. FUCHS, Villingen. Die Vermutung, daß hier die Gruft der Kapuzinermönche lag, findet in der Sondage von 1978 eine Bestätigung. Im Außenbereich der Kirche fand sich ein verlagertes Skelett.
- ²¹⁾ Dies erklärt sich möglicherweise durch die Entstehung des Büchleins vor 1661.
- ²²⁾ Seit 1786 mußten die Mönche laut Regierungsvorschrift auf dem städtischen Kirchhof in der Altstadt bestattet werden.
- ²³⁾ Das in 5 Kapellen gegliederte Coemeterium enthält die Gebeine von ca. 4000 Kapuzinern, die zu barocken Ornamenten angeordnet sind. Eine vergleichbare Gruft gibt es auch in Palermo.
- ²⁴⁾ G. TUMBÜLT, Die kaiserliche Sendung des Grafen Jakob Ludwig zu Fürstenberg an den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz im Jahre 1619. ZGO N.F. 19, 9.
- ²⁵⁾ Vgl. Anm. 5, 662.
- ²⁶⁾ Vgl. Anm. 5, 1041.
- ²⁷⁾ Vgl. Anm. 5, 1254.
- ²⁸⁾ G. TUMBÜLT, Das Fürstentum Fürstenberg von seinen Anfängen bis zur Mediatisierung im Jahre 1806, Freiburg 1908, 141.
- ²⁹⁾ Im Stadtarchiv Villingen befinden sich mehrere Briefe Franz Karls zu Fürstenberg von 1681 - 1687, die er von Donaueschingen absandte.
- ³⁰⁾ Chr. RODER, Die Kapuziner zu Villingen (1903), 9.
- ³¹⁾ Vgl. Anm. 5, Bd. 2, 66, Nr. 2369, (E 30).
- ³²⁾ Die Untersuchung wurde von Herrn Dr. J. WAHL, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Hem-

menhofen, durchgeführt. Für die freundliche Überlassung der Ergebnisse danke ich ihm recht herzlich.

- ³³⁾ Neben leichten arthritischen Veränderungen einiger Wirbelrippengelenke und des Hüftgelenks waren verknöcherte Sehnenansätze im Bereich des Beckenkamms festzustellen. Dies ist ebenso altersbedingt wie die massive Veränderung der Lendenwirbelsäule (Spondylarthrosis deformans) und der Rückenwirbel (Osteochondrose und Schmorlsche Knötchen).
- ³⁴⁾ F. SCHMIEDER, Das ehemalige Kapuziner-Kloster und die Loretto-Kapelle in Haslach i. K., Ortenau 6/7, 1919/20, 75 f. - Vgl. auch H. HANSJAKOB, Das Kapuziner-Kloster zu Haslach im Kinzigtale, Freiburger Diözesanarchiv 4, 1864, 137-146.

Abbildungshinweise

Bildvorlagen 1-3: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Archäologie des Mittelalters, Außenstelle Freiburg.

Bildvorlage 4: Foto W. Hilpert mit freundlicher Genehmigung des Franziskanermuseums Villingen-Schwenningen.

Karl Bartels, ein vergessener Maler der Heimat

von Bernd Riedel

Vor 50 Jahren, am 2. 11. 1944, starb der Maler Karl Bartels in Hogschür bei Herrischried. Seine Kunst ist in Vergessenheit geraten. Fehlende Nachkommen und der Brand seines Hauses 1952 mit der Vernichtung des Nachlasses löschten die Erinnerung an diesen „feinen und stillen“ Maler der Heimat (vgl. H. E. BUSSE).

Die Rekonstruktion seiner Lebensdaten - und ebenso das Auffinden seiner doch noch zahlreichen Bilder - war mühsam und ist und wird bruchstückhaft bleiben. Doch rechtfertigen seine biographischen Daten und seine Werke die Dokumentation über ihn.

Am 21. 9. 1867 wurde Bartels als Sohn eines Architekten in Bielefeld geboren. Sein Kunststudium begann er an der Königlichen Kunstschule in Berlin. In den Jahren 1889 bis 1892 studierte er dann an der Kunstakademie Karlsruhe bei Prof. C. Ritter und war Meisterschüler bei Prof. Hermann Baisch. Im Jahre 1900 heiratete er in Nußloch b. Heidelberg Emma Gagel aus Donaueschingen. In diese Zeit fallen Ausmalungen zahlreicher Kirchen, wobei die Daten nicht mehr auffindbar waren. Die Ausmalung des kleinen Kammermusiksaals der Stadthalle Heidelberg wurde ebenfalls von Bartels vorgenommen (vgl. F. DUFFNER).

Seine künstlerische Laufbahn ist durch das Studium in Karlsruhe, durch seinen Lehrer Baisch, einen Bahnbrecher der Freilichtmalerei, und durch den Kontakt zu Hans Thoma entscheidend beeinflußt worden. So ließ sich Bartels im abgeschiedenen Bernau, dem Geburtsort von Hans Thoma, nieder und wohnte dort zeitweise neben Thomas Geburtshaus in bescheidensten Verhältnissen.

Damit folgte er auch dem damaligen künstlerischen Zeitgeist, durch das Aufsuchen ländlicher Abgeschiedenheit und in Verbindung mit der Natur und dem bäuerlichen Leben eine neue Selbstverwirklichung zu erlangen. F. Kallmorgen (1856 -1924) in Grötzingen, W. Hasemann (1850 -1913) in Gutach, R. Gudden (1863 -1935) in der „Höll“ b. Urberg und Bartels' Studiengeneration H. Dischler (1866-1935) in Hinterzarten seien als Beispiele genannt.

In den 12 Jahren seines Bernauer Aufenthaltes vor 1918 gründete er mit dem Zeichenlehrer von Thoma, Ruska, die Bernauer Lehrwerkstätten im „Molerhüsi“. Er führte mit der Jugend Bernaus die Tradition der Schneeflerkunst weiter. In einer Ausstellung des Kunstgewerbemuseums Karlsruhe (1912) kaufte die Großherzogin fast sämtliche Gegenstände auf. Sein Verständnis und Engagement für die ländliche Tradition zeigt sich auch in den Schriften von Bartels über den „Straudeck“ und die „Hagelkapellen im Hotzenwald“.

Nach kurzen Aufenthalten in Todtmoos, Schönau und Neustadt fand Bartels in Döggingen / Donaueschingen auf der Baar einen neuen Raum für sein Wirken. Die Eindrücke der sich weit hinziehenden Baarlandschaft, die Heimat seiner Frau und die wohlwollende Unterstützung durch den Fürsten Max-Egon mögen ihn bewogen haben, hier für mehrere Jahre seinen künstlerischen Auftrag zu erfüllen. Zahlreiche Gemälde fanden den Weg in die F. F. Sammlungen in Donaueschingen.

1920 gründete er mit den Malern der Baar Karl Merz (1890 -1970) und Hans Schroedter (1872 -1957) die Künstlergruppe „Maler und Bildhauer Oberbadens“. Er gehörte mit Merz und Schroedter sowie den Donaueschinger Malern R. Herrmann und A. Wißler zu der Ausstellungsgruppe „Baaremer Künstler“.

Nach nochmaligem kurzem Aufenthalt in Bernau fand Karl Bartels mit seiner Frau 1926 seine endgültige Heimat im Haus „Sonnmatt“ in Hogschür bei Herrischried im Hotzenwald.

Not und Sorge waren trotz überregionaler Anerkennung ständige Begleiter in diesem Künstlerleben. Gelegenheitsaufträge, Bebildern von Postkarten und Tausch der Bilder gegen Lebensmittel linderten die ärgste Not.

Am 2. 11. 1944 starb Karl Bartels 8 Monate nach dem Tode seiner Frau.



Abb. 1 Silberdisteln. (FF Sammlungen, Donaueschingen)



Abb. 2 Wintermorgen im Hochschwarzwald. (FF Sammlungen, Donaueschingen)



Abb. 3 Karl Bartels. Aufnahme etwa aus dem Jahr 1934.

Einem zeitgenössischen Besucher des Hauses „Sonnmat“ nach zu urteilen, war das Haus des überaus fleißigen Malers über und über mit Bildern bestückt. Landschaften, Stilleben, Portraits und Hunderte von Studienblättern und Öl-Pinselzeichnungen konnte man bewundern.

Die noch aufgefundenen Werke gliedern sich in drei Gruppen, in mittel- bis großformatige Öl-Bilder, Aquarelle und Öl-Pinselzeichnungen. Es sind fast ausschließlich Landschaftsdarstellungen. Dabei überwiegen Darstellungen des Schwarzwaldes und der Baar. Besonders der winterliche Schwarzwald hat in Bartels einen sensiblen Gestalter gefunden, der anderen Malern des winterlichen Schwarzwaldes wie Dischler und Hauptmann nicht nachsteht. Das Bild „Wintermorgen im Schwarzwald“ wurde 1914 von der Staatsgalerie Karlsruhe erworben.

Seine impressionistische Farbgebung ließ ihn besondere Lichtstimmungen finden, die zu Bildtiteln wie „Letztes Licht“ oder „Sommerflimmern“ führte. Seine Auffassung von Licht, Farbe und Atmosphäre ließ Bilder von besonderer Eindringlichkeit entstehen: sternklare Winternächte und Mondnachtbilder. In der damaligen Presse wurden diese Bilder als feierlich und suggestiv beschrieben. In seinen duftigen, kleinen Aquarellen gibt er in zarten Farben die

Stimmung der Schwarzwaldlandschaft wieder. Die Öl-Pinselzeichnungen, eine von Bartels selbst entwickelte Maltechnik, zeigen durch die Reduktion der Farbpalette kontrastreiche Stimmungen des Hotzenwaldes mit den windzerzausten Hotzenhäusern.

Trotz seines zurückgezogenen Lebens auf dem Schwarzwald fand seine Kunst überregionales Interesse und Echo. So wurden seine Werke in ganz Deutschland in Galerien und Kunstsalons ausgestellt. Eine große Zahl regionaler Ausstellungen war selbstverständlich. Internationale Anerkennung wurde ihm 1909 zuteil, als ihm von dem Ehren-Komitee der *Union Internationale des Beaux-Arts et de Lettres* in Paris die Mitgliedschaft angeboten wurde. Grund dafür waren zwei Mondgemälde in einer Ausstellung im Münchener Glaspalast.

Die Mühe, die vergessenen Werke wieder aufzuspüren, war es wert, denn seine Bilder strahlen noch heute die Ruhe und Unversehrtheit und Großartigkeit der Landschaft des Schwarzwaldes und der Baar aus.

Vielleicht ist dieser Artikel Anlaß dafür, daß noch weitere Daten und Werke den Weg an die Öffentlichkeit finden.

Literaturverzeichnis

- ADAMCZYK, R.: Oskar Spiegelhalter, in: Schriftenreihe der Stadt Villingen-Schwenningen, 1989.
 BARTELS, K.: Der Straudeck, in: Mein Heimatland, Badische Heimat 19, 1932.
 BARTELS, K.: Hagelkapellen auf dem Hotzenwald, in: Mein Heimatland, Badische Heimat 20, 1933.
 BARTELS, K.: Dorfstillleben, in: Mein Heimatland, Badische Heimat 21, 1934.
 BARTELS-GEMEINDE (Hrsg.): Karl Bartels und sein Schaffen. 1932.
 BUSSE, H. E.: Kunst und Künstler im Hauensteiner Land, aus: Hotzenland und Hotzenvolk, in: Badische Heimat, Hochrhein und Hotzenwald. Freiburg 1932.
 BUSSE, J.: Internationales Handbuch aller Maler und Bildhauer des 19. Jh. Wiesbaden 1977.
 DISCHLER, H.: Hotzenwälder Eindrücke und Erinnerungen eines Malers, in: Der Schwarzwald, Monatsschrift des Bad. Schwarzwaldvereins 3, 1933.
 DÖBELE, L.: Hochrhein-Museum Säckingen. O.J.
 DONAUESCHINGER TAGBLATT: Artikel vom 30. 4. 1919 und 14. 7. 1920.
 DRESSLER, W. O.: Kunsthandbuch. Berlin 1930.
 DUFFNER, F.: Führer durch die Heidelberger Stadthalle. 1903.
 FEDERER, F.: Auf Haus „Sonnmatt“ in Hogschür, in: Mein Heimatland, Badische Heimat 19, 1932.
 FEURSTEIN, H.: Verzeichnis der Gemälde der F.F. Sammlungen Donaueschingen, IV. Ausg. 1932.
 HUBER, E.: Kunstgeschichte und Kunstdenkmäler, in: Der Schwarzwald-Baar-Kreis. Stuttgart u. Aalen 1977.
 LAUTS, J., ZIMMERMANN, W.: Bestandskatalog Neuere Meister des 19. und 20. Jh. Karlsruhe 1971.
 MATT-WILLMATT, H.: Ein hartes Künstlerleben auf dem Hotzenwald, in: Der Waldshuter Erzähler 35, 1992
 MÜLFAHRT, L.: Kleines Lexikon Karlsruher Maler. 1987.
 MÜLLER-SINGER: Allgemeines Künstler-Lexikon. 1921.
 OECHELHÄUSER, A. von: Festchronik 1854-1904 der Großherzoglichen Badischen Akademie der Bildenden Künste. 1904.
 SCHWEERS, H.F.: Gemälde in deutschen Museen. Katalog der in der BRD ausgestellten Werke. 1981.
 ZOLLER, S.: Karl Merz. Ausstellungskatalog zum 100. Geburtstag. Donaueschingen 1990.

Hinweis

Bilder von Karl Bartels befinden sich in folgenden der Öffentlichkeit zugänglichen Sammlungen:

Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
 Fürstl. Fürstenbergische Sammlungen Donaueschingen
 Hochrheinmuseum Bad Säckingen
 Kelnhof, Heimatmuseum Bräunlingen.



Abb. 4 An der Breg bei Allmendshofen. (Privatbesitz)



Abb. 5 Landschaft mit Blick auf die Alpen. (Privatbesitz)



Abb. 6 Motiv bei Döggingen. Aprilabend auf der Baar. (FF Sammlungen, Donaueschingen)

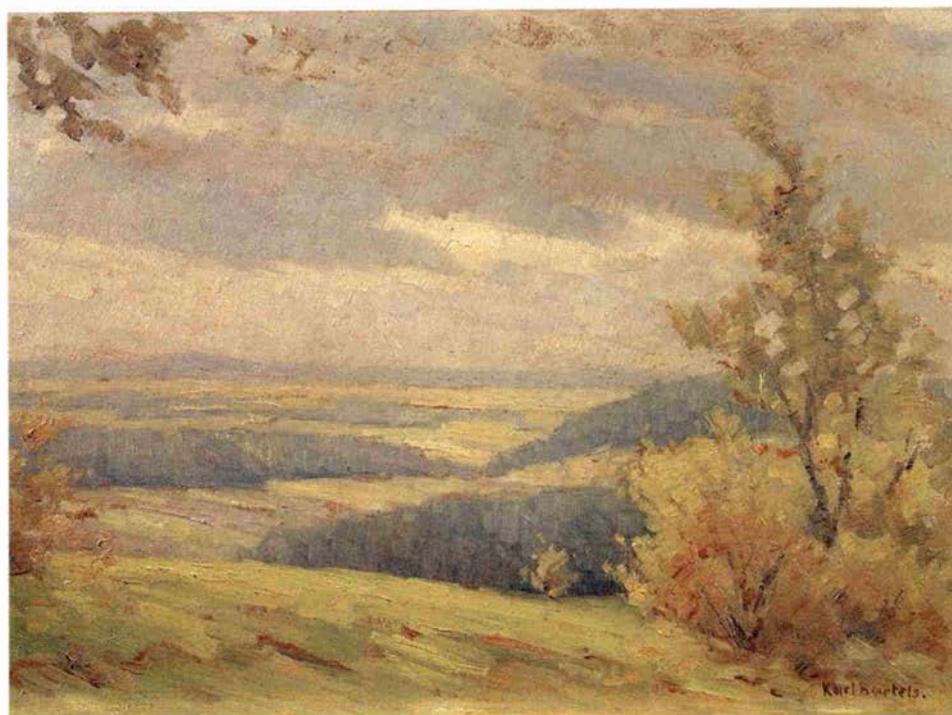


Abb. 7 Herbst in der Baar. (FF Sammlungen, Donaueschingen)

Die Sage vom Längeschloß und ihr Wahrheitsgehalt

von August Vetter

Zu den Sagen, die sich auf der Baar bis heute erhalten haben, zählt die Sage, die sich um das ehemalige Längeschloß rankt. Da sie ihren Ursprung im Jahre 1779 hat, zählt sie zu den noch jungen Sagen der Landschaft um die junge Donau. Spricht man Bewohner in den Dörfern rund um die Länge auf die Sage an, sind es vorwiegend ältere Leute, die in ihrer Jugend noch erzählen hörten, daß es im Gebiet um das ehemalige Längeschloß tief im Längewald nicht ganz geheuer sei. Manchmal ist zudem zu erfahren, daß dort ein ehemaliger Längejäger geisterweis umgehen müsse und sein Unwesen treibe. Das Umgehenmüssen sei die Strafe für einen grausamen Raubmord, den er an einer Magd aus dem Längeschloß begangen habe. Nach dem Schloß befragt, will hin und wieder auch jemand wissen, daß das Schloß schon vor langer Zeit im Boden versunken sei, denn es sei ein Lustschloß gewesen. Frägt man nach dem Weg zum einstigen Schloß, erhält man nur selten eine befriedigende Auskunft. Das muß jedoch nicht verwundern, denn auf dem Schloßplatz stockt Hochwald, die einstigen Alleen, die schnurgerade zum Schloß führten, sind auf langen Strecken überwachsen und unkenntlich geworden.

Die älteste mir bekannt gewordene schriftliche Fassung der Längeschloßsage datiert aus dem Jahr 1948. Sie stammt aus der Feder von Friedrich SCHELLING, dessen Wiege einst in Kirchen-Hausen stand.¹⁾ Er schildert die Sage wie folgt:

Auf dem höchsten Gipfel der Länge, dem Bergrücken des Randener Jura an der Schweizer Grenze, lag vorzeiten ein altes Jagdschloß, welches das Jahr hindurch vom Ruf und Horn der fröhlichen Jäger widerhallte. Im Westen grüßt der alte Fürstenberg bei Donaueschingen. Im Osten recken der Hohenhewen und Hohenstoffeln ihre granitene Häupter herüber.

Obschon von der einstigen Schloß- und Jagdherrlichkeit heute nichts mehr zu sehen ist, so hat sich doch eine wehmütige Erinnerung daran im Volke erhalten. In der tiefen Waldeseinsamkeit ruht seit hundert Jahren ein Geheimnis. Von dem geräumigen fürstlichen Bau ist nichts mehr zu erkennen. Keine Ruine und keine Steinblöcke bezeichnen dessen frühere Stätte. Es geht die Legende, daß das Schloß mitsamt den Insassen auf eine sagenhafte Weise vor vielen Jahren versank.

Im Dreißigjährigen Kriege kämpfte der kaiserliche General Mercy gegen die Franzosen und Schweden. Während der Schlacht im Pfaffental hinderte er den Durchbruch der Schweden nach dem Oberrhein und nahm ihnen ihre Stellung nach eigenen schweren Verlusten. In höchster Lebensgefahr, und als die Schweden die Schlacht schon gewonnen glaubten, opferte der brave und tapfere Mercy Gott und der Madonna seinen wertvollen, mit Brillanten und mit einem unbezahlbaren Feuer-Granat geschmückten Ring. Das Reitergeschwader Mercys vertrieb die Schweden aus dem Pfaffental, die sich hier mit den Franzosen zu vereinigen hofften, da ihnen das Donautal und die andern Pässe wegen der größeren kaiserlichen Verstärkungen keinen Durchlaß boten. In der Hitze des Gefechtes verlor Mercy seinen Ring, der auch nach der Schlacht nicht mehr zu finden war.

„Die Hand, die jemals im Geiz oder in böser Absicht nach meinem Ringe greift, verwünsche und verfluche ich, denn er gehört Gott für meine Rettung!“ hatte der kaiserliche Reiterführer vor seinem Aufbruch aus seinem Quartier in Leipferdingen ausgerufen. Er zog dem Breisgau zu nach Freiburg, das er wieder einmal von der Belagerung durch die Franzosen befreien wollte. Zeit seines Lebens hatte der kaiserliche General nichts mehr von seinem Ring gehört. Etwa hundert Jahre später geschah folgendes:

Im Pfaffental unten, wo heute Langohr in einer Wagenspur seinen Mittagsschlaf hält, unweit des Schlosses, lebte ein Holzhacker mit seiner Frau. Er hatte nur ein einziges Kind, namens

Dorothea, die als Magd im Dorfe bei Bauern arbeitete. Eines Tages widerfuhr dem Mädchen ein großes Glück, davon sie in ihren Träumen gar nicht loskommen konnte.

Im Mai, als die Blumen und der rote Klee erwacht waren, und die Nebelstreifen im Tal einen guten Abend verhießen, fand Dorothea unter einer alten Maibuche, tief im Gras versteckt einen kostbaren Ring mit den noch deutlichen Zeichen MERCY (1630). Sie hielt einen Augenblick den Atem an, wie man es tut, wenn einem plötzlich Glück widerfährt. Es war ihr ganz wunderbar zu Mute; denn sie ahnte etwas von der Beschaffenheit und dem Zauber ihres Fundes. „Über hundert Jahre“, sagte sich die gute Magd, „sind vergangen, seit der Ring hier verborgen liegt. Was für ein Glück und was für eine Zauberkraft führt diesen Ring in meine Hände. Das muß ein kostbarer Talisman sein!“ Sie zeigte ihn dem Dorfschulzen und dem Pfarrer, die ihr den Ring einstweilen überließen.

Eines Tages, nach einer fröhlichen, anstrengenden Jagd sah das Falkenauge des Längeschloßjägers durch das Gebüsch einen hell leuchtenden, funkelnden Stein blitzen. Er ging auf die Sträucher zu und entdeckte des Holzhackers Dorothea unter einer Himbeerstaude mit dem edelsteingeschmückten Ring an der Hand.

„Was machst du hier, frage ich dich?“ sagte der fürstliche Jäger. „Kennt ihr einen Herrn Mercy ...?“ gab das Mädchen zurück. „Ich heiße Schatzhauser. Du weißt, ich bin vom Längeschloß dort oben.“ „Was für einen Schatz sucht ihr denn?“ sprach das Mägdlein ohne Falsch und Arg. Der Jäger lachte und scherzte: „Ein so schönes Wild hab ich meiner Lebtag noch nicht im Wald gefunden!“ Er lud Dorothea zu einem Spaziergang ein. Sie besann sich, wußte noch nicht recht und sah sich um und ging dann mit ihm talein nach Hause.

Am Abend dieses Tages erschrak die Magd, und es wurde ihr todbang; denn der Edelstein, der sonst grün war, leuchtete jetzt blutrot. „Was kann das bedeuten? Der Ring hat Leben in sich und gibt mir ein Zeichen, daß ich mich vor etwas hüten muß ... Vielleicht darf ich dem Schlosse nicht zu nahe kommen; aber hat Schatzhauser nicht ein gutes Herz? Warum soll ich ihm nicht vertrauen ...“ beruhigte sich die Dienstmagd.

Der Jäger vom Schloß kam nun oft an Sommerabenden, und es war so, als ob es sein größtes Vergnügen wäre, mit ihr über Feld und Flur zu gehen. - Schatzhauser aber war habsüchtig und hatte es vor allem auf die kostbaren Steine des Ringes abgesehen.

Mit den stummen Schatten des Abends brach vom Bergesgrat der Länge die Nacht ins Pfaffental herein. Das Weizenfeld ging silbern leuchtend zur Ruh.

Dorothea wanderte wieder einmal an der Seite Schatzhausers einen der Wege, die alle strahlenförmig auf den Schloßplatz einmünden. Gemächlich und spielend - wie ein liebendes Mädchen auf dem Dorf - ging sie mit dem Schloßjäger in den späten Abend hinein, der am Himmel sein strahlendes Netz ausbreitete. Nach einiger Zeit wandten sich die beiden schon dem Dunkel des Waldes zu.

Nur dem Schlosse nicht zu nahe kommen; denn in dessen Tiefe wohnt ein böser Zauber und in seinem Umkreis ein scheues Laster, so raunten die Leute des Dorfes einander zu. Das wußte die Magd. Deshalb erschrak sie, als sie die alte Mauer des Schlosses in einiger Entfernung erblickte. Sie zog in ihrer Angst den Ring vom Finger und sah das blutrote Bild des Steines. Schatzhauser machte große Augen. Es packte ihn ein blindes Verlangen, diesen Reichtum zu besitzen. „Gib mir den Ring, Dorothea!“ sagte er. „Nein, das tue ich nicht. Wie sollt ich es übers Herz bringen, dieses Kleinod der Habgier zu schenken“, entgegnete scheu und verängstigt das Mägdlein dem Schatzhauser, der doch Steine und Gold suchte und kein lebendiges Herz.

In diesem Augenblick wollte sie sich auf immer von ihm trennen. Sie waren schon ganz in der Nähe des Schlosses. Er sah sich durchschaut und sprach: „Du zweifelst an mir, an meiner Treue und Liebe.“ „Nein, ich bin mir jetzt gewiß, daß du allein meinen Schmuck willst, den ich dir niemals freiwillig gebe“, antwortete des Holzhackers mutige Tochter.

Am Ende des Pfaffentalweges ragte der Tannenwald auf, eine drohend finstere, riesige Ge-

stalt, und hoch am Himmel zog eine schwarz-silberne Wolkenkette vorüber in andere, fremde Gebiete.

Dorothea war nach einer verzweifelten Gegenwehr von Schatzhausers Jagdmesser zu Tode getroffen worden und hatte im Sterben geschrien: „Einem Mörder und seinem Schloß bringt der Ring kein Glück!“

Der Jäger floh mit dem Talisman, dessen Steine infolge des unschuldig vergossenen Blutes, das an ihnen klebte, noch heller erstrahlten als sonst, in das Dunkel des Waldes, das immer schwärzer zu werden schien. Die Bäume wurden immer dichter, so daß es ihn anfang zu grauen. Und die Steine funkelten immer mehr und mehr und blickten ihn an wie die blutigen Augen der Erschlagenen.

Das Längeschloß, das der Geist des unseligen Mörders heute noch sucht, findet er nicht mehr; denn als der Jäger mit seinem blutigen Ring dieses leise anstieß, sank es lautlos mit ihm in die Tiefe: das verfluchte und verwunschene Schloß.

Ein kleines Kreuz bezeichnet am Ende des Pfaffentalweges Dorotheas Grab, überwuchert von Gras und Strauch, in dem die Vögel ihr Lied singen.

SCHELLINGs Sagenfassung läßt sich leicht in die Schlacht im Pfaffental, die ruchlose Tat Schatzhausers und das Versinken von Mörder und Schloß gliedern. Diesen drei Sagenteilen gilt es nachzugehen, wenn die Frage nach dem Wahrheitsgehalt der Längeschloßsage beantwortet werden soll.

1. Die Schlacht im Pfaffental



Generalfeldmarschall Franz von Mercy zählt nicht nur zu den fähigsten Feldherren des Dreißigjährigen Krieges, er wird auch den geistvollsten und vornehmsten des grauenvollen Krieges zugerechnet. Er wurde um das Jahr 1590 in Longwy in Lothringen geboren und stand schon in frühester Jugend an in Diensten des Herzogs Karl IV. von Lothringen und mit diesem während des Dreißigjährigen Krieges auf der Seite des Kaisers. In kaiserlichen Diensten machte er im Südwesten des Reiches als Obrist eines Regiments zu Fuß von sich reden, als er 1633 Konstanz gegen den schwedischen Generalfeldmarschall Horn erfolgreich verteidigte. Noch im gleichen Jahr geriet er in der Festung Breisach in Gefangenschaft, wurde ausgelöst und verteidigte im folgenden Jahr auch Rheinfelden erfolgreich. Im Jahr 1638 berief ihn Herzog Maximilian von Bayern zum Befehlshaber seiner Truppen.

Abb. 1 Generalfeldmarschall Franz von Mercy. Im 19. Jahrhundert wohl nach einem alten Original gefertigt. Nachlaß König Ludwigs I. von Bayern. (Aus: H. SCHAUFLENER, Die Schlacht bei Freiburg im Breisgau 1644).

Am 23. und 24. November 1643 überfiel Mercy die französisch-weimarische Armee unter General Québriant, die in der Gegend um Tuttlingen im Winterquartier lag, und schlug sie vernichtend. Bei eigenen Verlusten von nur sechs Mann konnte sich von der 16 000 Mann zählenden Streitmacht des Gegners nur ein Drittel über den Rhein in Sicherheit bringen.²⁾ Es war in erster Linie die Reiterei, die unter dem Kommando des weimarischen Generalmajors Reinhold von Rosen stand, der die Flucht gelang. Während des Rückzugs des überraschten Gegners verwickelte Oberst Sporck die fliehenden Franzosen im Aitrachtal noch einmal in heftige Kämpfe. Über diese Kämpfe ist bei Georg GAISSER³⁾ unter dem 26. November 1643 zu lesen: „Etwa um vier Uhr kamen bayerische Reiter, die den Überfall auf Tuttlingen bestätigten, wonach sie in Tuttlingen drei, in Möhringen sechs und gegen Blumberg acht Regimenter in ihre Gewalt bekamen. Die Reiter waren von Hunger und Kälte total erschöpft und wurden als total untauglich entlassen oder dem Herzog von Lothringen geschenkt.“

Nach der Winterpause begann der siegreiche Mercy im Mai 1644 mit seiner Armee den Vormarsch nach Westen. Aus diesem Anlaß übernachtete Franz von Mercy am 22. Juni in Leipferdingen und am 23. Juni in Riedböhringen.⁴⁾ Anfangs August fand die Schlacht bei Freiburg statt, und ein Jahr später, am 5. August 1645, verlor Mercy in der Schlacht bei Allersheim, bekannter als Schlacht bei Nördlingen, mit der Schlacht auch sein Leben.⁵⁾

Das Pfaffental, das sich von Kirchen-Hausen her steil und teilweise eng längeaufwärts zieht, war zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges nur mäßig befahr- und begehbar. Der Waldweg führte - wie auch heute noch - in den unwegsamen weiten Längewald weitab von jeder weiterführenden Straße. Das stille Waldtal eignete sich keineswegs für ein Reitergefecht und erst recht nicht zum Austrag einer Schlacht zwischen berittenen Gegnern. Noch unwahrscheinlicher erscheint es, daß sich Mercy während der Schlacht bei Tuttlingen im abseits gelegenen Pfaffental persönlich ins Kampfgetümmel geworfen haben könnte. Trotz eifrigen

Bemühens ließen sich auch keinerlei schriftliche Hinweise über nennenswerte Kampfhandlungen erbringen.⁶⁾ Völlig auszuschließen sind aber Kampfhandlungen im Pfaffental an jenem 22. Juni 1644, an dem Mercy in Leipferdingen ein Nachtlager gefunden hatte.

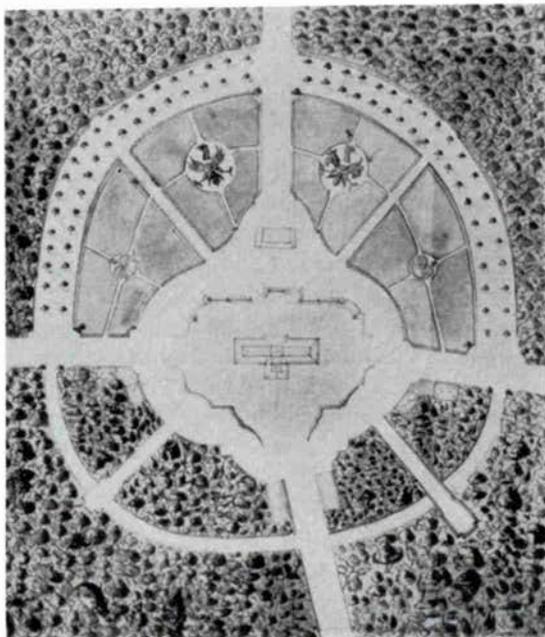


Abb. 2 Situationsplan für das Längeschloß aus dem Jahre 1766. (Aus: J. L. WOHLER, Das fürstliche Jagdschloß auf der „Länge“).

2. Das Längeschloß

Das in der Sage angesprochene Längeschloß stand - allerdings nur ein Menschenalter lang - südlich des Taubentals⁷⁾ inmitten des weiten Längewaldes. Es war während der Jahre 1766 - 1768 von dem fürstlichen Baudirektor F. J. Salzmann im Auftrag des Fürsten Joseph Wenzel zu Fürstenberg erbaut worden. „Auf dem Berg Rücken, der unter dem Namen Länge das Randengebirge mit der Egge und Schere verbindet, erhob sich auf sein Geheiß⁸⁾ ein Jagdschloß, welches über die Wildnis des Gebirges die entzückendste Aussicht auf die Burgen des

Höhgaus⁹⁾, den Spiegel des Bodensees, den Alpenzug der Schweiz gewährt.“ So schildert Ernst MÜNCH¹⁰⁾ den Standort des Schlosses. Die erhaltenen Baupläne zeigen ein stattliches Gebäude mit einer barocken Parkanlage und drei Nebengebäuden. Zwei vergoldete Hirschskulpturen zierten die Giebel des Schlosses und blinkten weithin sichtbar in der Sonne. Aus Richtung Fürstenberg, Geisingen, Aulfingen und Riedöschingen führten vier schnurgerade Alleen über Berg und Tal kilometerweit durch den Längewald zum Schloß.¹¹⁾

Nach dem Tod des Fürsten Joseph Wenzel wurde das einsame Schloß nur noch wenig beachtet und bald in die Obhut eines herrschaftlichen Jägers gegeben, der in der Umgebung „der Längejäger“ genannt wurde und mit seiner Familie das Schloß bewohnte. Im Jahre 1806 wurde es vorübergehend in ein Seuchenlazarett umgewandelt. In ihm wurden österreichische Kriegsgefangene untergebracht, die an Typhus und Wechselfieber erkrankt waren. Löwenwirt Ganter in Hausen vor Wald kaufte die Schloßgebäude im Jahre 1840 und ließ sie abbrechen.¹²⁾

Längst sind die letzten Reste der Grundmauern des Längeschlosses verschwunden und auf dem Schloßplatz, der sich nur noch Kundigen zu erkennen gibt, rauscht der Wind in hohen Tannen.¹³⁾

3. Der Mord des Längejägers

Schon in der Zeit vor der Errichtung des Längeschlosses betrieb in der Länge unweit des späteren Schlosses ein Köhler sein einsames Gewerbe. Seine Hütte und ein in deren Nähe erstellter Pferdestall dienten bei gelegentlichen Jagden als Unterkünfte. Köhlerhütte und Pferdestall waren offenbar herrschaftlicher Besitz und wohl auch durch die Herrschaft erstellt worden. Am 8. Oktober 1787¹⁴⁾ kaufte die Gemeinde Neudingen das Köhlerhäuschen für 97 Gulden vom Fürsten. Mit dem Kauf war die Auflage verbunden, im Anwesen einen Esel zu halten und mit dessen Hilfe das Schloß mit dem nötigen Wasser zu versorgen.¹⁵⁾ Ein eigens beim Schloß gegrabener Brunnen und eine Deichelleitung vom Zundelbrunnen¹⁶⁾, der oben im Taubental gefaßt worden war, hatten dem Schloß offenbar nur unzulänglich Wasser geliefert. Den Bewohnern des Häuschens war offenbar als Ausgleich das Schankrecht zugestanden worden. Es waren neben Holzmachern, Viehhirten, herrschaftlichen Diensthöfen vorbeikommende Umwohner und sicher manchmal auch lichtscheue Gesellen, die Einkehr hielten. Die Bewohner der Längedörfer und der Gemeinden der näheren Umgebung benutzten die kürzeren Wege durch die Länge besonders dann, wenn sie in Geschäften oder zu Besuchen unterwegs waren. Einer dieser Wege führte von Hondingen durch den Längewald zum Längeschloß und das Pfaffental abwärts nach Kirchen-Hausen. Ihn benutzte an einem Apriltag des Jahres 1779 auch die sechzehn Jahre alte Tochter Maria des Hondinger Posthalters Johann Martin, und auch sie hielt im Häuschen beim Längeschloß Einkehr. Auf dem Heimweg wurde sie unweit des Längeschlosses Opfer eines brutalen Raubmordes. Das Donaueschinger Wochenblatt vom 15. April 1779¹⁷⁾ berichtete darüber:

Eine der traurigsten Begebenheiten hat sich dieser Tagen in dem Wasserthal unweit dem herrschaftlichen Lustschloß auf der Länge ereignet.

Johann Martin, Posthalter und Adlerwirth zu Hondingen schickte verwichenen Donnerstag den 8ten dieses, seine 16 jährige Tochter Maria Martin auf Hausen im Kirchthal, um allortden eine noch rückständige Erbsbetreffniß ad 100 fl. abzuholen: die Tochter gehorchte dem Befehl ihres Vaters, gieng dahin, und bekam auch diese 100 fl. Im Ruckweg nahm sie den Weeg über die Länge, und kehrte bey Mathäus Sorg in seiner bey dem Länge Schloß befindlichen Wohnung ein, wo ebenfalls ein gewisser Baurenkerl, der selbigen Tag in dem Längewald Holz machte, sich befand, und ein Glas Wein trank: die Tochter erzehlte der Ehefrau des Sorgen ganz freudenvoll, daß sie nunmehr das Geld bekommen hätte; ein kurze Zeit hierauf gieng der Baurenkerl fort, ohne etwas an ihm zu bemerken, sie aber verweilte sich da noch eine geraume Zeit, und erst um 5 Uhr Abends begab sie sich auf den Weeg nacher Haus zuruck; ungefehr eine Viertelstund von dem Schloß wurde sie meuchelmörderischer Weise überfallen, ihr die Gurgel ob dem Zäpfle halb- und nur einen starken Messerrucken darunter ganz nebst einer Haupt-Ader abgeschnitten,

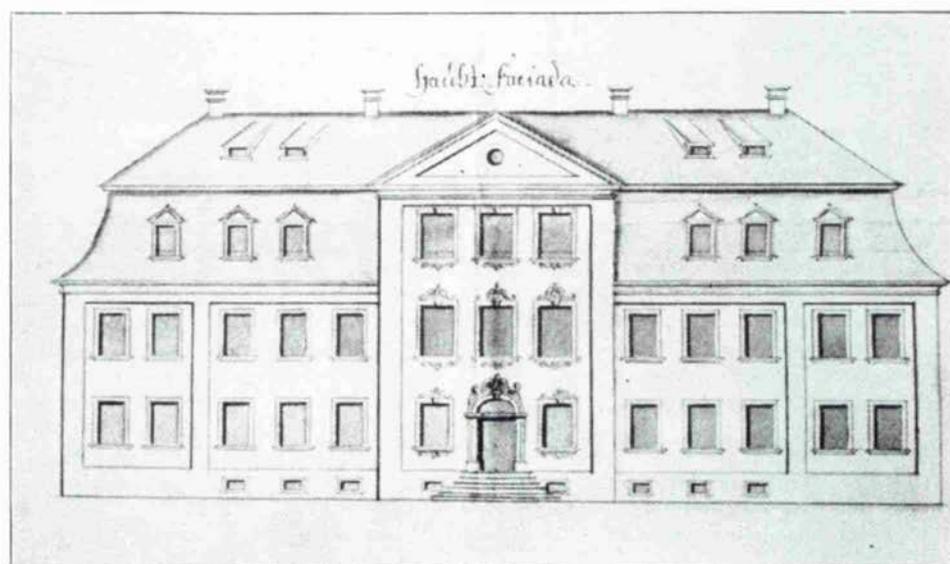
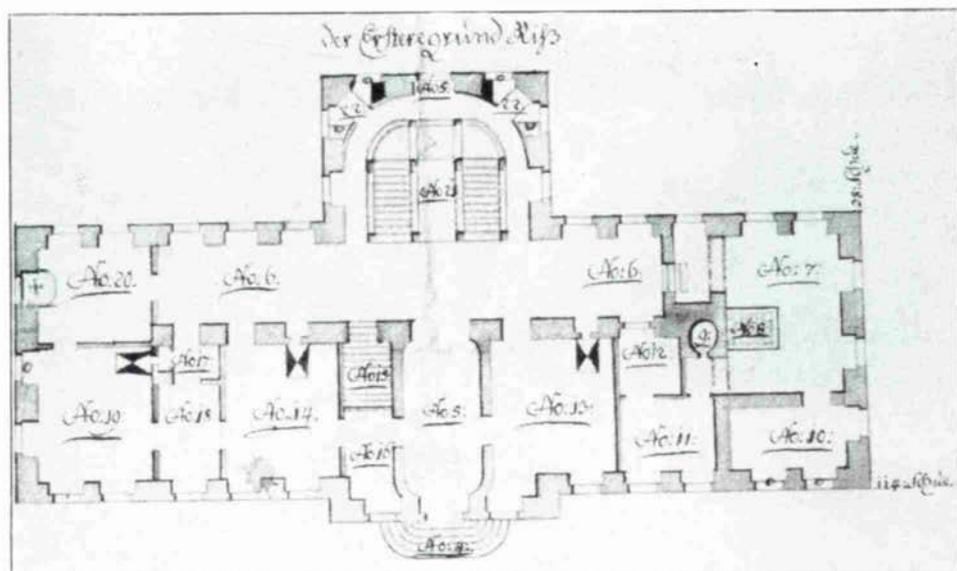


Abb. 3 Grundriß und Aufriß für das Längeschloß aus dem Jahre 1766 von F.J. Salzmann. - Originale im FFA Donau-
eschingen. (Aus: J. L. WOHLEB, Das fürstliche Jagdschloß auf der „Länge“).

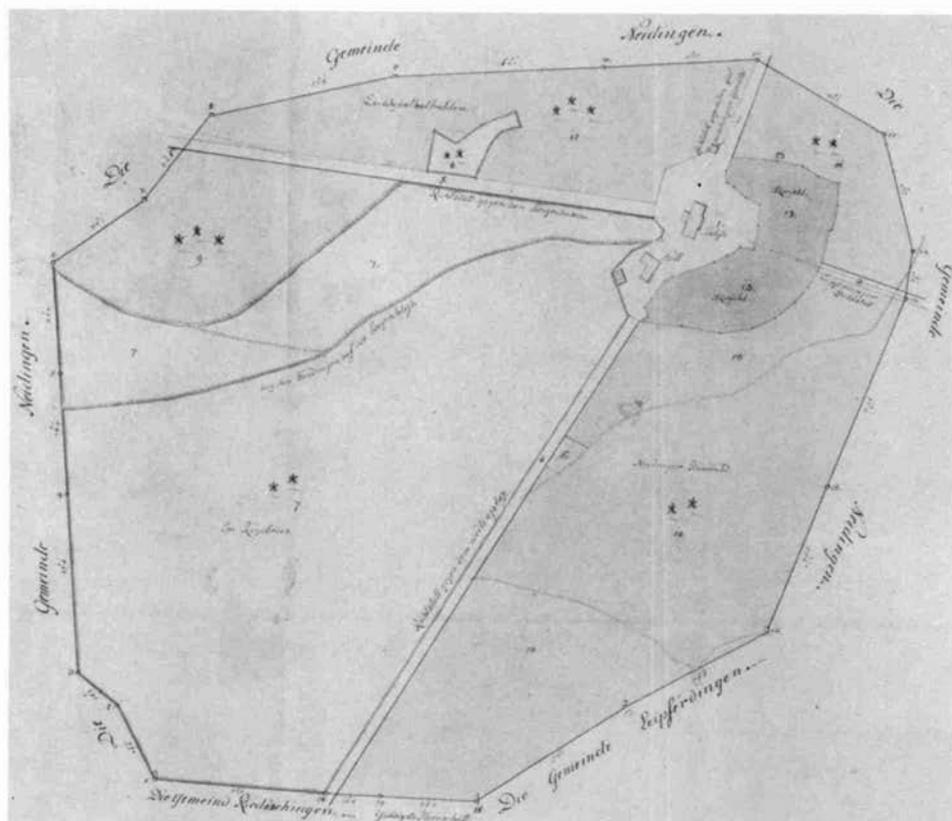


Abb. 4 Lageplan zur Ablösung des Beholdungsrechts zwischen der F.F. Standesherrschaft und der Gemeinde Neudingen vom 13. Februar 1804. Ausschnitt. - Original im FFA Donaueschingen. (Aus: M. MÜNZER, Die Geschichte des Dorfes Neudingen).

und das Geld abgenommen. Zum Erstaunen! Unerachtet der tödlichen Wunden gewann dieselbe durch Gottes Hülfe so viel Stärke, daß sie annoch den Gatter bey dem Schloß ohne einige Beyhilfe, welchen aufzuthun wohl Mannskräften erfordert werden, selbst eröffnen, in des Sorgen Haus, wohin sie von dem Ort der That 885 Schritt zu machen hatte, gehen, und allda den Thäter annoch anzeigen konnte. Ganz verraucht, die Haar über den Kopf abhangend, die tödliche Wunden mit dem Halsflohr zusammenhaltend, und überall voller Blut, trat die Unglückliche in das Zimmer, und setzte alle Anwesende in den äußersten Schrecken und Mitleiden: da man nun bey ihr die volle Gegenwart des Verstandes wahrgenommen, so fragte man sie, ob es etwann ihrer zwey gewesen die sie überfallen? Hierauf hat das Mädchen auf den Tisch mit dem Finger gezeiget, und weil es nicht mehr reden konnte, mit dem Kopf Nein! gewunken: auf die fernere Frage, ob es also nur einer gewesen, zeigte dasselbe abermal auf denjenigen Platz an den Tisch, wo vorher der Baurenkerl gesessen, und winkte mit dem Kopf Ja!

Auf die abermalige wiederholte Frage, ob es dann der Baurenkerl gewesen, der da gesessen, und ein Glas Wein getrunken? Deutete dasselbe wiederum auf den Tisch, und gab mit dem Kopf das letzte Jazeichen: nach einer Viertelstund aber ist sie verschieden.

Hierauf wurde der Thäter verfolgt, zu Riedeschingen, wo er bey einem Bauren gedienet, aus dem Bett aufgehoben, und da bey selbem sogleich ein blutiges Messer und Schnupftuch samt dem Geld angetroffen worden, so hat man selben in die gefängliche Verwahr nacher Blomberg überbracht, wo er wirklich in der Inquisition stehet, und den verdienten Lohn erwartet.

In der Ausgabe vom 20. Mai 1779 ist über die Untat weiter zu lesen:

In dem Wochenblatt sub Nro. 3. hat man bekannt gemacht, daß des Posthalters Johann Martin 16jährige Tochter Maria Martin in dem Wasserthal unweit dem herrschaftlichen Lust-Schloß auf der Länge ermor-

det worden, nun will man auch zu wissen thun, von wem, und auf was für eine grausame Art die Mordthat an derselben beschehen sey.

Blasius Bühler, 23 Jahr alt, ein lediger Bauren Sohn von Leipferdingen ist der Unmensch, welcher diese grausame That ausgeübet hat: Dieser kam den 8ten April laufenden Jahrs ungefehr nach 3 Uhr aus dem Längewald, wo er selbigen Tag Holz machte, zu Matthäus Sorg auf die Länge, um ein Glas Wein zu trinken: unter andern traf er dorten des Posthalters Johann Martin 16jährige Tochter Maria Martin von Hondingen an, welche in seiner Gegenwart der Ehefrau des Sorgen, ganz freudenvoll erzählte, nun sey es einmal richtig, doch hab es saure Gesichter gegeben. Beede verstunden darunter die noch ruckständige Erbsbetreffniß von 100 fl. die die Martin zu Hausen im Kirchthal hatte abholen müßen.

In der bloßen daraus geschöpften Vermuthung, daß die - während dieser Erzählung an des Blasi Bühlers Seiten gesessene Unschuldige, Geld bey sich führe, und ohne die eigentliche Geldsumme zu wissen, entschloß sich derselbe, diesem Mädcl in dem Heimweg das Geld abzunehmen: gieng aus des Sorgen Haus, nach dem er dorten 3. Schoppen Wein getrunken, hinweg, und paßte dem Mädcl auf jenem Weg, der von der Länge nacher Hondingen führet, in einer Allee ab. Ungefehr 5 Uhr war es, da dasselbe bey ihm vorbeigieng: er schlich ihr nach, ergriff sie ruckwärts bey den Achseln, und warf sie in einen ungefehr 4. Schritt weit von dem Weg entlegenen Graben, worüber das Mädcl nichts anders, als O! ausrufte, und nur den Sack, wo es das Geld hatte, mit der Hand fest zusammen hielt. Ihr matter Widerstand mußte dem Zudringen des Bösewichts weichen, und selbem das in einer Blasen verwahrte Geld ad 100 fl. überlassen. Dieses war nicht genug: Bühler dürstete erst noch nach Blut, und faßte den unglückseligsten Entschluß, das gute Kind umzubringen.

Maria Martin, welche die Wuth dieses Unmenschen vermerkte, lag ganz unbeweglich da, und hielt ihre Aermte kreuzweis über das Gesicht: dieser zog sein Messer aus dem Sack, und versuchte anfänglich mit einer Hand den Hals dieser Unglücklichen durchzustechen, mußte aber, weil das Messer weder gut stechen, noch schneiden wollte, die zweyte Hand zu Hilfe nehmen, und also mit beeden Händen, und vereinigten Kräften sein grausames Vorhaben ausführen.

Dieses abscheuliche Masaciren um den Hals hin- und her Sägen, und Würgen dauerte wohl etliche Minuten, bis er dem Mädcl den Hals durchstechen, und, dem Kinn zu, aufschneiden konnte.

Bühler, der grausame Mensch bekam doch noch Gefühl der Menschlichkeit, aber leider! zu spat: voller Schrecken über seine unverantwortliche That, gieng er tiefer in den Wald hinein, und sah kurz hienach durch das Gehölz, daß das unglückliche Mädcl wieder aufstehen, und in das Länge-Schloß zurückgehen konnte, sah ihr nach, bereute seine That, und gieng nacher Riedöschingen, wo er bey einem Bauren diente, ganz matt und ängstig zurück.

Die Vorsehung verfügte die Bestrafung des Bühlers annoch in dieser Welt: dieser wurde von der Ermordeten mit untrüglichen Zeichen angegeben, in die gefängliche Verwahr nacher Blomberg gebracht, und da er diese Morthat sogleich zum Rechtsbank gütlich und reumüthig einbekennte, dahin verurtheilet, daß er von dem Scharfrichter durch das Rad (jedoch, daß ihm mit diesem zuerst das Herz zerstoßen) vom Leben zum Tod hingerichtet, und sein Leib zum schreckbaren Exempel auf solches geflochten, und aufgestellt werden solle. V. R. w.

Doch wurde diese Urthel aus Fürstlichen Gnaden gemilderet, und der bußvolle arme Sünder den 15ten dieses zu Blomberg anstatt des Rads durch das Schwert vom Leben zum Tod hingericht, und anstatt des ganzen Leib nur dessen Kopf zum schreckenden Beyspiel auf das Rad gesteckt.

4. Der Wahrheitsgehalt der Sage

Morde, besonders so brutale Morde wie der geschilderte, erregten die Gemüter zu jeder Zeit und im 18. Jahrhundert wohl auch nachhaltiger als im reizüberfluteten 20. Jahrhundert. Noch war der Glaube, daß solche himmelschreienden Untaten mit dem Sühnetod nicht abgegolten seien, stark verbreitet. Nach der Überlieferung mußten Mörder zur Strafe ihrer Tat am Tatort geisterweis umgehen, konnten ihre Seelen keine Ruhe finden. Das galt auch für den Unseligen, der seine Tat auf halbem Weg zwischen Hondingen und dem Schächer begangen haben mochte und am Tatort ein Sühnekreuz, das „rote Bild“, hatte errichten müssen und als Rotbildgeist umgehe. Von ihm erzählt der Volksmund, daß er als Wiedergänger¹⁸⁾ Vorbeikommende schrecken müsse, besonders wenn sie zur Nachtzeit unterwegs seien.

Das tief im Wald gelegene Schloß, das viele Bewohner der Baar zweifellos nur vom Hörensagen kannten, war geradezu dafür geschaffen, die Phantasie der Bewohner nicht nur

der Längedörfer anzuregen, es zu einem Sagenschloß werden zu lassen. Kunde von versunkenen Schlössern und ganzen Städten gaben zudem viele Sagen. Es mag dennoch verwundern, daß ein Menschenalter genügte, um aus dem abgebrochenen Schloß ein versunkenes Schloß werden zu lassen. Auch Jäger bevölkern die Sagen und noch häufiger die Märchen in großer Zahl. Es ist darum leicht nachzuvollziehen, daß der grausame Mord aus Habgier schon bald dem Längjäger zugeschrieben wurde. Der Vergeßlichkeit mag zugute gehalten werden, daß im Opfer des unseligen Mörders statt der Posthalterstochter aus Hondingen eine Magd aus dem Längeschloß gesehen wurde.

Die Geschichte des Längeschlosses und der Mord beim Schloß lassen sich durch Fakten lückenlos belegen. Für die Schlacht im Pfaffental und den Aufenthalt Mercys in der Länge fehlen nahezu alle Fakten. Die Schlacht bei Tuttlingen und der kurze Aufenthalt Mercys vermögen die angebliche Schlacht im Pfaffental nicht zu stützen. Ohne Zweifel nutzte Friedrich SCHELLING die dichterische Freiheit und reicherte die dürftige Sage vom Längeschloß und dem verbrecherischen Jäger nicht nur an, sondern deutete sie auch völlig um. Daß es auch keinen Jäger mit dem Namen Schatzhauser gab, sei nur am Rande vermerkt. Immerhin gelang es SCHELLING, die schlichte Sage in ein jeder Sage gut anstehendes Gewand zu kleiden. Seine Fassung verlor dadurch allerdings ihren ursprünglichen Charakter.

Ich hörte als Bub um das Jahr 1935 die Längeschloßsage so erzählen:

Frier ist wiit inne im Längiwald e Schloß gstande. Vier schnuergradi Allee sind us de vier Himmelsrechte zu dem Schloß gange. Vu wiit heär hät mers gsähne, und no wiit i de Alpe hät mers kennt, wenn di zwei goldige Hersch uf de Gibelspitze i de Sunn glitzeret hond. S sei aber allbot wiescht zuegange im Längischloß, wenn gfeschtet woere sei. Im Schloß hei au de Längijäger si Unterkumme gha. De sei en bese Mensch gsi, de sell Längijäger. Weded eme goldige Ring, wo in ere Magd im Schloß ghort hei, hei er die Magd umbrocht. Um säli Ziiit sei s Längischloß bi me große Uwetter mit em Längijäger im Bode versunke. Sitheär meß mer dert upfasse, wenn mer z Nacht vorbeikäm, will de Längijäger goesterwiis umgau meß.

Weil die Sage vom Längeschloß zu den jüngeren Sagen unserer Heimat zählt, ist es nicht allzu schwer, ihrem Wahrheitsgehalt mit Erfolg nachzuspüren. Sie mag auch als Beispiel dafür gelten, wie Sagen phantasievoll ausgeschmückt werden und der Nachwelt so gefaßt erhalten bleiben, wenn es sich bei der ausgeschmückten und angereicherten Fassung um die Niederschrift handelt, während die hergebrachte Fassung, die nur mündlich überliefert wurde, nach und nach in Vergessenheit gerät.

Anmerkungen

- ¹⁾ SCHELLING, Friedrich, Neuenhewen, Geschichten aus dem Hegau, Konstanz 1948, S. 33 ff. - Auch in den Ortschroniken von Fürstenberg (VETTER, August, Die Geschichte der Stadt Fürstenberg, Freiburg 1956, S. 175) und Neudingen (MÜNZER, Martin, Die Geschichte des Dorfes Neudingen, Neudingen 1973, S. 229) wird die Sage erwähnt.
- ²⁾ Mercy war zwar der eigentliche Sieger in der Schlacht von Tuttlingen, formell war aber der kaiserliche Feldmarschall Hatzfeld Oberbefehlshaber der siegreichen Armee.
- ³⁾ GAISSER, Georg, Tagebücher.
- ⁴⁾ GAISSER, Georg, Tagebücher.
- ⁵⁾ SCHAUFLEDER, Hans, Die Schlacht bei Freiburg im Breisgau 1644. 2. Aufl., Freiburg 1980. - HEILMANN, Johann, Die Feldzüge der Bayern 1643, 1644 und 1645 unter den Befehlen des Feldmarschalls Franz Freiherr von Mercy, Leipzig und Meißen 1851.
- ⁶⁾ Es wäre denn, daß sich Versprengte ins Pfaffental verirrt hätten.
- ⁷⁾ Das Taubental ist die westliche Fortsetzung des Pfaffentals.
- ⁸⁾ Auf Geheiß des Fürsten Joseph Wenzel.
- ⁹⁾ Hegau.
- ¹⁰⁾ MÜNCH, Ernst, Geschichte des Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen, 1883.
- ¹¹⁾ FFA., Waldkarten der Gemeinden Fürstenberg und Neudingen aus den Jahren 1771 und 1819. - Vergleiche auch VETTER, August, Fürstenberg, und MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 175 bzw. 229 ff.

- ¹²⁾ WOHLER, Josef L., Das fürstliche Jagdschloß auf der „Länge“, in: Studien zur Kunst des Oberrheins, Konstanz/Freiburg 1958.
- ¹³⁾ Der ehemalige Schloßplatz zählt zur heutigen Gemarkung Hüfingen-Fürstenberg. Die Gemarkungsgrenzen und die Besitz- und Nutzungsrechte waren bis zum 21. September 1797 strittig gewesen. Unstimmigkeiten hatten sich zwischen den Gemeinden Fürstenberg und Neudingen jahrhundertlang hingezogen, denn seit der Bildung der herrschaftlichen Gemarkung Fürstenberg im hohen Mittelalter hatte zwischen den beiden Gemeinden teilweise Mark- und Weidgemeinschaft bestanden, die auch den größten Teil der Waldungen beider Gemeinden in der Länge umfaßt hatte. Die im Schiedspruch vom 21. September 1797 festgelegte Gemarkungsgrenze, die im wesentlichen Bestand hatte, entsprach der Weidgangsgrenze, die mit der Holznutzungsgrenze nicht identisch war. Die Einführung der Stallfütterung des Viehs und neue Forstordnungen führten schon wenige Jahre später zwar zur Aufgabe bzw. zum Verbot der Beweidung der Waldungen, aber die Gemarkungsgrenzen, die weiterhin den früheren Weidenutzungsrechten entsprachen, blieben erhalten. Darum besaß die Gemeinde Neudingen fortan ausgedehnte Waldungen innerhalb der Gemarkung Fürstenberg. Rechtsnachfolger beider Gemeinden sind seit der Gemeindeform während der siebziger Jahre die beiden Großgemeinden Hüfingen und Donaueschingen. In den Längewaldungen besaß auch das Haus Fürstenberg Beholzungsrechte, die während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgelöst wurden. Damals ging auch der „Neudinger Hauwald“, auch „Schloßhau“ genannt, der zur Gemarkung Fürstenberg zählt, in den Besitz des fürstlichen Hauses über. Die Tatsache, daß die Konstanzer Schulbehörde die im Bereich des Längeschlosses wohnenden Schulkinder noch 1836 der Schule Neudingen zuwies, kann nicht als schlüssiges Indiz für die Zugehörigkeit des Längeschlosses zur politischen Gemeinde Neudingen stehen. Mit dem Wegzug der Holzhauerfamilie und der Familie des Längejägers, die nach Fürstenberg übersiedelten, löste sich die Angelegenheit von selbst. Es ist darum müßig, für die Jahre um 1840 Belege für eine vermutete Umgegendung des „Schloßhaus“ zu suchen (Vgl. MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 229 ff.).
- ¹⁴⁾ MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 229 ff.
- ¹⁵⁾ Bis zum Brand im Jahr 1841 waren auch die Bewohner des Städtchens Fürstenberg gezwungen, ihr Brauchwasser unter Einsatz von Eseln aus einer Quelle am Fuße des Berges unterhalb des Schächers zu holen.
- ¹⁶⁾ Der Köhler Adam, der im Längewald lebte, wurde „s Zundelmännli“ genannt.
- ¹⁷⁾ F.F. Hofbibliothek.
- ¹⁸⁾ Ein Wiedergänger ist eine arme Seele, die keine Ruhe findet und als Geist umgehen muß.

Die Flurnamen der Gemarkung Wolterdingen

von Ulf Wielandt

Der Ort und die Gemarkung Wolterdingen, heute nach Donaueschingen eingemeindet, haben, wie die von E. HAUGER sorgfältig zusammengestellte Ortschronik ausweist, eine reiche und wechselvolle Geschichte.

Die Gründung des Ortes erfolgte - das läßt sich an der -ingen Endung ablesen - zur Zeit alemannischer Landnahme ab der 2. Hälfte des 3. nachchristlichen Jahrhunderts. Die Benennung nach dem Besitzer des ersten großen Hofes: *Wulthart* bedeutete also: *Siedlung des Wulthart*. Spätere Ausbausiedlungen auf Wolterdinger Markung sind der Überbecker Hof (von der Urmark Klengen her besiedelt) und Stetten.

Die erste urkundliche Erwähnung datiert vom 2. 5. 772 in einer St. Galler Schenkungs-urkunde (Text in der Ortschronik S. 18f und bei V. HUTH, Das Baumgarten-Rätsel, in: Schriften der Baar Bd. 36 [1986] S. 82f.) Zur Geschichte des Ortes selbst sei auf die umfangreiche „Orts- und Hauschronik Wolterdingen. Geschichte eines Baardorfes“ von Emil HAUGER (1960), im folgenden H abgekürzt, verwiesen.

„Flurnamen sind die Bezeichnungen von Geländeteilen einer Ortsgemarkung; man kann zu ihnen noch die Gewässernamen, die Straßen- und Wegnamen und natürlich auch den Ortsnamen des zu untersuchenden Orts samt den Namen seiner Nachbarorte zählen. Aus ihnen lassen sich Hinweise gewinnen über die ursprüngliche und z.T. noch heutige Beschaffenheit des jeweiligen Flurstücks, über bestimmte Arten der Bodennutzung und schließlich über die Anfänge und Stationen der örtlichen Siedlungsgeschichte“, schreibt Gerhard W. BAUR in seinem Aufsatz zu Flurnamen in „Themen der Landeskunde“ Bd. 5: Mundart und Schule in Baden-Württemberg S. 73 (1990).

Die Flurnamen der Markung Wolterdingen, die hier vorgestellt werden sollen, werden in der Ortschronik von Hauger nach Sachgruppen geordnet S. 224 und 225 aufgeführt. Eine Karte ergänzt diese Aufzählung. Diese Flurnamen alphabetisch zu ordnen, zu vervollständigen und - soweit möglich - zu erklären, war Ziel der vorliegenden Arbeit, die auf dem 1879-1883 erstellten „Atlas der Gemarkung Wolterdingen Amt Donaueschingen“ basiert. Vervollständigt wird dieser Atlas durch den 1881-1885 gefertigten „Atlas der Gemarkung Zindelstein“. Die Flurnamen dieser beiden Karten werden auf der Flurkarte in Großbuchstaben vermerkt. Ergänzt wurden diese Flurnamen der 3 Ösche: Stettenösch, Mittelösch und Ochsenberger Ösch durch die den verschiedenen Urkunden und Urbaren entnommenen Flurnamen, deren Lage und Bedeutung jedoch nicht immer zweifelsfrei geklärt werden konnten. Es sind dies im wesentlichen das Weistum von 1489 (Fürstenberg, Urkundenbuch Bd. VII S. 82f bzw. Alemannia Bd. 2 (1875) S. 179-181), die drei Urbare von 1584, das des Fleckens Wolterdingen, das der Pfarrei und das der Kirchenpflege, alle im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv (FFA), das Pfarrurbar von 1684 (FFA) sowie die Urbarialkarte von 1792, die älteste Bannkarte Wolterdingens mit dem dazugehörigen Renovations-Urbar (FFA).

So werden an dieser Zusammenstellung nicht nur Herrschafts- und Besitzverhältnisse ablesbar, sondern auch Rückschlüsse auf Ausdehnung der Siedlung durch Neugründungen oder durch Rodung, auf Bodennutzung und auf heimatliches Brauchtum. Für die Namensgebung der Fluren war auch nicht unwichtig, daß die Markung Wolterdingen mitten auf der Grenze zwischen Muschelkalkgebiet und Buntsandsteingebiet liegt und daß sie von mehreren Straßen durchkreuzt wird: dem alten Villinger Weg nach Bräunlingen und dem Weg, der von Zindelstein her über die Steige nach Donaueschingen führt. Die Markung wird von der Breg durchquert, die sich innerhalb des Ortes - bedingt durch den Mühlen- und Sägebetrieb - in mehrere Kanäle gabelt. Diese geographischen Gegebenheiten bestimmen auch die Schwei-

se der Wolterdinger Einwohner, wenn sie die Richtung der umliegenden Orte angeben: *ge Brielingë abi*, *ge Bruggë abi*, *ge Herzogëwiler uffî*, *ge Pfaffewiler uffî*, *ge Villingë inni*, *ge Eschingë duri*, *inn Hammer*, *inn Zindelschtōa*, *ge Grëaningë*, *ge Uufë*, *Uufërzofë uffî* (Hubertshofen), *ge Dannë* (Tannheim).⁹⁾

Zum Schluß möchte ich den Behörden Dank sagen, die mir bei der Zusammenstellung behilflich waren, allen voran Herrn Ortsvorsteher A. Durler von Wolterdingen, der Rathausverwaltung Donaueschingen und dem Staatl. Vermessungsamt Villingen. Dank auch den Gewährsleuten Joh. und K. STARK sowie Herrn Dr. Gerh. W. BAUR, der diese Arbeit mit seinem Seminar an der Akademie Donaueschingen angeregt hat.

⁹⁾ Der in unbetonter Stellung vorkommende, zwischen e und a gelegene Murnelvokal wird in der Lautschrift mit dem Zeichen *ë* wiedergegeben.

Die Flurnamen Wolterdingens

Im Aichlin 1584 im Ösch „In Stetten“ genannt.

Almendshofener Holz wird 1684 genannt im Zusammenhang mit einem Lehen der Johanner Komturei in Villingen in Wolterdingen (H S. 44).

Untere Anger (*Untërë Anger*) im SO südlich der Breg am Ortsrand. 1584 Anger, 1584 auf dem Angel, 1793 ist ein „Ängerle“ verzeichnet (Lage ?), desgl. 1792. Ein Anger ist meist ein gegen den Viehtrieb eingezäuntes Wiesenfeld in Ortsnähe.

Anwandt Ackher wird 1584 an der Gemarkungsgrenze zu Bruggen erwähnt.

Im Arm im NW an der Flur „Bintzenstocken“ (Gemarkungsgrenze zu Tannheim). Der Flurname dürfte von der gleichnamigen Flur auf Tannheimer Markung herkommen, die nördlich daran anschließt.

Arßacker wird 1584 erwähnt. H vermutet aus Arschacker, wohl Bodenqualität.

Aspan im NO an der Gemarkungsgrenze zu Grüningen 1489 verzeichnet. 1584: an der Aspen, 1584 wird auch ein Aspergrund (Lage ?) erwähnt. Herleitung vom Baum Espe.

In der Au (*I dr Au*), Obere Au, Auwäldle (*Auwäldle*), alle am Ortsrand im NW entlang der Breg westlich der ehemaligen Glasfabrik. 1793: Auwäldle. 1879: Auberg. Au(e), mhd. ouwe bezeichnet ursprünglich das mit Wasser (ahwa) in Beziehung Stehende, jetzt: wasserreiches Wiesenland.

Aufgente (*Ufgëntë*) im NW, auch „auf der Weite“ genannte Flur. 1792: in den Aufgehenden, 1842: Aufgehenden. Aussprache auch: (*im Ufgäändë*). Dieser Flurname bezeichnet einen hinaufgehenden d.h. ansteigenden Acker. 1584 wird zum Ösch „In Stetten“ gehörig, aber nicht unbedingt dort liegend, eine Flur „in den aufgehenden Ackher“ erwähnt. Zum Ösch „hinder dem Hoff“ des Hofes Überbecken gehört auch der Großackher, aufgehend Ackher, beim Hundsbrunnen, auf des Mayers Roßwaid (H S. 29 Anm. 100).

Bachwiesen (*Bachwīsë*) im SO an der Gemarkungsgrenze zu Bruggen am Zusammenfluß des Bahngrabens (= Uttenbächle) in die Breg.

Bader- oder Egiswäldle im W ist eine kleine Flur am westlichen „Rauhenbühl“ oberhalb (nördlich) des Reichenbächles an der Gemarkungsgrenze. Da hier auf Hubertshofer Markung die „Badmühle“ verzeichnet ist, dürfte das „Baderwäldle“ damit im Zusammenhang stehen.

- Badmühle (*Badmühlē*), Badmühlenbächle (*Badmühlēbächle*), Badmühlenhalde im W am „Rauhenbühl“, auch hier wohl benannt nach der benachbarten „Badmühle“ auf der Markung Hubertshofen.
- Bäumlesäcker im O südöstlich des Hofes Überbecken gelegen. 1792 Bäumelecker. Desgl. 1826 erwähnt. Benannt wohl aufgrund eines markanten Baums.
- Bahngraben (*Bahngrabē*) im SO an der Gemarkungsgrenze. 1792: Banngraben (= Gemarkungsgraben).
- Bauernjauchert (*Būrējēchet*) im NW vom Ort an der L 181 nach Tannheim gelegen. Östlich der Straße: Bauernjauchert, westlich davon: Lange Seel.
Ein Jauchert - ein auf der Baar gebräuchliches Flächenmaß für Ackerland - kann an einem Tag von einem Joch Ochsen gepflügt werden (in Wolterdingen früher etwa 22,5 ar).
Auch: (*Būrēichet*).
- Im Beckhofener Tal (*Beckhofer Daal*) im NO an der Gemarkungsgrenze. Schmales Tal, das sich ab dem „Bildstöcklehau“ zum Hof Beckhofen hin erstreckt.
- Berengewöll, im Weistum 1489 im Westen an der Gemarkungsgrenze zu Bräunlingen oberhalb des Roßtobels genannt bei der Gemarkungsbeschreibung. 1489: Berengewöll und Beren gewell.
- Am Berg (*Am Bārg*) im NW am Ort im Dreieck zwischen der L 181 nach Tannheim und der L 180 nach Hammereisenbach.
- Äußerer und Hinterer Berg im NW, zur ehemaligen Gemarkung Zindelstein gehörig. Oberhalb der Höfe von Vorderzindelstein. Nördl. des Hofguts Zindelstein: Bergäcker.
- Im Bettle, 1830 im O an der Flur „Unter dem krummen Weg“ unterhalb des Hofes Überbecken verzeichnet. 1792: Bettlen (hier?).
Denkbar wäre eine bettförmige Einsenkung, hier in der Verkleinerungsform, vgl. auch nahegelegenes Kiesbett.
1584 genanntes „Böttli“ damit identisch?
- Bild-Föhren, im W oberhalb des „Langenfelds“ gelegen. 1489: St. Blasi-, Fischer-, Rieggers- und Kreuzwirtswäldle. 1584: Fischers Holz, 1792: Rieggerswäldle, 1793: Kreuzwirtswäldle. 1584: vor den Vöhren (= Föhren) dort?
Es dürfte sich hier bei der Benennung um eine Heiligendarstellung oder eine Tafel bzw. Schnitzerei an einer Föhre bzw. an diesem Waldstück handeln.
Zum Namen St. Blasiwäldle, der für 1489 angegeben wird, vgl. die ausführliche Darstellung im Heimatbuch S. 38-40 zum Klosterbesitz des Klosters St. Blasien in Wolterdingen. Dieser Klosterbesitz war immerhin im 14. Jh. auf der Baar so groß (in 44 Gemeinden!), daß er durch ein eigenes Amt auf der Baar (Officium in Bara) verwaltet wurde. An der Spitze dieses Amtes stand der Baarprobst (teils Laien, teils Klosterbrüder) mit Sitz in Bräunlingen, später in Villingen.
- Im Bildstöckle im W auf der Flur „Rimsen“ vor dem „Rauhenbühl“. Bereits 1584 taucht der Flurname „im Bildstock“ auf, muß aber nicht identisch mit „im Bildstöckle“ sein, da es deren mehrere gab, die zudem meist aus Holz nur eine Zeitlang erhalten blieben. Jedenfalls bezieht sich der Flurname auf eine bildliche Darstellung religiöser Art.

Bildstöcklehau im NO fast an der Gemarkungsgrenze, Beckhofen zu. Daß mehrere bildl. Darstellungen religiösen Inhalts auf einer Gemarkung standen, zeigt dieser Flurname.

Unter „Hau“ ist eine Waldabteilung zu verstehen, aus der das ältere Holz herausgehauen wird. Oft Holzschlag in Gemeindewaldungen.

Bintzenstocken im NW an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim oberhalb von Zindelstein. Dieser im Weistum 1489 erwähnte Flurname deutet auf Rodung hin (Stockfelder), könnte hier jedoch aufgrund der Lage an der Gemarkungsgrenze und der benachbarten Grenzbezeichnungen mit „Mark“ „Stock“ auch auf Grenzzeichen deuten, hier im Zusammenhang mit dem Personennamen (Benz/Bernhard).

St. Blasiwäldle wird 1489 statt „Bild-Fohren“ erwähnt. Siehe dort.

Bleiche (*d'Blqakē*) im SO am Ort an der Breg. Aussprache auch: (*d'Blqaki*). 1792: in der Blahen.

Ort, an dem die fertigen Gewebe gebleicht, d.h. der Sonne ausgesetzt werden. Vgl. MAIER, a.a.O. S. 45. Vgl. im Heimatbuch S. 264 das Haus ehem. Hauptstraße 94: s'Blagers für die Berufsbezeichnung des 1885 dort lebenden Bleichers (Weber). Desgl. S. 247: auf dem Anger 39 mit dem Hausnamen: Bloagi. Die Wiesen dort werden jetzt noch „auf der Bloagi“ genannt. Vgl. zu „Blache“ auch E. SCHNEIDER, Metaphor. Flurnamen des Hegaus (a.a.O. S. 234 f).

Bloderwiesen (*Blotërwiisē*) im SO in der Bregschleife. Diese Wiesen - 1584 genannt - dürften aufgrund ihrer Lage sumpfig gewesen sein: Bloder im Sinne von Blasen, auch für trüben, morastigen Grund.

Blumlisanwander im N an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim. 1489: Bluwlisanwander und Bluwlis anwandel.

Die Schmalseite des Ackers, die vom Besitzer beim Wenden des Pflugs benützt wird und auf der die Angrenzer den Pflug wenden dürfen, heißt Anwander, ist also ein querliegender Grenzstreifen. Hier wohl mit dem Personennamen.

Böhringers Wald im SO an der Gemarkungsgrenze zu Donaueschingen unterhalb der Straße. 1874 wird der später abgegangene Geschlechternamen Böhringer noch genannt (H S. 219).

Im Bogen, am Ortsrand im NW bei der ehem. Glasschleiferei im Bregbogen gelegen. 1584: der Bogen (hier?), 1843: im Bogen.

Bohnenacker wird 1584 erwähnt. Lage?

Bregfeld (*Bräägfeld*), im SO im Bregknie gelegene Flur. 1321: Breginfeld. 1793: Hagenwiesen.

Zu Breg: 1489: gegen die Breg, 1584: die alt Pregon, an der Prege, 1793: obere, untere Breg, Bregwiese.

Der Flußname Breg ist keltischen Ursprungs (= helles, klares Wasser) (H. MAIER S. 47).

Breite (*Broatēli*). In den Urbaren von 1584 und 1684 sind mehrere Breiten verzeichnet. Auf Wolterdinger Markung handelt es sich um 3 Breiten, die im Zusammenhang mit dem Ort selbst, dem Hof Überbecken und dem abgegangenen „Stetten“

zu sehen sind.

Unter „Breite“ sind ausgedehnte Felder zu verstehen, die meist zu einem Herrschaftsgut gehören. Sie liegen meist in Ortsnähe und unterliegen einer rechtlichen Sonderstellung. Sie gehören zu den ältesten landwirtschaftlich genutzten Teilen einer Gemarkung.

In Wolterdingen sind zu unterscheiden:

- a) „auf der Breite“ am nordöstl. Ortsrand, 1793 als „Rieggers Breite“ verzeichnet. Sie liegt nördlich des Unterdorfs. 1792: „die Breite hinter dem Dorf“, auch „Johann Rieggers Breite“ genannt.
- b) „Breite im Mittelösch“ (Breitesch, breite Mittelösch) im O liegt südöstlich des Hofes Überbecken. Auch diese Breite wird vereinzelt „Rieggers Breite“ genannt, häufiger jedoch „Ochsenberger Breite“, weil im Ösch Ochsenberg liegend.

Diese Breite ist dem Hof Überbecken zuzuordnen, ebenso wie die zu einer abgegangenen Siedlung „Stetten“ gehörige

- c) „Breite im Unterösch“ im SO. Sie liegt östlich der Flur „Bürgeln“ zwischen der Breg und der L 180 nach Donaueschingen, auch „in der Breite im Stettenösch“ genannt. 1584 wird sie im Pfarrurbar erwähnt: die Praitin.

Im Brühl (*Briel*) im NO in der Nähe der Breite hinter dem Dorf. 1493 Brugelmat (bruel = Wasserwiesen). 1584: im Priel.

Der Brühl ist ein meist gutes Wiesenland von oft bedeutender Ausdehnung, meist in der Niederung gelegen mit rechtlicher Sonderstellung wie die Breite. Beide gehörten sie zum Urmeier oder Dinghof, auf dem der Ortsadel saß.

Brunnen: an Brunnen werden in den Urkunden auf Wolterdinger Markung neben den alphabetisch eingeordneten noch folgende Brunnen oft unbekannter Lage genannt:

1489: weißer Brunnen

1584: steinernes Brunnlein

1684: Hundsbrunnen (= minderwertig) beim aufgehend Ackher?

1792: Stierbrunnen

Joggelis Brunnen

Herrenbrünnele.

Bünd (1830) im Ort südlich des Kirchbühls.

Eine Bünd ist eine „eingebundene“ d. h. gegen das Weidevieh geschützte Fläche, die meist intensiv bewirtschaftet wird, oft mit Hanf- und Flachsanzbau, so wie auch hier.

Auch die Bünd besaß Sonderrechte. Diese Flurbezeichnung läßt sich auch schon in den Urbaren von 1584 und 1684 nachweisen. Im Ortsplan von 1793 ist sie nicht verzeichnet.

Bürgeln (*Am Wolfsbach*), im SO an der Bregschleife gelegene Flur.

H vermutet (S. 22) dort einen alten Herrenhof, vielleicht eine Wasserburg? Spuren lassen sich jedenfalls nicht finden.

1584: vff Burgla, vff Bürglin, 1684: auf Bürglen.

Bummerige Mark, im NW nördlich Zindelstein an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim. Siehe Mark.

Auf der Burg (*uf dr Burg* und: *dr Burgwald*), im S gelegener Sandsteinhügel von mäßiger Höhe mit gutem Blick bregauf- und -abwärts. Nur der Flurname erinnert noch an eine Burg, die in Akten und Urkunden nicht erwähnt wird (vgl. H S. 22).

1584 wird mehrmals der Burggraben genannt: 1584: in dem Burggraben und „in der Roßwaid... zwischen dem Burggraben und den Anwandt Äckhern“.

Dattenwies wird 1684 genannt. Lage?

Dirrenbühel (1489) im N an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim, auch „hintere Weite“. Hanglage dem Oberen Weiher zugeneigt. Bühl ist ein mittelgroßer Hügel. 1489: Dirren bühell.

Distelwiese, 1792: Tistelwies. Siehe Wiesen.

ob Dornen (1584), ob dem Dörnlin (= Dornenhecke). Lage?

Ebene (*Ebenë*) zwischen Letten und Brühl im NO etwa bei „untere Wesen“. 1489 wird eine „Ebni“ genannt. Lage?

Lange Egarten (1584). Unter Egarten versteht man Brachland, Weideland.

Ehrlwäldle im W an der Breg gegenüber dem „Auwäldle“. Evtl. Erlenwäldle?

Eichbuck (*Aichbuckhittëli / Oëchelibuck* auch: *Oëchelebuck*) im O an der Gemarkungsgrenze zu Grüningen, auch Eichelebühel, 1843 Eichelebuck. 1669 wird ein Eichelegarten genannt. Lage? Desgleichen eine Flur „im Aichlin“ (= Eichlein) 1584 im Pfarrurbar in dem Ösch „in Stetten“.

Elsenspitz (*dr Elsispitz*) am Ortsrand im NW bei der ehem. Glasschleiferei in der Bregschleife (1810 genannt). Im Ortsplan 1793: „das Elsi“, wohl vom Elsbeerbaum, der Wildkirsche, her und der Flurform (Spitz).

In der Enge (*d' Engi / Engerling*), im SO an der Gemarkungsgrenze zu Bruggen gelegene Flur in einer Bregschleife. Auch: (*Ängi / Ängerling*). 1489: Kunispeterswies. 1489: Engelin hierzu?

Entenacker, (1843). Lage? H vermutet S. 225 evtl. Zusammenhang mit Ennetacker = jenseitiger Acker.

Erbsenäcker, im O südöstlich des Hofes Überbecken gelegen und wohl zu diesem gehörig.

Erlenäcker, im O südlich der og. „Erbsenäcker“ gelegen. Wohl an einer Erle gelegen.

Erlewäldle im W an der Breg an der Einmündung des vorderen Bächles in die Breg, ehem. Gemarkung Zindelstein. Kleinerer Erlenbestand.

Neue Esch (*s'neu Esch [hinder Hof]*) im NO an der Gemarkungsgrenze zu Grüningen. Esch hier im Zusammenhang mit neuen Rodungen vom Überbecker Hof aus, also etwa im Sinne von „neues Saatfeld“. 1792: im neuen Öschle (hier?).

An der Eschinger Allmend / Eschinger Fußweg im Ösch „in Stetten“. Flur bzw. Steig am Weg nach Donaueschingen.

Zahme Felder, im NW zur ehem. Markung Zindelstein gehörige Felder. Unter „Zahmen Feldern“ verstand man bebaute Felder im Gegensatz zu den „Wilden Feldern“.

Finstere Wand (*Fischtrë Wand*) im W am Hallenberg gegenüber der Flur „in der Au“. Siehe Wand.

Fischers Holz. Siehe Bild-Föhren.

Fischäcker werden 1792 genannt. Lage?

Frohnholz im O an der Gemarkungsgrenze zu Donaueschingen. Der nordwestl. Teil davon: Pföhremer Wald. Waldstück oberhalb der L 180 nach Donaueschingen.

Herleitung von frô = Herr bzw. frôn. Hiermit werden Leistungen bezeichnet von einzelnen Lehensträgern an geistl. oder weltl. Herren, auch an die Gemeinde.

Das „Frohnholz“ war eine Waldung der Herrschaft von Wolterdingen und betrug 62 Jauchert 4 Vierling 42 Ruthen (vgl. H S. 108). Es wird erstmals im Weistum 1489 erwähnt.

Im Galgen (*Im Galgë*), im SO zwischen „Bloderwiesen“ und „Landwatten“ 1792 genannter Flurname.

H führt S. 107 dazu aus, daß in früherer Zeit (d. h. in jedem Fall vor der Gerichtsordnung von 1754, wonach das Dorfgericht nur Strafen bis 36 Kreuzer verhängen durfte) Wolterdingen einen Galgen hatte, woran der Flurname erinnere. Jedoch stand die hohe Gerichtsbarkeit schon immer der Herrschaft zu.

Nun kann der Flurname „Galgen“ verschiedenen Ursprungs sein (vgl. KEINATH S. 125, 137, 141 und 154): es kann sich um einen Galgen oder Galgenstock mit Christusbild als Bildstock handeln oder um einen Galgenbrunnen oder einen Wolfsgalgen für eine Wolfsgrube oder Wolfsgarten zum Fangen der Wölfe oder schließlich um den Galgen als Gerät für den Strafvollzug. I. a. wurden jedoch die Galgen meist auf Höhen, oft an der Markungsgrenze zwecks abschreckender Wirkung aufgestellt.

Im Gatter (*Im Gatter*), im SO in der Flur „untere Anger“ genannt, südlich der Breg. 1827 erwähnt.

Öffnungen zum Durchschreiten der Einfriedung heißen Gatter. Diese Gittertüren aus Latten oder Flechtwerk am Feld- oder Dorfzaun öffnen sich in Drehangeln und fallen von selbst wieder zu, so daß das Weidevieh nicht in die Anbauflur eindringen kann.

Dieser Flurname findet sich auch auf Villingen Markung (MAIER S. 56): Gatteräcker.

Gefäll, 1489 genannter Flurname. Lage ?

Gerstenfeld, zwischen Breg und „Lenzenhalde“ im äußersten NW auf ehem. Markung Zindelstein.

Das kurze Gewann wird 1843 für eine kurze Flur genannt, desgl. 1843 der Flurname: das kurze Bauernteil. Lage?

Giblen ist ein 1584 verzeichneter Flurname. Lage?

Göhren (*dr Gääre*) im SW an der Gemarkungsgrenze zu Hubertshofen.

Nach einem Rescript vom 10. Feb. 1804 kaufte die Herrschaft von der Stadt Donaueschingen die Waldung Göhren mit einer Fläche von 152 Jauchert 4 Vierling 53½, Ruthen (H S. 108).

Herleitung evtl. von Ger = Wurfspieß, d. h. keilförmiges, dreieckiges Flurstück, was hier der Form nach zuträfe.

1489 wird „sant Johans Geren“ d. h. St. Johans zu Villingen Göhren er-

wähnt. 1684: Geeren.

Vgl. Auch: E. SCHNEIDER, Metaphor. Flurnamen des Hegaus, in: Bad. Heimat 53. Jg. H. 2, 1973 (Juni), S. 236 f.

Göhrenbächle = Uttenbächle, fließt an der Gemarkungsgrenze zu Bruggen südlich der Flur „Göhren“ entlang.

Gorges (*Gögës*) im N zwischen „Hard“ und „hintere Schand“. 1792: Gourges.
H vermutet (S. 224) gurgelndes Wasser.

Schwarzer Graben im SO bei der Flur „Landwatten“.

Der „schwarze Graben“, ein Entwässerungsgraben, durchquert die „Bachwiesen“. 1684: Schwarzer Graben.

Oberer und unterer Großhau im N an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim.

Im Zusammenhang mit der Lage und Größe zu sehendes Waldstück.

Gruebacker wird 1584 im Ösch „in Stetten“ genannt.

Grüninger Höhe (*Gräningër Hëh*) im W an der Gemarkungsgrenze. Siehe Höhe.

Oben Grundt wird 1584 genannt. Lage?

Gunstwiesen im N an den „Kohläckern“. 1858 erwähnter Flurname.

Häring (*dr Häring / dr Hëring*) im SO an der Gemarkungsgrenze östlich der Breg. 1584: der Herring (Pfarrurbar) im Ösch „in Stetten“ genannt.
Langegezogenes und schmales Flurstück.

Hagenwiesen werden 1792 im SO im „Bregfeld“ genannt.

Benennung von ahd. hago = Stier, also Stierweide.

Halden (1489) und 1584: Rauhen Halden.

Hallenberg (*Hallëbärg*), im W südlich der Breg langgestreckter Abhang eines größeren Bergmassivs, teils Walldistrikt, teils Waldwiese.
1489: Hallenberg.

Im Hanfgarten 1584. Siehe auch die Bünd (= Flachs- und Hanfgärten).

Hard (*Härt*), unter dem Hard (*Unterm härt*, auch *Oberhärt*), beim Hardtbrunnen (*Hartbrunnë*), Hardtwald (*Hartwald*).

Während „Hard“, „Hardtbrunnen“ und die Flur „unter dem Hard“ am nördlichen Ortsrand liegen, zieht sich der „Hardtwald“ nördlich der Breg bis in das Gebiet der ehem. Markung Zindelstein.

Hard bedeutet Wald, Weidewald.

Hard wird 1488 im Schiedsspruch des Grafen Heinr. v. Fürstenberg erwähnt: das Hinder Hardt. 1792: Hardtwald. 1792: Hardtösch (Rodung) und Hart-hau (Rodung).

Hasenäcker (1830), im NO nördlich der Hofäcker und vor der Flur „Hofwäldle“ gelegene, zum Hof Überbecken gehörige Äcker. 1792: Hasenacker. Lage hier?

Haslacherbach wird im Weistum 1489 an der Gemarkungsgrenze im NW an der Breg erwähnt: Haßloher bah.

Hausmatten, zwischen Hinter-Zindelstein und der Breg gelegen.

Herdfurt (*Herdfort*) im N unterhalb des „oberen Weihers“.

Furt fürs Weidevieh (= Herde) über den „Weiher-“ oder „Wolfsbach“ am „Herdweg“, d. h. dem Weg, den die Herde auf die Weide getrieben wurde (deshalb auch Herd- oder Triebweg).

1792: Herdfurth.

Herdgasse heißt es 1584: Herd- oder alte Gaß als Viehtriebweg.

Herterwiesen werden 1584 genannt (von Herter = Hirte). Lage?

Himmelreich (*Himmëlrich*) im S an der Gemarkungsgrenze zu Bruggen am „Bahngraben“.
1584: im Himmelreich.

Im allgemeinen liegen Fluren dieses Namens auf Höhen. Hier ist dies nicht der Fall. Evtl. ist dieser Flurname aber im Zusammenhang mit der nahegelegenen Flur „Hölle“ zu sehen (1848: in der Höll) in den „Bloderwiesen“ neben den „Kaplaneiwiesen“. Vgl. E. SCHNEIDER, a. a. O. S. 237.

Grüninger Höhe (*Gräningër Hëh*) im W an der Gemarkungsgrenze zu Grüningen am „Eichbuck“ (779 m).

Auf der Höhe (*uff dr Schtõag*) im SO an der Gemarkungsgrenze zu Donaueschingen. Höhe an der „Brugger Halde“.

In der Höll (1848) im SO in den „Bloderwiesen“.

Benennung evtl. nach der Bodenform. Möglicherweise auch ein Zusammenhang mit den nahegelegenen Fluren „Himmelreich“ oder „Kaplaneiwiesen“?

Hinter den Hof (*Hinderm Hof*), Hofäcker (*Hofäkr*), Hofhalde, Hofschachen, Hofwäldle.

Alle diese Flurnamen stehen im Zusammenhang mit dem dort liegenden Überbecker Hof, einem inzwischen abgegangenen ehem. Hofgut. Vgl. zur Geschichte dieses Hofes ausführlich H S. 28 - 32. Der Überbecker Hof ist eine Ausbausiedlung von Beckhofen auf Wolterdinger Markung (Beckhofen ist von Klengen aus gegründet worden). Während Beckhofen bereits 793 erwähnt wird, erfolgt die 1. urkundliche Nennung des Überbecker Hofes 1306. Überbecker Hof heißt: das westliche, das über dem Berg liegende Beckhofen (= Hof des Petting). Oft wird der Überbecker Hof auch Bellinger oder Wellinger Hof genannt (1449).

Zum Bestand des Hofguts vgl. H S. 30 und 31.

Zu Beginn des 20. Jh. wurde der Hof aufgegeben, jedoch zeugen die Flurnamen von der Bedeutung dieses Hofes (vgl. z. B. auch die Flurnamen „Brühl“ und „Breite“).

An der Holderstauden (1584). Lage? (Holder = Holunder).

Holzbruckwiesen, im N unterhalb des oberen Weihers westlich am Weiherbach gelegen. Nördlich dazu liegt die „Herdfurt“. Vermutlich führte hier ein Holzsteg über den Weiher- oder Wolfsbach.

1320: Holzbruck.

Karlins Holtzlin ist ein 1489 im NW an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim verzeichneter Flurname für ein Waldgebiet (mit Besitzernamen).

Holzries ist ein 1793 verzeichnetes, im SW vor „Göhren“ gelegenes Wiesenstück, das am Wald lag.

1792 ist auch ein „Holzacker“ verzeichnet.

Hubrain im S an der Gemarkungsgrenze zu Bruggen beidseits der L 181 nach Bruggen. 1489

wird der „Hubrain“ als Markungsgrenze im Weistum erwähnt.

Eine Hube ist ein kleiner Bauernhof mit Bauerngut, dessen Ertrag eine Familie ernähren kann.

Hühnergraben hieß 1792 der einstige Floßgraben (vgl. H S. 143). Um Schäden an den Wehren bzw. Mühlen zu verhindern, legte man für die Flößerei des für die Donaueschinger Brauerei bzw. die Wolterdinger Glasfabrik benötigten Brennholzes einen Kanal an, den Hühnergraben, der die Mühlen umging. Der Hühnergraben auf dem Iltismarkt ist ein Stück davon.

Hühnerloch (*Hērloch*), im O oberhalb der L 180 nach Donaueschingen liegende kleine Vertiefung im „Pfohremer Wald“.
Aussprache auch: (*Häarloch*).

Beim Hundsbrunnen im Ösch „hinder dem Hoff“, zum Hof Überbecken gehörig. 1684 genannter Brunnen.

Iltiswinkel (*d'Ins(e)l*) im Ort. Durch den Bau von Kanälen ergab sich hier eine Insel, deren östlicher Teil der „Iltiswinkel“, der nordwestliche Teil „Kälberweid“ genannt wurde. 1584: Im Iltis. 1792: Iltiswinkel.
Insel heißt auch eine Flur südlich der Breg auf der Höhe des Hofguts Zindelstein.

Jägerwiesen werden 1584 genannt. Lage?

In den 7 Jaucheten im SO zwischen der Breg und der L 180 nach Donaueschingen, auch „Breite im Unterösch“ (siehe dort) genannt.
Hier gibt der Flurname eine bestimmte Fläche an: ein Jauchert hatte in Wolterdingen 22,5 ar. Unter einem Jauchert ist die Fläche zu verstehen, die von einem Joch Ochsen an einem Tag gepflügt werden kann. Vgl. dazu die bei H S. 226 angegebenen Maße.
1792: die 7 Jauchert.

Judenwald oder Streitwald ist ein 1742 im SW an der Gemarkungsgrenze zu Hubertshofen gelegenes kleines Waldstück am „Hallenberg“, südlich des Reichenbachs. Denkbar wäre, daß ein Streitfall Anlaß zur Benennung gab, evtl. auch, daß einer der Kontrahenten so hieß. Unter den abgegangenen Wolterdinger Geschlechternamen befindet sich auch der Familienname Jud.

Kälberwaid (*Kalwērwoad*) auf der Breginsel im Ort, nordwestlicher Teil. 1548: Kälberweid.

Käppeleäcker (Alt *Schtōag*) im O an der L 180 nach Donaueschingen. Lage an der Straßengabelung vor dem Anstieg zum „Eichbuck“ bzw. „Frohnholz“.
Dort stand ehemals eine Kapelle, die in alten Karten verzeichnet ist. Vgl. H S. 210. Der Acker gehörte dem Kreuzwirt Straub. 1852 erstellte der Kreuzwirt Theodor Straub nach dem Abgang der Kapelle dort ein Feldkreuz.

Kalkofen im NO. Auch die Villingener Markung hatte diesen Flurnamen (MAIER S. 73). 1320 Kalchofen (= Kalkbrennerei) im Salemer Güterrodel von 1320 (Abschrift 1465). Vgl. H S. 28 und 46 f. 1793 unterhalb des Hofwäldles verzeichnet.

Kapf, im W am „Hallenberg“ gelegene Erhebung (842 m) gegenüber Zindelstein.
Herleitung von kapfen = Ausschau halten.
1584: auf dem hohen Kapf.

Kaplaneiwiesen, im SO in den „Bloderwiesen“ gelegene Flur. 1794: Kaplaneiwiesen.

Ein Kaplan ist ein Weltgeistlicher, also Pfarrer. Kaplaneiwiesen sind also Wiesen im Kirchenbesitz.

Vgl. dazu H S. 188 zum Urbar der Pfarrei Wolterdingen: 1584 gehörten insgesamt 37 Jauchert Wiesen und 47 Jauchert Ackerfeld zum Widumgut d. h. zur Ausstattung der Pfarrpfründe.

Karlins Holtzlin (1489), an der nordwestlichen Gemarkungsgrenze zu Tannheim gelegenes Waldstück mit Besitzernamen.

Kesslerbächle (= Röhrenbächle) (*Keßlerbächle*) im SW. Es fließt von Hubertshofen kommend südlich der „Burg“ am „Kesslergarten“ entlang in den „Landgraben“ und von dort in die Breg.

Namengebung vom Beruf des Kesslers her, der dort wohnte (Kesslerhütte). Vgl. H S. 251 über die „Kesslerhütte“.

Der Platz hatte immer die Benennung „Kesslergarten“. 1846 verkauft die Gemeinde an Th. Ackermann, Bürger hier (Kesselflicker), 480 Quadratfuß Allmend hier bei der Burg zu Bauplatz. 1853 verkauft Jakob Hoffmann, Schuster, an die Gemeinde die sogenannte Keßlerhütte für 93 Gulden 20 Kreuzer.

Kimichwiesen (Kümmelwiesen oder Besitzernamen). Lage?

Auf dem Kirchbühl (Ort), unterm Kirchbühl (*Kirchbühl*). 1584 und 1793 genannt. 1669: der vordere Kirchweg.

Während der „Kirchbühl“ oberhalb der Hauptstraße im Außendorf liegt, befindet sich der „untere Kirchbühl“ östlich dazu vor der „vorderen Schand“.

Kohläcker (*Kōlakr / Kōläkr*) im N jenseits des „Weiherbachs“ zwischen „Lettenäcker“ und „im Morgen“. 1669 werden in einer Kaufurkunde die „Kohlwiesen“ erwähnt. Lage hier?

Der Name dieser Fluren dürfte mit dem Beruf des Köhlers zusammenhängen, wohl mit der Bepflanzung Kohl = Kraut z.T. vermischt: „in den Kohläckern“. Auch auf der ehem. Markung Zindelstein findet sich dieser Flurname südlich der Breg am Tierstein: Kohläcker. Vgl. H S. 147 zur Kohlenbrennerei (auch „Schwarzbuben“).

Kohlplatz im NW in der ehem. Zindelsteiner Markung, auch „Spohnplatz“ genannt.

Platz, an dem früher der Köhler tätig war.

Ein „Kohlplatz“ ist 1879 auch an der Breg beim „Roßobel“ verzeichnet.

Kopfacker wird 1792 genannt. Lage?

Kreuzäcker (*Krīzäkr*) im SO unterhalb der L 180 nach Donaueschingen im Stettensch. 1792 und 1793 erwähnt.

Dort steht auch heute noch bei der Wegegabelung ein Kreuz.

Spanisches Kreuz (*s'spannisch Krīz*), beim spanischen Kreuz im NW am Ochsenberg.

Welche Bewandnis es mit diesem Kreuz auf sich hat, ist nicht bekannt. Vgl. H S. 191 f. Es ist eines der auf der Baar seltenen Doppelkreuze, d. h. Kreuze mit zwei Querbalken. 1792 im Renovationsurbar genannt. Vermutlich soll das Kreuz an ein Ereignis aus den Wirren des spanischen Erbfolgekrieges (1701-1714) erinnern.

Kreuzschachen, im NW bei Zindelstein am Weg „Totenbrette“ (siehe dort) gelegen.

Unter „Schachen“ ist ein kleines Waldstück zu verstehen. Die Flur liegt am

Weg der Zindelsteiner Kirchenbesucher zum Kloster Tannheim, wobei das Aufstellen der Totenbretter der Verstorbenen entlang dieses Wegs eine Rolle gespielt haben mag.

Kreuzwirthswäldle (zweimal) im W bei „Bild-Fohren“ und am „Rauhenbühl“.

Vgl. zum Gasthaus zum goldenen Kreuz H S. 252. Der Fronhof des Klosters St. Blasien (Gasthaus zum Kreuz) ging von St. Blasien im 18. Jh. an das Kloster St. Georgen über. Dieses übergab das Gut dem Vogt Josef Straub zu eigen. Zu seinem Anwesen gehörte ein Waldstück am „Badmühlebächle“ (von 20,74 ha), deshalb die Benennung „St. Blasi-, Vogts- oder Kreuzwirts Wäldle.“

Im Krießbom 1584 (= Kirschbaum). Lage?

Küssbett (*Kisbet / Küsset*) im O am Hang unterhalb des „Eichbucks“ am „Frohnholz“. 1584 GÜßbottlin (= Kiesbettlein?), 1793 Küssbett (= Kiesbett?).

Es handelt sich hier um eine bettförmige, kieshaltige Geländevertiefung bzw. -einsenkung.

Kugelries (1804) im S an der Gemarkungsgrenze zu Bruggen östlich der L 181 nach Bruggen.

Kunispeterswies (1489) im SO an der Breg „in der Enge“ und 1842: Kuniswiesle im N direkt unterhalb des Damms vom „oberen Weiher“.

Besitzernamen.

Finstere Lachen (1836) im NW an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim westlich der L 181 nach Tannheim.

Lâche = Grenzzeichen. Der Flurname ist 1836 erwähnt, dürfte aber wesentlich älter sein.

1488 wird eine „tiefe Lache gen. Brunnlins moß“ im Zusammenhang mit dem Schiedsspruch des Grafen Heinrich von Fürstenberg erwähnt.

Längelfeld (*im Längëfäld*) im S am Ort südlich der Breg. Langgestreckte bebaute Flur vor den „Bild-Fohren“. 1584: Lengenfeld.

Laingruben, an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim oberhalb von Zindelstein deutet dieser 1489 erstmals genannte Flurname auf Lehmgruben.

Landgraben (1584). Lage?

Landgut (1838), im NO fast an der Gemarkungsgrenze zu Grüningen vor der „Grüninger Höhe“ gelegen.

Aussprache: *Lan(d)guot / Langguet*.

Landwatten (*Landwattë*) im SO. 1489: Landwatten (zu ahd. vadum = Durchgang durch sumpfiges Gelände), also eine Art Furt. 1489 als Markungsgrenze zu Bruggen erwähnt.

Im Langacker, im SO an der Gemarkungsgrenze zu Donaueschingen. Aufgrund der Hanglage langgestreckte schmale Ackerflur unterhalb der L 180 nach Donaueschingen. 1584: Langacker. 1584 ist auch eine „Langwies“ verzeichnet. Lage?

Langenrain im NO an der Gemarkungsgrenze zu Grüningen. 1489 wird „vor der Gräninger staig“ erwähnt.

Lange Seel (*d'langë Säel*) im NW zweimal. Jeweils langgestreckte Wege. Siehe Seel.

Langwies, im NW bei Zindelstein oberhalb der Breg langgestrecktes Wiesenstück.

Lenzenhalde, im äußersten NW hinter Zindelstein an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim am Hang zum „Hochschirm“ (869 m) liegt die „Lenzenhalde“.

Benennung wohl vom Personennamen.

1793 wird eine Flur „das Lentzenwiesle“ genannt. 1320 wird im Salemer Güterrodel „eine mannmad ob der Holtzbrug stößt an Lentzen Lutenschachtern“ erwähnt. Diese Flur ist jedoch nicht mit der „Lenzenhalde“ identisch. Vgl. auch bei H S. 51 die Edlen von Lanzenhofen im 14. Jh.

Letten (*Lettë*) und

Lettenäcker (*Lettëäkr*) im N, (auch Aussprache: *Lettë am Oosëbürg*).

Schwerer, schlechter, wasserundurchlässiger Lehmboden heißt Letten.

1584: „in Letten“.

Lilachen im SO fast an der Gemarkungsgrenze zu Bruggen in der Flur „Häring“.

Auch hier dürfte aufgrund der Lage das Wort „lâche“ = Grenzzeichen im Flurnamen stecken.

Vermutlich ist diese Flur identisch mit einer 1584 im Stettenösch erwähnten Flur „im Leinlach“ oder „das Leinlachen“ also evtl. von der Größe her. Im Stettenösch wird 1584 auch der Flurname „Zylacker“ genannt.

Vgl. E. SCHNEIDER, a. a. O. S. 240.

Bei der Linden (1584). Lage?

Löschwies, im NW zur ehem. Markung Zindelstein gehörige Wiese nördlich der Breg auf der Höhe der Gehöfte von Vorderzindelstein.

Lucken (1489). Lage?

Lumpenäcker (1824) unterhalb der „Kreuzäcker“ bzw. Teil derselben östlich der Breg. 1684: Lumpenacker (hier?).

Die Bodenqualität oder die Form dürften den Ausschlag für die Benennung gegeben haben.

Am Lußen (1584). H vermutet S. 225 von mhd. luz = durch das Los zugefallener Landteil.

Lange Mammet im NO im Brühl, auch „Öhmdwiesen“.

Mammet ist aus Mann(s)mahd zusammengesetzt und bezeichnet die Fläche, die an einem Morgen von einem Mann gemäht werden kann. Im allgemeinen wird das Flächenmaß Mammet bei Wiesenflächen verwendet.

Bummerige Mark im NW nördl. Zindelstein an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim.

Hohe Mark ebenfalls im NW nördl. Zindelstein an der Gemarkungsgrenze. „Hohe Mark“ auch in Villingen (MAIER S. 68).

1792: Hohe Mark.

Weißer Mark ebenfalls an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim im NW.

Alle drei Fluren liegen an der Gemarkungsgrenze auf der Höhe Zindelsteins, das früher eine eigene Markung bildete und seit 1924 zur Markung Wolterdingen gehört (vgl. H S. 165), nachdem es bis ins 16. Jh. mit der Gemeinde Wolterdingen vereinigt war (vgl. auch H S. 32-38).

Mit dem Flurnamen „Mark“ sind die Grenzzeichen angesprochen (marc = Grenze).

Mauserwiesle wird 1834 am „Oberen Weiher“ genannt, bereits 1792 erwähnt.

Mergelgruben werden 1584, ein Mergelacker 1792 erwähnt. 1879 ist am südöstl. Ende des Oberen Weihers eine Mergelgrube verzeichnet.

Mörderbächle im äußersten NW an der Gemarkungsgrenze. 1793: Mörderbächle.

Möslegraben, im N in der Flur „Schammösl“ gelegen. 1832: Möslegraben, 1780: Mösle.

Im Morgen (*imorgē*) im N östlich des „Oberen Weihers“.

Ein Morgen ist i. a. ein Flächenmaß (seltener in der Bedeutung von Osten). Wie die Mammet/Mannsmahd ist ein Morgen die Fläche, die ein Schnitter an einem Morgen mähen kann. (Der Morgen wird häufiger bei Ackerflächen verwendet).

1584: im Morgen.

Mühlen vgl. H S. 122-129: Getreidemühlen, S. 129-135: Sägemühlen.

(*d'hindēr Milē, d'Bimylē*).

Mühleköppele wird 1792 genannt.

Müllbach im NW an der Gemarkungsgrenze südlich der Breg in der Flur „Tierstein“. Ein Bach, der zum „Roßobel“ fließt.

1489: Milbah und Mühlbah.

Münchacker (= Mönchacker) wird 1584 genannt. Lage?

Ochsenberg (*Oosēbārg*) im NO an der Gemarkungsgrenze. Erhebung (800 m). 1320: Ösch Ochsenberg.

Öhmdwiesen (*Öhmdwīsē*) im NO im „Brühl“.

Die Öhmdwiesen liefern i. a. einen guten ersten und zweiten Schnitt. Mit Öhmd wird der 2. Grasschnitt bezeichnet (mhd.: âmat = Nachmahd).

Der Weidebezirk Wolterdingens und des Hofes Überbecken umschloß u. a. auch die „Ruben-“ oder „Öhmdwiese“ des Hofes.

Örenwäldle im W am Hallenberg an der Gemarkungsgrenze zu Hubertshofen. 1489: Örenwäldle.

Namenerklärung schwierig. Ern = Hausflur im Erdgeschoß, das gilt aber i. a. nur für tiefgelegene Fluren. Hier handelt es sich um einen Bergrücken. Oder besteht ein Zusammenhang mit den 1792 genannten „Öhrlewäldle“ aus Erlenwäldle (wie H S. 225 vorschlägt)?

Pfarrwald (*Pfarrwald*), Ob dem Pfarrwald (*Pfarrwald*) im NW. 1792: Pfarrerswäldle (18 Jau-chert), auch „Kirchwäldle“ genannt (H S. 193).

1584 wird ein „Pfaffenhölzle“ erwähnt (vgl. H S. 193 f zu Besoldung und Einkommen des Pfarrers), auch „Pfaffenhölzlin“. Aussprache heute: *Pfaffē-hēlzlē*.

Desgleichen wird noch als Pfarrbesitz erwähnt: „ob der Widumb halden“ (1584), „Pfarrwidumb Wiesen“, „Pfaffenrieth“ (1584), „Pfarrbündt“ (1584), „Kirchenwald“ (1792).

Pflugrysin = Pflugumkehr, 1489 als Markungsgrenze im SO im Weistum erwähnt. Dort stoßen Wolterdinger, Donaueschinger und Brugger Markung zusammen.

Pfohremer Wald, im O gelegenes kleines Waldgebiet am „Frohnholz“. Ob damit nur die Richtung zu Pfohren oder Besitzverhältnisse benannt werden sollten, ist unklar.

Die Pleme wird 1584 genannt. Lage?

Am roten Rain (*am rotë Rōa*) im N am Ort zwischen dem „Kirchbühl“ und der „Vorderen Schand“. 1792 genanntes schmales Flurstück (Rain) mit roter (vom Buntsandstein) Erde.

Vgl. auch H S. 144 f das Kapitel Ziegeleien. Sowohl auf der Flur „Vordere Schand“ als auch „Lettengrube“ wurde aus Gruben der Lehm für die Ziegel abgebaut. Auch in der Flur „Hintere Schand“ bestand kurz (1901) eine Ziegelei.

Rauhenbühl, im W zwischen dem „Keßlerbächle“ und dem „Reichenbächle“ gelegener Berg Rücken, hinter dem sich dann der „Hallenberg“ erstreckt. 1879 beidseits des Reichenbächles. 1489: Rauhen Bühl. Hierher auch „Ruwen Halden“ (1584) im Ösch „in Stetten“?

Reckholdersgruben 1489 an der Gemarkungsgrenze zu Grüningen.

Reckholder = Wachholder.

1584: Reckholdergrund, Am „neuen Esch“ gelegen. 1792: Wach- oder Reckholdertobel.

Reichenbächle (*Badmühlëbächlë*) trennt den „Rauhenbühl“ vom „Hallenberg“ und mündet vor Wolterdingen in die Breg. 1489: Richenbach. 1489 auch „Reichengrueb“. Lage? 1684 wird ein Holz „ob der Rüchengrueb“ am „Hallenberg“ erwähnt, der hintere Teil des „Kreuzwirtswalds“.

In der Reutin 1584 als Rodung. Lage?

Im Ried (*Im Riëd*) im NO oberhalb des Überbecker Hofes. Hier fließt vom „Bildstöcklehau“ ein Bach herab, der heute auf der Höhe des Überbecker Hofes zu einem Fischweiher aufgefangen ist.

Ahd. riot = sumpfiges Gelände.

Auch „Riethacker“: 1584 im Pfarrurbar: hunder den hoff (Überbecken), der Riethackher genannt.

Riegers Breite im NO am Ort 1793. Siehe Breite.

Johann Riegerswäldle im S, auch das „Zähringer Wäldle“ an der Gemarkungsgrenze zu Bruggen.

Riegerwäldle (= Bild-Föhren). Siehe Bild-Föhren.

Rimsen (*dr Rimsë*) im SW bis zur Gemarkungsgrenze zu Hubertshofen. 1489: Runsen, später Rimsen (zu rinnen, Bergrinne mit Wasser). 1684 wird im Zusammenhang mit dem späteren „Kreuzwirtswäldle“ die „Rimischhalden“ (= Rimsen) erwähnt (vgl. H S. 42).

Risvichrain im N an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim. 1489: Rysvichrain und Risvichrain.

Röhrenbächle (*Keßlerbächlë*) im SO 1792 statt Keßlerbächle (siehe dort).

Roßtobel (*Roßdobl*) im NW an der Gemarkungsgrenze. Trennt den „Hallenberg“ von „Tierstein“. 1792: Roßtobel.

Tobel ist ein tief eingeschnittenes Tal.

Rosswaid (*d'Roßwoad*) im S.

Weide für die Pferde wie die „Kälberweide“ auf der Breginsel am nordwestlichen Ortsende.

Rotäckerle (1584), wegen der roten Erde (Buntsandstein). Lage?

Ruben. Siehe Öhmdwies (=Rüben).

Rütli im S unterhalb der Flur „Auf der Burg“ 1871 genannt.

Rütybrunnen im S anstelle von „Göhrenbächle“ bzw. „Uttenbächle“ im Weistum 1489 als Markungsgrenze.

Rütybrunnen = Rutinbrunnen? 1489: „von dem hinder bahlin bis in den Rütunbrunnen und us dem Rütybrunnen in den Vtenbrunnen.“

Sägeplatz (*Dr altë Sägëblaz*) im Ort an der Breg an zwei Stellen: einmal in der Flur „am Berg“ unterhalb der Straße nach Tannheim (1793 auf dem Ortsplan: „Der Seege Blaz“) und weiter unterhalb der Breg gegenüber vom „Iltiswinkel“.

1792: Sägehof. 1843: Bei der Säge.

Vgl. zu den Sägewerken und Sägemühlen H S. 129-135.

Salzacker wird 1792 genannt. Lage?

Schaden wird 1365 (vgl. H S. 39 Mitte) eine Flur genannt, die dem Baarprobst (St. Blasien) verkauft wird.

Schaden heißt eine Flur, die keinen Nutzen bringt.

Schafäcker (*Schofäkr*) im NO nördlich von „Küssbett“, wohl zum Hof Überbecken gehörig. Auch: (*Schááfäkr*).

1942 stieß man beim Ausschachten der Mastenlöcher für die Überlandleitung auf Gräber und Eisenteile aus vermutlich alemannischen Grabstätten (vgl. H S. 16 f).

1584: Schafacker.

Im Schammöslé (*im Schandmöslë / im Shamëslë*) im N südlich des „Oberen Weiher“. Im „Schammöslé“ auch der 1832 erwähnte „Mööslegraben“. 1792: Schammosbrunnen.

Moos ist sumpfiges Gebiet, so auch hier. Mundartlich von Schandmöslé zu Schammöslé verschliffen. Aussprache auch: *Schammööslë*.

Schand (*d'Schand*), Vordere und hintere Schand. Liegt im N westlich entlang des „Weiherbachs“. 1792 erwähnt. (*Vorderë und hinderë Schand*).

Flurstück, das sich „in einem schändlichen Zustand“ (durch Wasser oder Fuhrwerke oder anderes) befindet. Hier feuchter und minderwertiger Boden.

Scheibenacker wird 1584 im Ösch „in Stetten“ erwähnt: Scheiben Äcker. 1584 auch: Schiberackerlin.

Schelmengasse wird 1584 erwähnt (von *scalmo* = gefallenes Vieh). Lage?

der Schemel wird 1320 im Salemer Güterrodel im Ösch Überbecken erwähnt. Desgleichen 1584 „der Schemel“ (H vermutet von *schemel* = arm, oder Eigenname oder Form [schmal]).

Scheuernfelder liegen südöstlich von Vorder-Zindelstein bei der „Langwies“.

Scheurenhalden. 1669 erwähnt. Siehe unten „Schurenhalden“.

Schieferäcker (*Schiffräkr*) im NO südlich der „Hofhalde“ am Überbecker Hof. 1824 erwähnt. Identisch mit dem 1584 erwähnten „Schifferacker“?

Schimmeläcker (*Schimpläkr*) im NO südlich der „Hofhalde“ am Überbecker Hof 1830 er-

wähnt, desgleichen 1843. H vermutet Bildung aus „Schemelacker“ (siehe dort).

Im Schippengarten im NW bei Zindelstein. 1793 erwähnt.

Schippe ist eine Art Schaufel. Unter Garten versteht man einen umzäunten, gegen das Weidevieh geschützten Flurteil zum Anbau von Gemüse und Kartoffeln, evtl. auch Flachs und Hanf.

Schmelztobel (*Schmëlzdobl*) im äußersten NW.

Hinter der Schmiede (*hindr dr Schmīdē*) im SO östlich der L 181 nach Bruggen bzw. Hubertshofen. Aussprache auch: *Schmiidi*. 1584: Hinter der Schmitten.

Auf dem Schoren wird 1584 erwähnt. Siehe unten: Schurenhalden.

Schützenacker wird 1584 erwähnt. Lage?

Schurenhalden (*Schūrēhaldē*) im NW bei Zindelstein.

1684 wird als Lehen der Johanniter von Villingen eine Flur „auf dem Schoren“ genannt. Es handelt sich um ein Waldgebiet (vgl. H S. 45). Vgl. zu „Schore“ obiges „auf dem Schoren“. Bereits 1584 wird die Flur „Auf dem Schoren“ erwähnt.

Da die Schore = Schaufel, Spitzhacke ausscheidet (Artikel), evtl. Herleitung von der Schorre = schroffer Fels oder von Scheuer? 1669 werden in einer Verkaufsurkunde die Scheur Wiesen genannt, also die Wiesen an der Scheuer. 1775: Scheuren Halde (H S. 84).

Schwarzbubenhalde (*Schwarzē Bue Dobl*) im NW bei Zindelstein.

Hier auch ein Gasthaus gleichen Namens, der im Zusammenhang mit dem Köhlerberuf zu sehen ist.

1792: Schwarzen Buben. Johann Kirner war 1772 Wirt von „Schwarzen Buben“ (H S. 87). 1879: Schwarzbubendobel.

Lange Seel (*d'langē Seel*) im NW zweimal.

Hier Wegbezeichnung einmal in der Verlängerung des Wegs „Totenbrettle“, dann der Weg von Wolterdingen nach Tannheim links der Straße.

Die Setzers wird eine Flur 1584 genannt. Lage?

Sitzstein wird eine Flur 1793 genannt. Lage?

Im Spitz heißt eine Flur südlich der Breg auf der Höhe von Vorder-Zindelstein am westlichen Ende der „Langwies“.

Spitzacker wird eine Flur 1584 genannt. Lage?

Spohnplatz im NW bei Zindelstein.

Spahn bedeutet Zerwürfnis, Grenzstreitigkeit, daran anklingend aber auch Span im Sinne von Holzspan. Spohnplatz somit unklar.

H ordnet S. 224 zu Gewerbe, also zum Köhlerberuf im Sinne von Kohlplatz, wie die Flur ebenfalls genannt wird.

Stahelgrundt heißt 1584 eine Flur. Lage? (wohl zu „Stachel“).

Staudenwiese bzw. Staudenwiesen an der Breg. Die „Staudenwiese“ liegt nördlich der Breg zwischen der L 180 und der Breg am östlichen Ortsende, die „Staudenwiesen“ (1793 genannt) liegen jenseits der Breg südlich davon an den „Bloderwiesen“.

In beiden Fällen war der Bewuchs wohl ausschlaggebend für die Benennung: Sträucher und Buschwerk.

An der Steig (*ā dr Schtōag*), auch: *d'nei Schtōag* genannt. Sie liegt im SO an der L 180 nach Donaueschingen. 1584: Eschinger Fußweg, Öschinger Steig. Im Gegensatz zur *altē Schtōag* nach Donaueschingen.

Steigacker wird 1792 genannt, wohl an einer Steig gelegen.

Steinmoos, Vorderes und Hinteres Steinmoos im W an der Gemarkungsgrenze zu Hubertshofen bzw. Bräunlingen.

Im „vorderen Steinmoos“ entspringt das „vordere Bächle“, im „hinteren Steinmoos“ das „hintere Bächle“. Beide münden in die Breg.

1489: Stainmoß und Stainmos. 1742 Steinmoos.

Hier dürften die Begriffe Moß = Maß und Moos ineinander übergegangen sein.

Stettensch, im SO.

Der Name geht auf eine später (13. Jh.) abgegangene Siedlung „Stetten“ zurück (vgl. H S. 26-28).

1584 gab es neben dem „Mittelösch“ und dem „Ösch oberm Ochsenberg“ auch das „Ösch in Stetten“. In dem gleichen Urbar des Fleckens Wolterdingen wird in diesem Ösch „in Stetten“ als Flurname: „in Stetten“ und „an Stetten“ und „an der Stettheimer Steig“ (= vermutlich der „Eschinger Steig“) erwähnt. Spätestens im 13. Jh. dürfte die alte Siedlung Stetten aufgegeben worden sein (H S. 28).

Stolzer wird 1584 erwähnt (vermutlich von Stelze).

An der Stiegele (*A dr Stigēlē*) im S an der Flur „Auf der Burg“ als Verbindungsweg zu letzterer. Heute als Straßennamen noch gegenwärtig.

Stierbrunnen wird 1489 an der südlichen Gemarkungsgrenze am „Uttenbächle“ erwähnt (vor der Flur „Göhren“).

Stockäcker (*Schtokäkr*), im NW am „Hardtwald“ gelegene langgezogene Rodung (vgl. H S. 76: Die Wolterdinger Stockfelder).

Stockfelder entstanden bei der Ausdehnung der Feldflur durch Rodung. In allen drei Öschen lagen solche Stockfelder. Ein Verzeichnis solcher Stockfelder gibt es für 1561, 1627, weitere Verzeichnisse bis 1693. 1584 wird der Flurname „in den langen Stockäckhern“ im Ösch „in Stetten“ erwähnt.

Streit- oder Judenwald (1742) im SW. Siehe „Judenwald“.

Strobelswald östlich der Breg an der Gemarkungsgrenze zu Donaueschingen.

Besitzername: Strobel, ein in Wolterdingen häufiger auftretender Geschlechtername (vgl. H S. 218). Erstmals wird der Familienname Strobel 1587 erwähnt (vgl. H S. 29 f): Das Hofgut Überbecken war schon vor dem Schwedenkrieg im Besitz der Familie Strobel.

Tasslecher 1489, auch Taßlaher (= Dachslöcher), an der östlichen Gemarkungsgrenze zu Donaueschingen nördlich des „Frohnholzes“.

Kurze Teile (*kurzē Dqal*), im N kurz vor der „hinteren Weite“ am „oberen Weiher“ gelegen. 1843 erwähnt.

Auf Teilung zurückgehender Flurname, hier von kurzer Form.

Im Teich (1792) zu mhd. *tîch* = kleine wasserlose Vertiefung. Lage?

Thorsyll im NW bei Zindelstein an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim.

1489: die Torsyll, uß den Torsylen.

Begriff keltischen Ursprungs?

Tiergarten im N am Ort, 1844 vor der „hinteren Schand“ genannt.

1584: Tiergarten.

Der Tiergarten wird i. a. besonders bei Hirschen, d. h. gehegten Tieren gebraucht. Der „Tiergarten“ hier liegt in Ortsnähe.

Tierstein, beim Tierstein im äußersten NW an der Gemarkungsgrenze zu Donaueschingen.

1489: Thierstain.

Für Stellen, wo Tiere, besonders Jagd- und Rotwild sich aufhalten, wird gerne „Tier“ gebraucht, hier in Verbindung mit „Stein“ = Fels.

Tiersteinhalde wird 1793 erwähnt.

Totenbrette, im NW gelegener Fußweg für die Zindelsteiner Kirchenbesucher sowie den Fischerbauern mit Familie zum Tannheimer Kloster (vgl. H S. 191). Der Weg hieß 1669 Joslis Kirchweg, ein Teil davon „beim Totenbrette“.

Auf dem Totenbrett wurde der Verstorbene bis zur Einsargung aufgebahrt. Nach der Beerdigung wurden diese Totenbretter mit dem Namen und Todes-tag des Verstorbenen versehen an einem vielbegangenen Weg aufgestellt, um die Vorübergehenden zu einer Fürbitte zu bewegen. Auch für Wolterdingen ist dieser Brauch belegt (vgl. H S. 191).

Todtenwies wird 1792 erwähnt. Lage?

Trakenloch wird 1489 an der nördlichen Gemarkungsgrenze zu Tannheim östlich der L 181 nach Tannheim erwähnt (= Drachenloch).

Überbecker Hof. Vgl. Hof.

Uttenbächle, 1489: Uttenbrunnen = Göhrenbächle = Rüttybrunnen. Siehe dort.

Vogelhütte (*Voglhüttē*) im NO vor dem „Hofwäldle“ oberhalb des Hofes Überbecken.

1792: Vogelhäusle.

Vogelfang (der Vogler) war früher sehr beliebt. In der Vogelhütte wurden Beizvögel und Falken gehalten.

Heute im Volksmund der *Voglhüttēberg* als Teil des *Oosēbürgs*.

Vogtswäldle im SW am „Rauhenbühl“: Wäldle des Vogts, d.h. des Beamten der Landesherrschaft.

1742 südlich des Badmühlenbächles genannt.

Pföhremer Wald im W vor dem „Frohnholz“ an der Steige nach Donaueschingen.

Die Ortschaft Pföhren liegt östlich von Donaueschingen. Die Villingener Johanniterkomturei hatte z.B. 1485 Besitzungen in Wolterdingen und in Pföhren (vgl. Urkunde vom 12.9.1485 Nr. 55 [S. 46 f] im Fürstenberg. Urkundenbuch Bd. IV, desgl. H S. 43).

Waldacker wird 1792 erwähnt (Rodung). Lage?

Finstere Wand (*Fîschtrē Wand*) im W am „Hallenberg“ südlich der Breg, steiler Berghang.

Wasen, 1584: Wäsen. Siehe Wesen.

Der krumme Weg, unter dem Krummen Weg, am Krummen Weg (*am krummē Wäg*) im O.
Der krumme Weg führt von der Straßengabelung am „Küssbett“ zum Über-
becker Hof.

Weidbrunnen im NW am Ende der „Stockäcker“. Er diente den Bewohnern von Zindelstein
als Viehtränke.

Weierbach (*Weiërbach*), Weihergraben (*Weiërabä*), auch Wolfbach genannt, fließt aus dem
„oberen Weiher“ in die Breg. Auch Flurname Weiherhalde (*Weiërhaldä*).

Oberer Weiher (*dr obr Weiër*) und der untere Weiher, im N bzw. im O.

Auf Wolterdinger Markung lagen zwei herrschaftliche Fischweiher (vgl. H
S. 56-58). Das Renovationsurbar von 1792 bezeichnet sie als den oberen
und den unteren Weiher. Beides waren künstliche Weiher an der Buntsand-
steingrenze, durch die der Weihergraben oder Wolfbach floß. Der „untere
Weiher“ endete unmittelbar am Dorfausgang an der Straße nach Donau-
eschingen, er wurde 1818 trockengelegt. Erstmals erwähnt werden die bei-
den Weiher 1493.

1584: allt weyer Wuur, ussen im Weyher, unden im Weyer, im obern Weyher,
vorm dorff am Weyher, jehnseits dem Weyher zue Vberbeckhen, der Weyher
zue Woltertingen, im Priel (= der untere Weiher). 1792: der untere Weiher-
damm. 1584: Weiherwuhr (Wuhr = Wasserstauung).

Weiß Mark. Siehe Mark.

Weißstein im NW am Tierstein an der Gemarkungsgrenze zu Donaueschingen bzw.
Bräunlingen. Vermutlich Grenzmarke zwischen den drei Markungen.

1488 wird im Zusammenhang mit dem Schiedsspruch des Grafen Heinrich
von Fürstenberg der „Weissenstain“ erwähnt, womit die „weiße Mark“ ge-
meint sein dürfte.

Auf der Weite (*uf dr wītē*), hintere Weite (*hindr wītē*), mittlere Weite, vordere Weite (*vordr
wītē*) im N an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim westlich des „oberen
Weiher“.

Weiten sind ausgedehnte Flächen. Aussprache auch: *wīti*. H sieht S. 225 ei-
nen Zusammenhang mit *wit* = Holz, Rodung.

1792: Weite.

Obere und untere Wasen (*obr / undr wäsē*) im N unterhalb des „oberen Weiher“ am „Wei-
herbach“.

Der Wasen ist eine grasbewachsene Fläche, die für den Anbau wenig ge-
eignet ist und meist der Weide dient. Auch die darüberliegenden „Lettenäcker“
deuten auf wenig ertragreichen Boden. Wasen als Plural aus Wasen entstanden.
1584: Wäsen. 1792: das Wesemle.

Wiesen: als weitere Wiesen werden genannt, wobei die Lage nur selten bekannt ist: Bertha
Wiesen (1584), Birkenwiese (1792), Brumannswies (1584), Buschwiese
(1792), Conzenwiesle (1792, Formans Wyß 1489 im SW hinter „Göhren“),
Hausmatten (1669), Ganswies (1792), Kimichwiesen (= Kümmelwiesen?)
(1792), Sitzsteiner Matten (1793), Tistelwies (1792), die Au (1793).

Wildtobel im NW hinter dem „Tierstein“.

Ein Tobel ist eine schluchtartige Einsenkung in die Landschaft, also ein
scharf eingeschnittenes Tal vom „Oberholz“ der Breg zu.

1669: Wildtobel.

Winkelwiese wird 1792 erwähnt. Lage?

Wolfbach. Siehe Weihergraben.

Wolfgarten wird 1584 erwähnt. Lage?

Wolfgrueb wird 1793 erwähnt (wohl Fallgrube zum Fangen der Wölfe). Lage?

Wyßbrunnen und Wyßtannen im SW an der Gemarkungsgrenze zu Hubertshofen.
1489: Wyßtannen.

Ymelsgrund, im NO an der Gemarkungsgrenze zu Tannheim 1489 erwähnt: Ymels grundt.
Auch: „Unterer Grafshau“.

Es handelt sich um einen sich dem Beckhofener Tal zuneigenden Hang.
Besitzername?

Zähringer Wäldle, im SW am „Uttenbächle“ gelegenes kleines Waldstück.

Wolterdingen kam Ende des 10. Jh. zum Hause Zähringen und blieb dort bis zum Tode des kinderlosen Herzogs Berthold V. von Zähringen. Danach kam es ans Haus Fürstenberg.

1693 bis 1893 wird in Wolterdingen aber auch der Geschlechtername Zähringer geführt. Daher vermutlich auch die Benennung.

Im Zehntwinkel wird 1584 erwähnt. Lage im Ort.

Ziegelhütte (*Zighüttä*), Ziegelei und Lettenloch (*Lettlöch*) jenseits des „Weihergrabens“, heutige Ziegelei, dort Mischung aus braunem und rotem Letten (vgl. H S. 144 f. zu den Ziegeleien).

Zindelstein (*Zindelschtōa*), im NW gelegene Burgruine mit Hofgut sowie Vorder- und Hinterzindelstein. Vgl. zur Geschichte H S. 32 ff. Fels des Sindolt. 1225 erste urkundliche Erwähnung. 1488: Hof zu Sindelstain (FUB VII Urkunde 127). H S. 37: „Das Gebiet um die Burg Zindelstein zählte wohl seit der Kolonisierung markungsmäßig zur Gemarkung Wolterdingen. Der beste Beweis dafür ist die Zugehörigkeit des Wolterdinger Kirchensatzes (verbunden mit dem Präsentationsrecht) zum Jöchen Hof zu Zindelstein, der unterhalb der Burg lag“. Siehe auch unter „Mark“.

Zirlebaumacker wird 1584 erwähnt. Lage?

In Zylackher (1584), zum Ösch „in Stetten“ gehörig von I Jauchert Größe in „Leinlachen“. Im Ochsenberger Ösch ist eine Flur „ob der braiten Zeyl“ genannt (H S. 27).

Zy(r)nenbom wird 1489 im äußersten NO Beckhofen zu als Gemarkungsgrenze genannt.

Literatur

- BAUR, G.W.: Bericht der Arbeitsgruppe: Erheben und Verarbeiten von Wortschatz und Flurnamen in Projektarbeit, in: Themen der Landeskunde Heft 5: Mundart und Schule in Baden-Württemberg. Bühl 1990, S. 69-78.
- BIRLINGER, A. (Hrsg.): Alemannia, Zeitschrift für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsasses und Oberrheins. Bd. II. Bonn 1875.
- FISCHER, H.: Schwäbisches Wörterbuch. Tübingen 1904 ff. (7 Bde.).
- RIEZLER, S. u. a. Bearb.: Fürstenbergisches Urkundenbuch. Quellen zur Geschichte der Grafen von Fürstenberg. Tübingen 1877 ff.
- HAUGER, E.: Orts- und Hauschronik Wolterdingen. Bd. 14 der Schriftenreihe des Landkreises Donaueschingen. Freiburg 1960.
- HUTH, V.: Das Baumgarten-Rätsel, in: Schr. d. Ver. f. Gesch. u. Natgesch. d. Baar 36 (1986), S. 82 f.
- KEINATH, W.: Orts- und Flurnamen in Württemberg. Stuttgart 1951.
- MAIER, H.: Die Flurnamen der Stadt Villingen. Villingen 1962.
- SCHNEIDER, E.: Metaphorische Flurnamen des Hegaus, in: Badische Heimat. 53. Jahrg., H. 2 (Juni) 1973, S. 234-245.
- SCHNETZ, J.: Flurnamenkunde. München 1963.

Die naturwissenschaftlichen Abteilungen der Fürstenberg-Sammlungen

Entstehung und geschichtliche Entwicklung

von Renate Küppers-Fiebig

Bei einem Besuch der naturwissenschaftlichen Abteilungen der Fürstenberg-Sammlungen in Donaueschingen wird der interessierte Besucher mit einer gewaltigen Fülle von Fossilien, Mineralien, Gesteinen und zoologischen Exponaten konfrontiert, die oft die Frage nach dem Zustandekommen dieser beeindruckenden Sammlung initiiert.

Die Anfänge gehen auf den letzten Reichsfürsten Carl Joachim zu Fürstenberg zurück, der Ende des 18. Jahrhunderts damit begann, in seinem Schloß zu Hüfingen eine Sammlung einheimischer „Naturalien“ anzulegen. Die Anregung zum Sammeln war durch den Bergbau der Gruben im mittleren Schwarzwald gegeben, zu denen das Bergrecht beim Haus Fürstenberg liegt. Diese sogenannten „älteren Sammlungen“ gingen, da die nötige Sachkenntnis der Präparation und Konservierung fehlte, wieder verloren.

Als das Fürstentum Fürstenberg 1805 dem Fürsten Karl Egon II. zufiel, dessen Bestreben es war, ein „Vielzweckmuseum“ einzurichten, kam es zur Gründung der Gesellschaft zur Pflege und Vervollständigung der fürstlichen Sammlungen mit der finanziellen Unterstützung der fürstlichen Landesregierung durch den Freiherrn Friedrich ROTH von SCHRECKENSTEIN.

Nach dem Tode des Gründers löste sich die Gesellschaft wieder auf, und erst 50 Jahre später übernahm ein neuer Verein die Förderung und Erweiterung der Sammlung mit Hilfe von Beiträgen der Mitglieder und durch Regierungszuschüsse.

Die naturwissenschaftlichen Bestände beschränkten sich im wesentlichen auf eine Sammlung einheimischer Vögel von Freiherrn v. FREYBERG, die jedoch im Laufe der Zeit durch Raubinsekten unbrauchbar geworden ist, ein Herbarium und eine Mineraliensammlung mit zum Teil wertvollen Mineralien aus den Schwarzwald-Gruben.

1818 beauftragte Karl Egon II. seinen Donaueschinger Leibarzt Dr. Wilhelm August REHMANN (1792 - 1840) mit der Verwaltung und Pflege der Sammlungen, besonders der Mineralogie. Die Mineraliensammlung wurde in der „fürstlichen Domänen-Canzlei“, dem heutigen Bibliotheksgebäude, untergebracht.

In der Folgezeit kam es durch Ankauf zu einer Erweiterung der Sammlungen:

Im Jahre 1822: Sammlungen des Grafen Franz v. ENZENBERG: Kostbare Mineralien, besonders reiche Gold- und Silberstufen aus Ungarn und Siebenbürgen, Eisenerze aus Kärnten, geschliffene Edel- und Ziersteine, zahlreiche Fossilien aus Österreich, besonders gut erhaltene Fossilien aus dem Tertiärton von Öhningen bei Radolfzell am Bodensee (mit der aus Fischwirbeln und -rippen zusammengesetzten „Wachtel“ als bekanntgewordener Fälschung).

Ende 1824: Sammlungen des ehemaligen k. k. österreichischen Regierungssekretärs Joseph KLEIN in Freiburg: Mineralien der Gruben Hofgrund, Todtnau, Münstertal, Zähringen, aber auch von ausländischen Lokalitäten, sowie zoologische Exponate, z.B. Muscheln, Schnecken, Korallen und Schwämme; außerdem kamen schöne Ausstellungsschränke hinzu.

Sommer 1831: Sammlungen des Klosters Salem, die von den Geistlichen des Klosters Petershausen bei Konstanz angelegt, später in den Besitz der Markgrafen von Baden gelangt waren: neben vielen „Kuriositäten“, Münzen, Gipsbüsten, und in 40 Glasschränken sehr wertvollen Mineralien aus Ungarn, Sachsen, Tirol und der Schweiz, geschliffene Ziersteine aus Italien, Spanien, Tirol, eine größere Sammlung Karlsbader Sinter und Sprudelstein, Fossilien aus Öhningen (Tertiär), Solnhofen (Jura), Schwaben (Jura), sowie eine Gesteinssammlung, besonders von Laven.

Aufgrund der Vielfalt der erworbenen Exponate wurde es möglich, Spezialsammlungen aus verschiedenen Ländern wie Ungarn, Tirol, Sibirien, vom Kaiserstuhl, Vesuv und Laacher See einzurichten; die reichhaltigste ist jedoch die der Schwarzwald-Gruben, besonders des Kinzigtals. Hinzu kamen außerdem Funde von versteinerten Schildkröten im Tertiärgips von Hohenhöwen, von Knochen und Zähnen in den tertiären Bohnerzen bei Meßkirch sowie zahlreiche Fossilien der näheren Umgebung (Trias und Jura).

Anfang der dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts wurde die zoologische Abteilung durch den Präparator F. NEUNER erweitert, der über 200 Vogelarten, die in der Baar und im Schwarzwald vorkommen, jagte und präparierte. Außer einer Sammlung von Korallen, Schnecken und Muscheln und einer gut präparierten Sammlung von Bodenseefischen waren keine weiteren zoologischen Exponate angekauft worden. Säugetiere und Amphibien fehlten.

Nach dem Tode von Dr. Wilhelm August REHMANN (1840) übernahm 1842 sein von einer längeren Ausbildungsreise zurückkehrender Neffe Dr. Emil REHMANN (1817 - 1879) die Leitung der Sammlungen, nachdem sie in der Zwischenzeit von dem Hofprediger und Hofbibliothekar Dr. Franz BECKER betreut worden waren.

In der Folgezeit kam es zu einer Erweiterung der zoologischen Abteilung: Vergrößerung der Sammlung einheimischer Vögel, Ankauf einer gut präparierten Sammlung von Insekten des Naturhistorikers GEYER in Karlsruhe sowie von Korallen, Schwämmen, Muscheln, Schnecken, Insekten, Wirbeltieren und Schädeln von Tieren und Menschen.

1844 erhielt das Fürstenhaus durch Dr. Eduard KELLER in Carevellas eine Sammlung brasilianischer Tiere (Wirbeltiere) zum Geschenk.

Weiter kamen eine vollständige Sammlung aus dem Pariser Tertiär-Becken von Prof. CORDIER und zahlreiche Vögel und Säugetiere von den Gebrüdern VERREAUX hinzu.

Nachdem die mineralogische Sammlung durch den Hüttenverwalter Carl SCHWAB vollständig geordnet, katalogisiert und ausgestellt worden war, wurde mit dem Aufbau einer geologischen Sammlung begonnen. Für eine Gesteinsammlung bot eine Sammlung vom Heidelberger Naturaliencomptoir einen guten Grundstock; dazu kamen viele Exponate von Berg- rat v. ALBERTI in Rottweil, Dr. SENVNER in Wien, Graf UNGER-STERNBERG in Dresden, Dr. ZIPFER in Neusohl, Dr. KRANTZ in Bonn und von den Mineralienhändlern AUGUSTIN und v. HELDENREICH: Der Schwerpunkt liegt auf charakteristischen Gesteinen und Fossilien des Schwarzwaldes, der Baar, des Hegaus und der schwäbischen Ebene südöstlich.

1868 konnten Auswürflinge, Laven und Mineralien des in voller Tätigkeit stehenden Vesuv erworben werden.

Nach der überwiegenden Sammeltätigkeit bemühte sich E. REHMANN, wie schon vorher sein Onkel, mit Hilfe zahlreicher Fachleute um die wissenschaftliche Bestimmung der Funde und damit um die Gründung einer systematischen geologischen/paläontologischen Abteilung. Die Lücken in den einzelnen geologischen Formationen wurden allmählich durch Ankauf, Tausch und Geschenke ausgefüllt. Dr. H. v. MEYER und Dr. G. F. JÄGER bestimmten und beschrieben die Wirbeltierreste (Zähne und Knochen), Dr. A. BRAUN die pflanzlichen Fossilien, Dr. HEER die Insekten. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Trias- und Jurafossilien erfolgte durch Drs. F. v. ALBERTI, H. G. BRONN, Ch. L. v. BUCH, O. FRAAS, A. OPPEL und F. A. QUENSTEDT.

Im Jahre 1861 wurde der seit 1856 als technischer Direktor der Bergwerke im Kinzigtal tätige spätere Professor in Mannheim W. VOGELGESANG als Mitarbeiter gewonnen, der sowohl zunächst die geologische als auch die zoologische Sammlung revidierte und katalogisierte.

Da das Bibliotheksgebäude für die nunmehr sehr umfangreiche naturwissenschaftliche Sammlung nicht mehr ausreichte, wurden zusätzlich in verschiedenen anderen Häusern, besonders im fürstlichen Schloß zu Hüfingen, provisorische Räume eingerichtet. Im Frühjahr 1847 wurden die gesamten Sammlungen nach Hüfingen gebracht und die freigewordenen

Räume von der fürstlichen Hofbibliothek genutzt.

Im Auftrag Karl Egons II. hatte der Architekt Joseph BERCKMÜLLER (1800 - 1879), ein Schüler Friedrich WEINBRENNERS (Oberbaudirektor in Karlsruhe, Vertreter des Klassizismus) schon 1843 mit der Planung eines „Vielweckmuseums“ in Donaueschingen begonnen, das nicht nur die naturwissenschaftlichen Sammlungen, sondern in einem zweigeschossigen Saal auch die Bibliothek umfassen sollte. Zu diesem Zweck war der Umbau eines großen, im 18. Jahrhundert erbauten und heute noch erhaltenen Gebäudes vorgesehen, das erst zur Unterbringung des Fürstenbergischen Militärkontingentes, dann seit 1806 als „Fruchtkasten“ (Getreidespeicher) benutzt wurde. Die Möglichkeit einer Erweiterung der Sammlungen blieb jedoch unberücksichtigt. Nach der Berufung BERCKMÜLLERS 1844 nach Karlsruhe übernahm der fürstenbergische Hofbaumeister Theodor DIBOLD (1817 - 1872) die weitere Planung.

Im Zuge der politischen Ereignisse des Jahres 1848 und ihrer Auswirkungen kam es zur Zehntablösung. Damit standen sowohl der „Fruchtkasten“ als auch die benachbarte Zehntscheuer leer. Die veränderte Wirtschaftslage bedingte eine grundlegende Reformierung und Zentralisierung der Fürstenbergischen Verwaltung. Karl Egon III., der Nachfolger seines 1854 verstorbenen Vaters, beauftragte deshalb DIBOLD mit dem Bau eines neuen Domänenkanzleigebäudes, der sogenannten Kammer, die 1860 bezogen werden konnte. In dem nunmehr geräumten alten Kanzleigebäude wurde die Hofbibliothek untergebracht.

Als „Vielweckmuseum“ bot sich nun die leere Zehntscheuer an. DIBOLD nahm sich, wie schon BERCKMÜLLER vor ihm, als Vorbild die Karlsruher Kunsthalle von Heinrich HÜBSCH (1795 - 1863), die 1840 im Rohbau fertiggestellt war. Zunächst waren in Donaueschingen nur zwei Stockwerke für die naturwissenschaftliche Sammlung geplant, aufgrund eines Antrages des Sammlungsvorstandes wurde noch ein drittes Stockwerk für die Kunstsammlung genehmigt. Von dem ursprünglichen Scheunenbau, der damit um ein Stockwerk erhöht wurde, verblieben nur die Außenmauern, die jedoch durch eine reichgegliederte Fassade neu gestaltet wurden. Als Hauptschmuck an der südlichen Fassade sind 9 Medaillons in Terracotta (= gebrannte Tonerde) mit den Brustbildern berühmter Naturforscher und Künstler zu sehen:

Johannes KEPLER (1571 - 1630, Astronom, Mathematiker)

Carl von LINNE (1707 - 1778, schwedischer Naturforscher, Biologe und Mediziner)

Georges CUVIER (Baron von, 1769 - 1832, französischer Zoologe und Paläontologe)

Leopold von BUCH (Frhr. von Gelmersdorf, 1774 - 1853, Geologe und Naturforscher)

Alexander von HUMBOLDT (Frhr. von, 1769 - 1859, Naturforscher und Begründer der physischen Geographie)

Peter von CORNELIUS (1783 - 1867, Maler und Graphiker)

Bertel THORWALDSEN (1768 - 1844, dänischer Bildhauer)

Albrecht DÜRER (1471 - 1528, Maler und Graphiker)

Peter VISCHER (d. Ältere, 1460 - 1529, Hauptmeister der Plastik der Dürerzeit).

In den Giebfeldern sind ein riesiger Ammonit und ein Löwenkopf zu erkennen. Ein kleiner steinerner Ziergiebel über der Eingangstüre trägt die Inschrift: BONARUM ARTIUM ET NATURAE STUDIO (Dem Studium der schönen Künste und der Natur), die den Zweck ausdrückt, zu dem dieses Museum errichtet wurde.

Die Terrakotten sind ein Werk des Bildhauers Xaver REICH (1815 - 1881), der mit anderen Künstlern aus Hüfingen schon die Ausgestaltung der Karlsruher Kunsthalle wesentlich geprägt hatte.

Nach Vollendung des Umbaus (1865 - 1868) erhielt die ehemalige Zehntscheuer den Namen „Karlsbau“ nach dem Bauherrn. Der „Umzug“ der Sammlungen aus dem Schloß Hüfingen, das Landesspital wurde und heute ein Altenheim ist, nach Donaueschingen erfolgte 1868/69. Die exakte Einrichtung, Etikettierung und Katalogisierung war im Spätherbst

1869 fertiggestellt. 1869 war auch der Waffensaal (Jagdsaal) als Mitteltrakt des ehemaligen „Fruchtkastens“ vollendet und eingerichtet. Die Außen- und Innendekoration - Terrakotta-Reliefs der Fassade, signiert und datiert von Xaver REICH (1869) - sind noch erhalten.

Die im Jahre 1805 gegründete „Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau“ unterstützte den Aufbau der Sammlungen und nahm diese Tätigkeit, nach zweimaligen Unterbrechungen, im Jahre 1870 als „Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und angrenzenden Landesteile in Donaueschingen“ wieder auf.

1873 schickte Fürst Karl Egon III. die Pläne und eine Ausarbeitung über die Zielsetzung der fürstlichen Sammlungen zur Weltausstellung nach Wien.

Im Laufe der nächsten Jahre wurde der naturwissenschaftliche Bestand weiter vergrößert. Fürst Karl Egon III. kam kaum von einer Reise zurück, ohne „Naturalien“ mitzubringen.

Nach dem 2. Weltkrieg, in dem sämtliche Exponate unbeschädigt erhalten geblieben waren, wurden die Sammlungen unter Max Egon Prinz zu Fürstenberg (1896 - 1959) schon 1946 wieder im Karlsbau der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Die paläontologische Sammlung wurde durch große Grabungen (besonders 1950) auf dem Höwenegg/Hegau (Tertiär), bei denen das Fürstenhaus sowohl finanzielle als auch personelle Unterstützung geleistet hatte, wesentlich bereichert. So sind Knochen des elefantenartigen Riesentieres *Dinotherium giganteum* sowie des Pferdevorläufers *Hipparion* zu sehen.

1988 - 1990 wurden die ca. 35 000 Exponate der paläontologischen Abteilung, die zu über 4900 Tier- und Pflanzenarten gehören, von der Verfasserin mit Hilfe bebildeter Karteikarten inventarisiert und die Abteilung Geologie/Paläontologie mit den Formationen entsprechender Farbgebung, mit Erklärungstafeln, Abbildungen und Fotos didaktisch aufbereitet. Es sollte dabei jedoch der besondere Charakter dieses „Naturalienkabinettes“ erhalten bleiben.

1988 erfolgte durch cand. geol. Jens FIEBIG die Integrierung einer systematischen mineralogischen Abteilung in die Geologie/Paläontologie.

Im Jahre 1990 wurde von Rektor Volker ECK (Geschwister-Scholl-Schule Tübingen) und Schülern seiner Geologie-Arbeitsgemeinschaft in den vier Vitrinen der Fensternischen des zweiten Raumes eine spezielle mineralogische Ausstellung fertiggestellt. Die hier gezeigten Exponate stellen eine Auswahl der Minerale aus Gruben im mittleren Schwarzwald dar, zu denen die Bergrechte beim Haus Fürstenberg liegen, und die, wie am Anfang erwähnt, den Anstoß zum Sammeln von „Naturalien“ gegeben haben. Die Mineralogie war bis 1988 ausgegliedert (mit Ausnahme eines Schrankes mit der Sammlung des Apothekers WEBER) und der Öffentlichkeit nicht ständig zugänglich gewesen.

Die Abteilung Zoologie und die naturhistorischen Abteilungen bilden sowohl in ihrem Reichtum als auch in dem Stil ihrer Präsentation einmalige Darstellungen deutscher Museumsgeschichte. Sie waren in früherer Zeit als eine Art „Volkshochschule“ zu sehen, eine Lehrsammlung, die einerseits dem Anschauungsunterricht der Kinder des fürstlichen Hauses, andererseits auch der Bevölkerung dienen sollte.

Von dem besonderen Flair dieses fürstlichen Privatmuseums ist nichts verlorengegangen, es läßt einen Besuch auch heute noch zum Erlebnis werden.

Literatur

REHMANN, Emil (1872): Die fürstliche Naturalien-Sammlung in Donaueschingen, Karlsruhe.

SALM, Christian Altgraf zu (1970): Der Karlsbau in Donaueschingen. Zur Entstehung eines Vielzweckmuseums. - Museum und Kunst, Beiträge für Alfred Hentzen, Hamburg, S. 187 - 196, Abb. 76 - 79.

Die alamannischen Gräber von Löffingen

von Sandra Pichler und Kurt W. Alt

Einleitung

In der Sammlung des 1990 neu eingerichteten Museums der Stadt Löffingen befindet sich eine größere Anzahl menschlicher Knochen aus frühmittelalterlichen Bestattungen vom Gewann „Alenberg“. Im 1989 geschlossenen Heimatmuseum im Schul- und Festhallegebäude präsentierten sich die Skelettreste dem Besucher ehemals in einer „Steinkiste“ als „Alamannengrab des 6./7. Jh.“. Zu Füßen eines rekonstruierten Skelettes, des „ältesten Löffingers“, lagen weitere Knochen bzw. Knochenfragmente.

Um die geplante Präsentation einer Bestattung vom Gewann „Alenberg“ im neuen Museum vorzubereiten, war es dringend geboten, das Skelettmaterial, das wichtige Erkenntnismöglichkeiten über die frühmittelalterliche Bevölkerung Löffingens bieten konnte, anthropologisch zu untersuchen. Als Beleg für die frühmittelalterliche Besiedlung von Löffingen sprechen nicht nur die Gräber vom „Alenberg“, um die es hier im Wesentlichen geht. Schon die Endung „ingen“ im Ortsnamen von Löffingen deutet darauf hin, daß es sich um eine alamannische Siedlung handelt. Die von HASENFUSS (1980) in der Ortschronik angesetzte Gründung zwischen 350-450 n. Chr. läßt sich archäologisch jedoch nicht belegen. Sie dürfte nach dem aktuellen Forschungsstand kaum vor dem 6. Jh. erfolgt sein. Bereits zu römischer Zeit war die Baar nachweislich durch wichtige Handelsstraßen erschlossen, und wir dürfen das wenige Kilometer entfernte Hüfingen „als den zentralen Ort in der frühmittelalterlichen Baar betrachten, den politischen, administrativen und wohl auch wirtschaftlichen Mittelpunkt dieser Landschaft im 5., 6. und 7. Jh. n.Chr.“ (FINGERLIN 1985, 411). Römische Münzfunde im Gewann „Hasbach“ von Löffingen zeugen von dem römischen Einfluß auf der gesamten Baar.

Fundgeschichte

Über die Herkunft des Löffinger Skelettmaterials, die Beschriftung nannte den „Alenberg“ als Fundort, findet sich in den Badischen Fundberichten Bd. III, Heft 5 vom Juli 1934, S. 172, eine kurze Notiz von Paul REVELLIO:

„Beim Bau des neuen Weges, der vom Südrand des Friedhofes am Südhang des Alenbergs entlangzieht, wurden März und April 1933 westlich des Friedhofes zwei nach Osten orientierte Gräber in Steinsetzung freigelegt. Beigaben wurden nicht gefunden. Als ich die Stelle besichtigte, war nur noch die Steinsetzung des einen Grabes, die erhalten blieb, vorhanden. 60 cm breit im Osten, 1,87 m lang, 32 cm breit im Westen, 51 cm hoch, aus Muschelkalkplatten aufgesetzt, von drei Abdeckplatten war noch eine erhalten. Skelettreste waren im Rathaus gesammelt. Etwa 160 m weiter westlich waren vorher schon zwei weitere Gräber angeschnitten und beseitigt worden, ohne daß Meldung gemacht wurde. In dem einen seien drei Skelette gelegen, darunter eines besonders groß.“

Die erwähnte Abdeckplatte fand sich an anderem Ort ebenfalls in der Sammlung des alten Heimatmuseums. Da die Gräber laut Bericht zum Zeitpunkt der Besichtigung durch REVELLIO beigabenlos waren, ist eine genaue zeitliche Einordnung schwierig, eine Datierungshilfe bieten jedoch der Grabbau und die vergleichbare Situation in Göschweiler-„Hofäcker“. Laut P. REVELLIO sind am „Alenberg“ seit 1780 wiederholt Gräber gefunden worden, die in der einschlägigen Literatur jedoch nur sehr lückenhaft aufgezeichnet sind (vgl. Zusammenstellung bei GARSCHA 1970, 204). Von kurzen Notizen abgesehen sind die Fundumstände nicht festgehalten und die Bestattungen nicht untersucht.

Für andere Fundorte auf der Gemarkung Löffingen (*Abb. 1*) sind die Informationen ebenfalls nicht erschöpfend, die Fundumstände sind aber für das Gewann „Käppeleluck“ und die Löffinger Ortsteile Seppenhofen und Göschweiler besser dokumentiert. Bei der Anlage eines

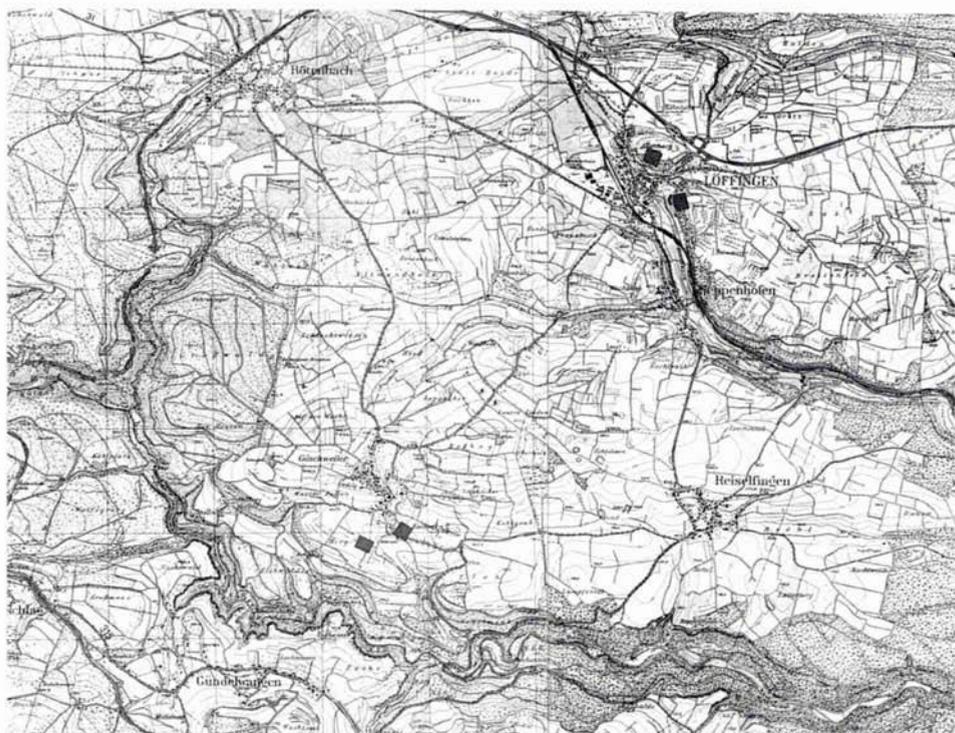


Abb. 1 Kartenausschnitt Löffingen/Hochschwarzwald.

Steinbruches am „Käppelebeck“ wurden 1881 insgesamt 30 „gemauerte“ Gräber freigelegt, die möglicherweise Teil eines alamannischen Reihengräberfeldes waren. Von den Funden befinden sich ein Langschwert („Spatha“), ein Kurzschwert, ein kleines Messer, Ohr- und Armringe aus Bronze in der Fürstlich Fürstenbergischen Sammlung in Donaueschingen.

Der Band 6 der „Kunstdenkmäler im Großherzogtum Baden“ erwähnt für 1899 die Freilegung von zwei alamannischen Gräbern beim Bau der Eisenbahnlinie Neustadt - Hüfingen, in denen auch Beigaben gefunden wurden (vgl. auch GARSCHA 1970, 254). Ein „einschneidiges Eisenschwert“ („Sax“) und „farbige Perlen von Thon und Bernstein“ kamen nach Karlsruhe in die Großherzogliche Staatssammlung, das heutige Badische Landesmuseum.

Die am besten dokumentierte Situation liegt aus Göschweiler vor, wo drei Fundstellen von frühmittelalterlichen Gräbern bekannt sind (GARSCHA 1970, 59-62; UNSER u. GARSCHA 1962, 279-283). Aus dem Gewinn „Totenbaum“ wird für 1870 der Fund von zwei beigabenlosen alamannischen Steinplattengräbern vermeldet, 1881 wurde im Gewinn „Heuweg“ ein gemauertes Grab mit Deckplatten entdeckt. Von der dritten Fundstelle im Gewinn „Hofäcker“ wurden mehrfach Gräber bekannt, deren topographische Lage vermuten läßt, „daß ein ausgedehnter Friedhof von einer W-O-Erstreckung von mindestens 120 m vorliegt“ (GARSCHA 1970, 61). Hinsichtlich des Grabbaues, der Hinweise auf die Zeitstellung liefert, gehören alle zwischen 1934 und 1954 beobachteten Gräber zu den sog. „Steinkistengräbern“, die chronologisch im rechtsrheinischen Südwestdeutschland in die zweite Hälfte des 7. Jh. datiert werden können.

Material und Methoden

Eine der wesentlichen Aufgaben der Prähistorischen Anthropologie ist die biologische Rekonstruktion früherer Bevölkerungen. Gräber bilden eine der Hauptquellen zur Erforschung der ursprünglichen Lebensverhältnisse in der Vergangenheit. Die Skelettreste einzelner Individuen bzw. die Überreste ehemaliger Bevölkerungen aus ur- und frühgeschichtlichen Bestattungskomplexen erlauben eine Vielzahl von Aussagen und gestatten weitgehende Interpretationen.

Die Feststellung von Alter und Geschlecht der Bestatteten ist für eine Rekonstruktion demographischer Strukturen von Siedlungsgemeinschaften unerlässlich. Paläopathologische Untersuchungen liefern Informationen über die individuelle Krankheitsbelastung und die Häufigkeit bestimmter Erkrankungen in der Gesamtbevölkerung, metrische und morphologische Studien liefern Daten über das Aussehen früherer Bevölkerungen und erlauben den Vergleich mit Nachbarpopulationen. Andere Merkmalsgruppen (z. B. anatomische Varianten) gestatten Untersuchungen zur Verwandtschaftsstruktur innerhalb von Lokalbevölkerungen sowie zwischen benachbarten Gruppen.

Untersuchungsgegenstand ist das Skelettmaterial mehrerer Individuen, die im Jahre 1933 bei der Anlage eines Weges auf dem „Alenberg“ entdeckt, aufgesammelt und seither im alten Museum der Gemeinde Löffingen ausgestellt waren. Grabbeigaben sollen nicht vorhanden gewesen sein. Das Skelettmaterial wurde im Auffindungszustand in einer rekonstruierten „Steinkiste“ präsentiert. Einige Knochen wurden, wohl weil sie weniger zerbrochen waren als andere, zu einer „Bestattung“ zurechtgelegt, die übrigen am Fußende deponiert.

Die Ausgangssituation für die anthropologischen Bearbeiter war sehr schwierig, da die Skelettreste seinerzeit weder sachgemäß geborgen und weiterbehandelt noch inventarisiert wurden. So fehlen die bei archäologischen Ausgrabungen üblichen Zeichnungen, die genaue Auskunft über die Anzahl der Bestattungen und die Form der „Steinsetzungen“ hätten geben können. Ebenso ist es möglich, daß eventuelle Beigaben bei der unsachgemäßen „Bergung“ übersehen wurden oder später abhanden kamen.

Solche Informationen sind deshalb wichtig, weil sie Hinweise auf die Zahl und Art der Bestattungen, die Bestattungsumstände und die Datierung der Gräber liefern. REVELLIOS (1934) Angaben sind zwar knapp gehalten, sie liefern jedoch wichtige Fakten, so zur wahrscheinlichen Anzahl der bestatteten Personen. Eine Datierungshilfe ergibt sich jedoch auch aus dem Umstand, daß die Bestatteten in Gräbern mit steinernen Grabeinbauten niedergelegt waren. Die sogenannten „Steinkisten“ sind, wie bereits oben ausgeführt, eine Erscheinung der späten Alamannenzeit (7. Jh.). Durch den Einfluß der beginnenden Christianisierung der Alamannen (MÜLLER 1974) ist die Beigabensitte als „heidnischer“ Brauch bereits stark zurückgedrängt (CHRISTLEIN 1978). Ob sich allein daraus das Fehlen von Beigaben erklären läßt, muß jedoch Hypothese bleiben, da zu dieser Zeit durchaus auch „reiche“ Bestattungen in „Steinkisten“ vorkommen.

Daß am „Alenberg“ seit 1780 wiederholt Gräber gefunden worden sind (REVELLIO 1934), ist ein Hinweis darauf, daß die jetzt untersuchten Bestattungen wohl zu einem größeren alamannischen Reihengräberfeld gehören. Dessen Ausdehnung und Belegungsdauer lassen sich durch die wenigen Bestattungen nicht rekonstruieren. Die Gräber gelten jedoch als wichtige Geschichtsquelle, und eine möglicherweise einmal notwendige vollständige Ausgrabung des Reihengräberfriedhofes am „Alenberg“ würde vielfältige Einblicke und Aussagemöglichkeiten über die Struktur der frühmittelalterlichen Bevölkerung und die Siedlungsgeschichte der Stadt Löffingen erlauben. Dazu könnten dann die bereits bekannten und hier untersuchten Gräber einen wichtigen Beitrag liefern.

Das Hauptziel der vorliegenden Untersuchung war, aus den vorhandenen Skelettresten die Anzahl der Bestattungen (Mindestindividuenzahl) zu bestimmen, Alter und Geschlecht

soweit möglich festzustellen und die Skelettreste auf krankhafte Befunde zu überprüfen. Die Methoden, nach denen die Prähistorische Anthropologie arbeitet, sind weitgehend morphologisch ausgerichtet (Abb. 2), als Hilfsmittel dienen röntgenologische und mikroskopische Verfahren.

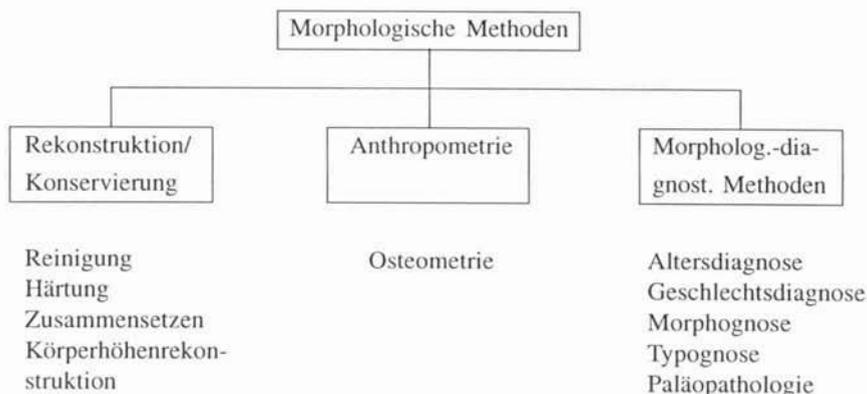


Abb. 2: Methoden in der Prähistorischen Anthropologie

Vor der eigentlichen Analyse mußten die Knochen zunächst sorgfältig gereinigt und langsam getrocknet werden. Anschließend wurden sie, um einen weiteren Zerfall zu verhindern, gehärtet. Anschließend wurde versucht, aus den vielen Einzelteilen anatomisch vollständige Knochen zu rekonstruieren. Dies gelang jedoch nur selten, weil zu viele Teile fehlten. Da sich viele anthropologische Bestimmungen auch an Knochenfragmenten durchführen lassen (eine Zusammenstellung der insgesamt 70 bestimmbareren Knochen befindet sich mit Inventarnummer im Anhang), können folgende Untersuchungsergebnisse vorgelegt werden:

Mindestindividuenzahl

Zur Festlegung der Mindestindividuenzahl werden zunächst die vorhandenen Knochen bestimmt und nach der linken und rechten Körperhälfte getrennt. Der am häufigsten gefundene Knochen von einer Körperseite legt die Mindestanzahl der Bestattungen fest.

Ein relativ kompletter Schädel mit Ober- und Unterkiefer, zwei weitere rechte Schädelfragmente und zwei linke Unterkieferfragmente weisen auf mindestens 3 Individuen hin. Kleinere Schädelfragmente ließen sich nicht sicher einem der obigen Individuen zuordnen. Das Fehlen weiterer Schädelteile erklärt sich möglicherweise durch die Fundumstände. Nach dem Bericht von REVELLIO (1934) müßte es sich um mindestens 6 Individuen handeln. Die Extremitätenknochen der Beine erlaubten eine weitergehende Bestimmung der Mindestindividuenzahl. Jeweils 9 Oberschenkel und Schienbeine belegen mindestens 5 Bestattungen, da linke und rechte Extremitätenknochen leicht zu differenzieren sind. Schwieriger wird eine individuelle Zuordnung der Unter- und Oberschenkel. Dies gelang nur im Fall eines Individuums mit einer Schienbeinfraktur. Abschließend läßt sich festhalten, daß die im Jahre 1933 in Löffingen geborgenen Skelettreste mit Sicherheit mindestens 5 Individuen zugehören.

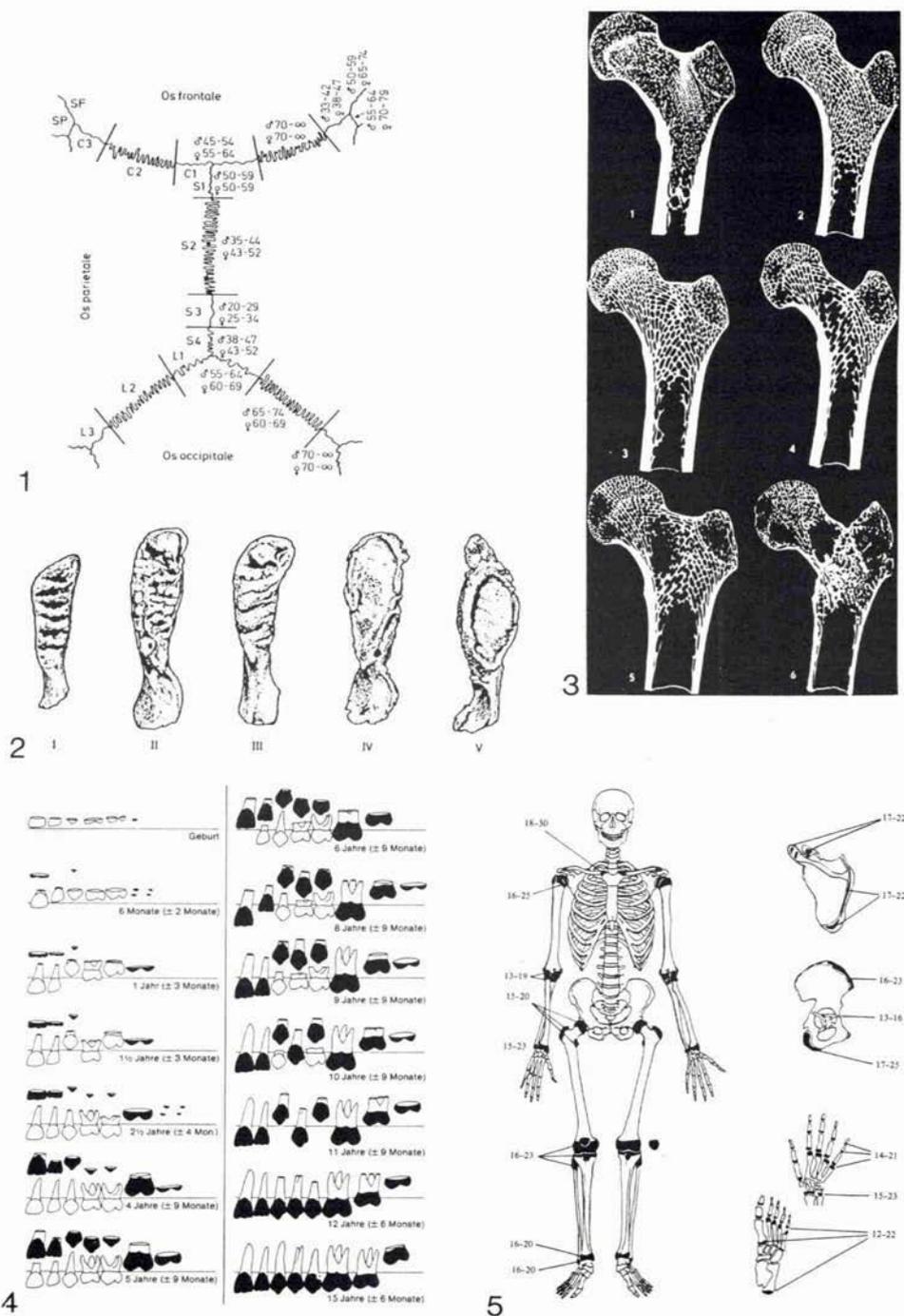


Abb. 3 Altersbestimmungen am Skelett Erwachsener, Kinder und Jugendlicher: Altersveränderungen an (1) Schädelnähten, (2) Schambeinfuge, (3) Gelenkkopf des Oberschenkels, (4) am Gebiß und (5) Gelenken (vgl. SZILBASSY 1988; KRETER u. PANTKE 1979).

Altersbestimmung

Bei der Altersbestimmung an Skelettmaterial handelt es sich um die Feststellung des biologischen (nicht des kalendarischen) Alters eines Individuums zum Zeitpunkt seines Todes. Zur Altersdiagnose am Skelett Erwachsener wird heute zumeist eine kombinierte Methode angewendet (NEMESKÉRI, HARSÁNYI u. ACSÁDI 1960). Dazu werden vier knöcherne Strukturen (*Abb. 3*) nach ihren altersabhängigen Formveränderungen beurteilt:

1. Verknöcherungsgrad der inneren und äußeren Schädelnähte (Sutura coronalis, -sagittalis, -lambdoidea, -squamosa)
2. Oberflächenbeschaffenheit der Schambeinfuge (Facies symphysialis ossis pubis)
3. Struktur der Knochenbälkchen des oberen Gelenkendes des Oberarmes (proximale Humerusepiphyse)
4. Struktur der Knochenbälkchen des oberen Gelenkendes des Oberschenkels (proximale Femurepiphyse).

Die Altersbestimmung von Kindern und Jugendlichen erfolgt im wesentlichen nach dem Entwicklungsstand und Durchbruch der Zähne (Milch- und Dauerzähne) und den verschiedenen Verknöcherungsstadien der Gelenkenden (Epiphysen) des übrigen Skeletts (*Abb. 3*).

Ergebnis

Der stark fragmentarische Zustand der meisten Knochen erlaubte nur in wenigen Fällen eine Altersdiagnose. Von den Schädelteilen konnten nur diejenigen altersbestimmt werden, die sich eindeutig verschiedenen Personen zuordnen ließen. Ein Individuum war bei seinem Tode zwischen 20 und 30 Jahren alt (LÖA 1), ein weiteres war 30-40 Jahre (LÖA 2) und von einem dritten Individuum (LÖA 3) ließ sich nur feststellen, daß es älter als 30 Jahre gewesen sein muß. Weitere Schädel- und Kieferfragmente lassen lediglich die Aussage „erwachsen“, d. h. älter als 20 Jahre, zu.

Von den übrigen Skelettresten war nur ein linker Oberschenkel (LÖA 50) näher zu bestimmen. Er gehörte zu einem Jugendlichen zwischen 15 und 20 Jahren, da das Kniegelenk noch nicht verknöchert war. Von allen anderen Knochen kann man nur festhalten, daß sie zu erwachsenen Individuen gehören.

Geschlechtsbestimmung

Die Geschlechtsdiagnose am Skelett Erwachsener orientiert sich an Merkmalsunterschieden der Form und Größe bei Männern und Frauen. Becken und Schädel sind für die Geschlechtsbestimmung am besten geeignet (*Abb. 4*). Insbesondere das Becken, das bei der Frau seiner Funktion bei Schwangerschaft und Geburt gerecht werden muß, zeigt eine Reihe geschlechtstypischer Merkmale. Für die Geschlechtsdiagnose am Schädel wird ebenfalls eine Fülle an Merkmalen herangezogen. Sie tragen primär der Tatsache Rechnung, daß Männer auch am Schädel deutlicher ausgeprägte Merkmale besitzen. Ihrer Wertigkeit nach kann man die Merkmale in primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale einteilen und gewichten. Konnte eine sichere Geschlechtsdifferenzierung bisher nur am Skelett Erwachsener durchgeführt werden, lassen statistische Verfahren seit einiger Zeit auch eine Geschlechtsbestimmung bei Kindern und Jugendlichen zu (SJOVOLD 1988).

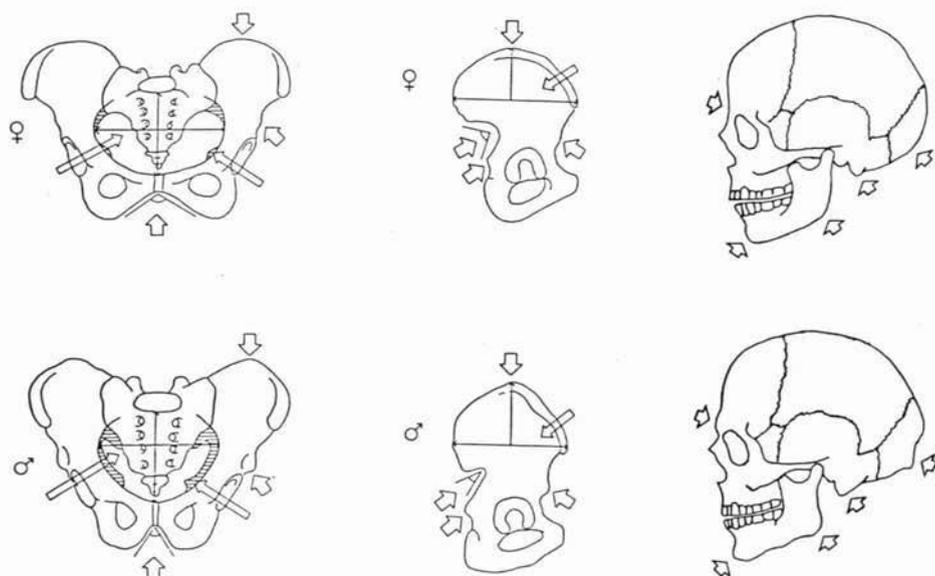


Abb. 4 Merkmale zur Geschlechtsbestimmung am (1) Becken (nach Gerhard 1985) und (2) Schädel erwachsener Männer und Frauen.

Ergebnis

Im Gegensatz zur Altersbestimmung konnten für die Geschlechtsdiagnose mehr Skelettreste herangezogen werden, da diese teilweise an kleineren Fragmenten durchgeführt werden kann. Zwei bereits altersbestimmte Schädel ließen auch eine Geschlechtsbestimmung zu, die in einem Fall weiblich (LöA 1), im anderen Fall männlich (LöA 3) lautet. Zwei linke Beckenfragmente (LöA 13 und 19) gehören zu Männern, ein rechtes Beckenfragment (LöA 15) zu einer Frau. Schon allein aufgrund ihrer Größe fallen zwei Oberschenkel (LöA 44/45) im Skelettmaterial auf. Sie gehören mit hoher Wahrscheinlichkeit zu dem von REVELLIO (1934) erwähnten Skelett, das als „besonders groß“ geschildert wurde. Besondere Umstände, nämlich eine schwere Arthrose am rechten Oberschenkel und das Vorliegen einer verheilten Fraktur am rechten Unterschenkel, lassen vermuten, daß die Unterschenkel LöA 54 und 55 wohl ebenfalls zu dem „großen Mann“ gehören.

Als Ergebnisse der Alters- und Geschlechtsbestimmungen lassen sich einige Individualdaten (Tab. 1) der Bestattungen vom Alenberg zusammenstellen. Diese sind vorerst nur als kleiner Ausschnitt der Lokalbevölkerung anzusehen und deshalb nicht als repräsentativ zu betrachten.

Tab. 1: Individualdaten der frühmittelalterlichen Skelettreste vom Alenberg, Löffingen

Inventar-Nr. *	Alter	Geschlecht
LöA 1	20 - 30	weiblich
LöA 2	30 - 40	unbestimmt
LöA 3	> 30	männlich
LöA 50	15 - 20	unbestimmt

* Weitere Skelettreste sind lediglich als „erwachsen“ bestimmbar. Von diesen konnte bei einigen das Geschlecht festgestellt werden.

Körperhöhenrekonstruktion

Untersuchungen zur Schätzung der Körperhöhe stützen sich vor allem auf Längenmessungen der großen Gliedmaßenknochen (RÖSING 1988). Da Körpergrößen und Proportionen zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Bevölkerungen stark schwanken, gibt es jeweils spezielle mathematische Formeln, um über Längenmessungen die Körperhöhe zu schätzen. Für Männer und Frauen existieren getrennte Formeln.

Da das Löfflinger Skelettmaterial bei der Bergung nicht nach Bestattungen getrennt wurde, können hier nur linke und rechte Langknochen mit hoher Wahrscheinlichkeit als einander zugehörig bestimmt werden. Weitere Zuordnungen sind nur in Ausnahmefällen möglich, wie im Fall der Fraktur und Arthrose. Da keine genügend absicherbare Diagnose des Geschlechts an den Langknochen möglich ist, wurde bei dem gesamten Material auf die Schätzung der Körperhöhe verzichtet. Nur soviel läßt sich mit Bestimmtheit sagen: Eines der geborgenen Individuen muß eine für die damalige Zeit enorme Größe gehabt haben.

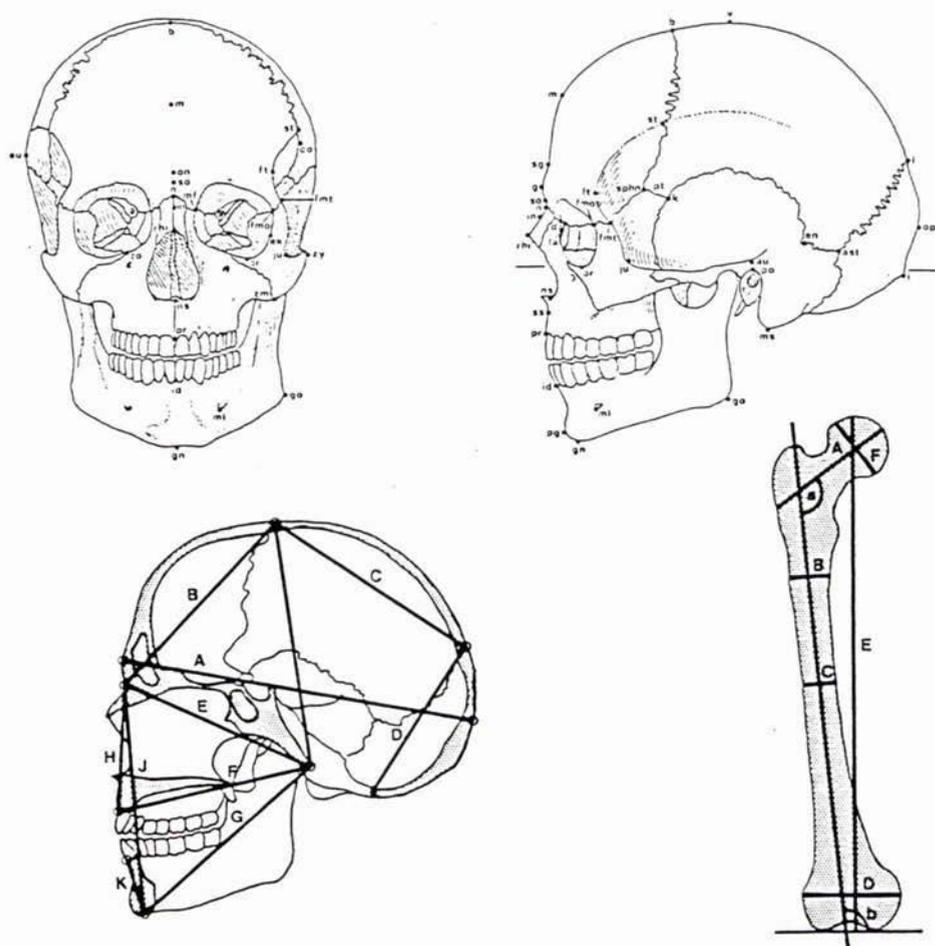


Abb. 5 Osteometrie: Ausgewählte Meßpunkte (nach Martin 1928) und Meßstrecken (nach Techler-Nicola 1988).

Osteometrie

Während morphognostisch/typognostische Schemata die nicht meßbare Variabilität des Menschen (z.B. Gesichtsumriß, Kinnform) charakterisieren, ist es Ziel der Osteometrie, Größen, Formen und Winkel mit exakten Meßmethoden zu erfassen (*Abb. 5*). Die Morphognose an Skelettmaterial wird primär zur Geschlechtsbestimmung benutzt, sonst ist sie methodisch von untergeordneter Bedeutung. Gesichts- und Schädelmaße spielen bei der Abgrenzung einzelner Populationen und bei der Geschlechtertrennung eine wesentliche Rolle. Sie bilden auch die Basis für die Berechnung sog. Indizes, von denen z.B. der Längen-Breiten-Index (LBI) eine Einschätzung der Populationszugehörigkeit erlaubt oder langfristige Veränderungen der Schädelform bei früheren Bevölkerungen anzeigen kann. Aufgrund des schlechten Erhaltungszustandes wurde beim Löfflinger Skelettmaterial auf die Durchführung osteometrischer Untersuchungen verzichtet.

Pathologica

Aus alten Schriftquellen und durch paläomedizinische Untersuchungen der Überreste früherer Bevölkerungen wissen wir, daß Krankheiten den Menschen seit Urzeiten begleiten (WELLS 1967). Es ist die Aufgabe der Paläopathologie, krankhafte Veränderungen, die sich am Skelett zeigen, zu erfassen und gegebenenfalls eine Todesursache zu benennen, was jedoch nur selten möglich ist. Knochenerkrankungen machen nur einen geringen Teil der möglichen Erkrankungen aus, sie vermitteln dennoch einen guten Einblick in das Erkrankungsspektrum ehemaliger Bevölkerungen, insbesondere deren Lebens- und Arbeitsbedingungen und die Konflikthäufigkeit (degenerative Veränderungen, Traumata), beantworten Fragen nach alters- und geschlechtstypischen Erkrankungen und lassen unter bestimmten Voraussetzungen epidemiologische Studien zu (BUHMANN u. FUCHS 1983; CZARNETZKI, UHLIG u. WOLF 1983; KAUFMANN 1984).

Neben den direkt an Knochen und Zähnen sichtbaren Erkrankungen wie Knochenentzündungen, Frakturen, Zysten, Knochentumoren, degenerativen Erkrankungen, Entwicklungsstörungen des Skeletts, Karies und Parodontalerkrankungen können auch ernährungs- und umweltbedingte Krankheitsvorgänge am Skelett diagnostiziert werden. Einige von anderen Organen ausgehende Krankheiten lassen sich sekundär am Knochen beobachten (z.B. Tuberkulose, Metastasen von Weichteiltumoren). Über die Erfassung der individuellen Krankheitsbelastung wird es möglich, diese innerhalb von Bestattungskomplexen nach Alter, Geschlecht sowie gelegentlich nach sozialen Gruppen auszuwerten. Neben bereits makroskopisch sichtbaren Befunden können zur differentialdiagnostischen Beurteilung röntgenologische, histologische und histochemische Verfahren zur Anwendung kommen (SCHULTZ 1988). Eine wichtige Rolle spielt das Erkennen von Artefakten, d. h. der Ausschluß pseudopathologischer Befunde (z. B. Tierfraß, Bodenchemismus, Verbiegungen durch Lagerung), die nach Grablegung an Knochengewebe entstehen können.

Ergebnisse

Als herausragenden pathologischen Befund kann man eine Schienbeinfraktur mit resultierender Arthrose bei einem erwachsenen Mann bezeichnen. Bei diesem Individuum handelt es sich um den schon von REVELLIO (1934) als überaus groß beschriebenen Mann. Zwar liegen beide Ober- und Unterschenkel vor (LÖA 44/45 und 54/55), jedoch ist keiner der 4 Langknochen so gut erhalten, daß eine Körperhöhenschätzung möglich wäre. Die krankhaften Befunde dagegen sind deutlich diagnostizierbar. Der distale (untere) Teil des rechten Schienbeins ist gegenüber dem proximalen Teil verschoben, und die Bruchenden sind unter Verkürzung knöchern verwachsen (*Abb. 6a-c*). Ursache ist eine Unterschenkelschragfraktur,

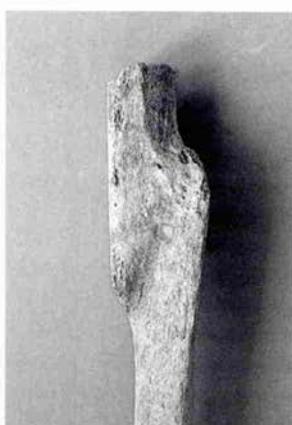


Abb. 6a Rechtes (frakturiertes) und linkes Schienbein der männlichen Bestattung (LÖA 54/55) von frontal.

Abb. 6b Röntgendarstellung beider Schienbeine von dorsal (hinten).

Abb. 6c Detail des frakturierten Schienbeins von dorsal (hinten).

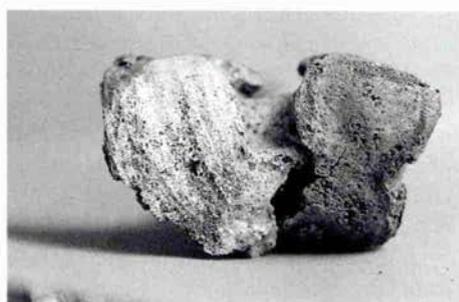
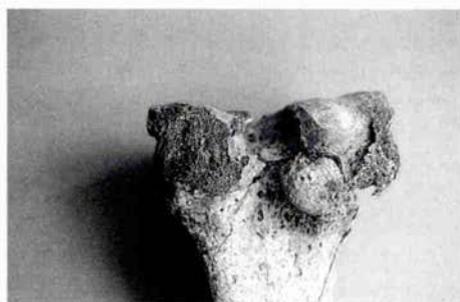


Abb. 7a Rechtes Kniegelenk des Oberschenkels mit Randzackenbildung (Arthrose) und glatt polierter Gelenkfläche nach Knorpelverlust.

Abb. 7b Detail des Gelenks mit Randzacken und Facies eburnea (glatten Gelenkflächen).

möglicherweise durch einen Sturz. Da das Bein nach der Fraktur wohl zwar ruhiggestellt, nicht aber reponiert wurde, ist der Bruch in Fehlstellung verheilt. Als primäre Folge resultiert daraus eine Verkürzung des Beines um 3-4 cm. Da Infektionsfolgen nicht festzustellen sind, handelte es sich wahrscheinlich nicht um einen offenen Bruch.

Beachtlich sind die sekundären Folgen der Fraktur. Die Beinverkürzung führte nicht nur zu einem hinkenden Gang, die Fehlbelastung des Kniegelenkes hatte starke Verschleißerscheinungen (arthrotische Gelenkflächenveränderungen) an Ober- und Unterschenkel des betroffenen Beines zur Folge. Dies wird am Kniegelenk des rechten Oberschenkels sichtbar, das nach vollständigem Knorpelverlust und Reibung mit der Gelenkfläche des Schienbeines eine glatt poliert wirkende Oberfläche (Facies eburnea) und deutliche Randzackenbildung aufweist (Abb. 7a, b). Verminderte Beweglichkeit des Beines und dauernde Schmerzen schränkten die Tätigkeit des Mannes wohl stark ein.

Weitere Pathologica an den Skelettresten sind nur wenige auszumachen. Betrachten wir zunächst die relativ vollständige Bestattung (LÖA 1), die im neuen Museum präsentiert wird. In Ober- und Unterkiefer fehlen postmortal insgesamt 17 Zähne bei einem intravitalen Verlust (Zahn 46)*). Ein Unterkieferzahn (Zahn 36) zeigt leichte Karies (Caries media). Die Zähne 38

* Zahnbezeichnung nach der internationalen zweiziffrigen Nomenklatur

und 48 waren nicht angelegt, die Zähne 28 und 22 zeigen Reduktionsform (Mikrosymptom von Aplasie), eine in dieser Form typische Kombination von Zahnzahlanomalien. Ein weiteres Unterkieferfragment (LöA 12) mit postmortal fehlenden Zähnen zeigt im Bereich des Zahnes 37 eine knöcherne Veränderung (Zyste?), wie sie typischerweise als entzündliche Reaktion des Kiefers auf eine tiefe kariöse Zerstörung eines Zahnes auftreten kann (ALT 1987). Als zusätzlichen Befund zeigt dieser Kiefer das Bild einer chronisch marginalen Parodontitis mit starkem Höhenabbau der knöchernen Zahnfächer. Grund dafür war vermutlich ungenügende Zahnpflege und Zahnsteinbildung.

Zusammenfassung

Die alamannischen Skelettreste vom „Alenberg“ sind ein wichtiger Beleg für die frühmittelalterliche Ortsgeschichte von Löffingen. Das Ergebnis ihrer Bearbeitung zeigt, daß trotz der widrigen Ausgangssituation (Altfunde, Notbergung) und des damit verbundenen archäologischen Informationsdefizits dennoch einige kulturhistorisch wichtige Fakten zusammengetragen werden konnten. Für eine umfassende Analyse der alamannischen Besiedlung von Löffingen reichen diese Befunde zwar nicht aus, sie sind jedoch ein Mosaikstein, der nun für die zukünftige Forschung erhalten bleibt. Der besondere pathologische Befund einer Schienbeinfraktur und die Beschreibung von deren Spätfolgen sind ein Beispiel für die Ausagemöglichkeiten paläomedizinischer Untersuchungen und lassen Deutungen über das individuelle Schicksal eines von einem Unfall Betroffenen zu. Sie belegen aber auch die Hilfestellung durch die Familie und die Dorfbewohner, sind also ein Spiegelbild des Sozialverhaltens im Frühmittelalter.

Anhang

Inventarliste zum Skelettmaterial Löffingen/Alenberg

LöA 1	Schädel mit UK, fem., 20-30 Jahre; großer Defekt im Os frontale s, -parietale s; Os occipitale frag; beide Kiefer fast komplett
LöA 2	Kalotte, 30-40 Jahre; Os frontale frag mit Supraorbitalbereich d, Os parietale d, Os occipitale frag
LöA 3	Os frontale frag mit Orbitaanteil d, masc., >30 Jahre
LöA 4	Pars petrosa s
LöA 5	Os occipitale frag (pathologisch)
LöA 6	Os parietale d frag mit Anteil Sutura coronalis
LöA 7	Os frontale frag mit Anteil Sutura coronalis
LöA 8	Os parietale s frag mit Anteil Sutura lambdoidea
LöA 9	Os parietale d frag mit Anteil Sutura lambdoidea
LöA 10	Ossa parietalia frag mit Anteil Os frontale frag
LöA 11	UK s frag bis Zahn 43
LöA 12	UK s frag bis Zahn 34
LöA 13	Pelvis s frag, masc.; Os ischium frag, -pubis frag, Acetabulum
LöA 14	Pelvis d frag; Os ischium frag, Acetabulum
LöA 15	Pelvis d frag, fem.; Os ilium frag, -ischium frag, Acetabulum
LöA 16	Pelvis s frag; Os ilium frag, Acetabulum
LöA 17	Pelvis d frag, Os ischium frag, Acetabulum
LöA 18	Pelvis d frag; Os ilium frag, Os ischium frag, Acetabulum
LöA 19	Pelvis s frag, masc. Os ilium frag mit Facies auricularis, Acetabulum
LöA 20	Pelvis s frag; Os ilium frag mit Crista iliaca und Facies auricularis
LöA 21	Scapula s frag mit Cavitas glenoidalis, Processus coracoideus, Acromion
LöA 22	Scapula d, fast komplett
LöA 23	Scapula s, fast komplett
LöA 24	Clavicula s, subadukt
LöA 25	Clavicula s, Facies articularis acromialis frag
LöA 26	Clavicula d, Facies articularis acromialis frag

LöA 27	Clavicula d frag, nur Diaphyse
LöA 28	Os sacrum, S1 frag
LöA 29	Os sacrum frag, nur S1
LöA 30	Humerus d, Caput leicht beschädigt
LöA 31	Humerus s frag, nur Diaphyse
LöA 32	Humerus s frag, proximale 2/3 komplett
LöA 33	Humerus d frag, proximales 1/3 komplett
LöA 34	Humerus s frag, nur Diaphyse
LöA 35	Humerus d frag, ohne Caput
LöA 36	Caput humeri d
LöA 37	Ulna d frag, proximale 2/3 komplett
LöA 38	Ulna s frag, ohne Olecranon und Caput ulnae
LöA 39	Ulna d frag, proximales 1/3 komplett
LöA 40	Ulna indet frag, nur Diaphyse frag
LöA 41	Radius d frag, nur Diaphyse
LöA 42	Radius s frag, ohne Caput radii
LöA 43	Radius d frag, nur Diaphyse
LöA 44	Femur d frag, masc.; proximale Epiphyse fehlt (pathologisch)
LöA 45	Femur s frag, masc.; distale Epiphyse fehlt
LöA 46	Femur d, Caput angewittert
LöA 47	Femur s frag, ohne Caput
LöA 48	Femur d frag, ohne Caput, distale Epiphyse stark angewittert
LöA 49	Femur s frag, ohne Caput, Condylus medialis fehlt
LöA 50	Femur s, subadult, Epiphysen angewittert
LöA 51	Femur d frag, nur Diaphyse
LöA 52	Femur s frag, nur Diaphyse
LöA 53	Patella
LöA 54	Tibia d frag, masc.; proximale Epiphyse fehlt (FRAKTUR)
LöA 55	Tibia s frag, masc.; proximale Epiphyse fehlt
LöA 56	Tibia d frag, distale Epiphyse fehlt
LöA 57	Tibia s frag, nur Diaphyse
LöA 58	Tibia d frag, distale Epiphyse fehlt
LöA 59	Tibia s
LöA 60	Tibia d frag, proximale Epiphyse fehlt
LöA 61	Tibia s
LöA 62	Tibia s frag, nur Diaphyse frag
LöA 63	Fibula indet frag, nur Diaphyse frag
LöA 64	Fibula indet frag, nur Diaphyse frag
LöA 65	Talus d
LöA 66	Caput femoris d
LöA 67	Caput femoris s
LöA 68	Femur frag, nur proximale Diaphyse mit Collum
LöA 69	Femur frag, nur distale Epiphyse frag
LöA 70	Femur frag, nur distale Epiphyse frag
LöA —	2 Beckenfragmente
LöA —	9 Rippenfragmente
LöA —	4 Wirbelfragmente
LöA —	11 Knochenfragmente

fem	– femininum
masc	– masculinum
frag	– fragmentarisch
d	– rechts
s	– links

Literatur

- ALT, K.W. (1987): Zahnerkrankungen sind schon tausende von Jahren alt. Zahnärztl. Mitt. 77: 2274-2287.
- BUHMANN, D. u. J. FUCHS (1983): Krankheit und Heilung. Armut und Hilfe. Villingen.
- CHRISTLEIN, R. (1978): Die Alamannen. Archäologie eines lebendigen Volkes. Stuttgart-Aalen.
- CZARNETZKI, A., C. UHLIG u. R. WOLF (1983): Menschen des frühen Mittelalters im Spiegel der Anthropologie und Medizin. Stuttgart.
- FINGERLIN, G. (1985): Hüfingen, ein zentraler Ort der Baar im frühen Mittelalter, in: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.), Der Keltenfürst von Hochdorf. Methoden und Ergebnisse der Landesarchäologie. Stuttgart, 410-447.
- GARSCHA, F. (1970): Die Alamannen in Südbaden. Katalog der Grabfunde. Berlin.
- HASENFUSS, K. (1980): Chronik von Löffingen. Löffingen.
- KAUFMANN, B. (1984): Diagnose am Skelett. Ausstellungskatalog des Naturhistorischen Museums Basel. Basel.
- MÜLLER, W. (1974): Die Christianisierung der Alemannen, in: HÜBENER, W. (Hrsg.), Die Alemannen in der Frühzeit.
- NEMESKÉRI, J., L. HARSÁNYI u. G. ACSÁDI (1960): Methoden zur Diagnose des Lebensalters von Skelettfunden. Anthropol. Anz. 24: 70-95.
- REVELLIO, P. (1934): Löffingen (A. Neustadt), in: Badische Fundberichte Bd. III, H.5.
- RÖSING, F.W. (1988): Körperhöhenbestimmung aus Skelettmaßen, in: KNUSSMANN, R. (Hrsg.), Anthropologie. Bd. I/1. Stuttgart, New York, S. 586-600.
- SCHULTZ, M. (1988): Paläopathologische Diagnostik, in: KNUSSMANN, R. (Hrsg.), Anthropologie. Bd. I/1. Stuttgart, New York, S. 480-496.
- UNSER, S. u. GARSCHA, F. (1962): Fundschau 1957-1959: Alamannisch-fränkische Zeit. Bad. Fundber. 22, 279-283, Tafel 101.
- WELLS, C. (1967): Diagnose 5000 Jahre später. Bergisch-Gladbach.

Die Legende vom Gnadental

von August Vetter

Das Gnadental, das sich südlich von Neudingen aufwärts zieht, furcht in seinem obersten Teil den Nordabhang der Länge. Seine weitgeöffneten Flanken, die vom Gutmadinger Kapf, dem Bruderholz mit der Reute und dem Stollenwinkel gebildet werden, verflachen abwärts, bevor sie ins Donauried übergehen. Im oberen Teil, wo auf flachgründigem Malm Wald stockt, steigt die Talsohle jedoch steil an. Knapp unterhalb der Waldgrenze, die den Übergang des Braunjuras in den Weißjura markiert, steht neben einem Gehöft die Gnadentalkapelle.

Die Gnadentalkapelle ist eine Wallfahrtskapelle zu Ehren der Mutter Anna. Das Gnadenbild auf dem Hochaltar gibt aber Zeugnis von einer älteren Wallfahrt zur Gottesmutter, die bereits im hohen Mittelalter aufgekommen sein dürfte. Allerdings weiß die mündliche Überlieferung nur von derjenigen zur Mutter Anna zu berichten. Die bei der Bevölkerung der Baar auch heute noch bekannte Legende ist in verkürzter Form lebendig. Sie hat auch in die landschaftsgebundene Literatur Aufnahme gefunden¹⁾, muß sich aber mit kurzen Hinweisen oder Darstellungen zufrieden geben. Im Zusammenhang mit der Erstellung der Stadtgeschichte Hüfingens tauchte eine handschriftliche Fassung der Legende der Wallfahrt ins Gnadental auf. Sie trägt den Titel: „Die Gnadenthalsage bei Neudingen“ und ist von Marina von SCHNEIDER gefertigt. Sie bezeugt, die Legende im Juni des Jahres 1892 abgeschrieben zu haben. Die Schreiberin vermerkt zusätzlich, daß ihre Vorlage nach der Aussage eines Mannes aus Sumpfohren von F. J. RASINA erstmals niedergeschrieben worden sei. RASINA stammte aus Donaueschingen und verstarb im Jahre 1892 im Landesspital Hüfingen.²⁾

1. Der Wortlaut der Legende

In uralten Zeiten, in denen es noch viele Heiden bei uns gab, hauste im Thälchen ob dem Siegesberge bei Neudingen ein barfußiger Einsiedler mit schneeweißen, sein Haupt nur noch spärlich bedeckenden Haaren und einem über die Brust herabfallenden Silberbarte von dem man allgemein glaubte, daß er über hundert Jahre alt sein müsse. Er trug eine braune Kutte, die er mit einem schwarzen Stricke um die Lenden festband, und wandelte, sich auf einen Gebirgsstock stützend, um eine Klause herum, die er seine liebste Heimath auf Erden nannte. Den hohen Pilgerstab hatte er einst mit eigener Hand auf dem Libanon gefällt, von dem er auf den Golgotha und nach Jerusalem sich sehnte, nach dem verheißenen neuen Sion. Dieser Mann gab dem Platze, auf welchem er der heiligen Anna sein Leben widmete, den Namen Gnadenthal, dessen Umgegend damals noch viel rauher war als heute: weit und breit nichts als Wald, wildes Gestrüpp, mit Pilzen und Binsen bewachsene Sümpfe, die jedoch den frommen Eremiten, den man Bruder Nikolaus hieß, wenig genierten.

Uns verzärtelten Leutchen würde ein solcher Aufenthaltsort nicht gefallen, aber ihm gefiel er, der abgehärtete Mönch schlief hier jahrelang auf dem bloßen Erdboden. In dem kleinen Kapellchen, welches er seiner Heiligen zum Danke für die glückliche Gefangenschaft der Ungläubigen erbaut und geschenkt hatte, betete er nur, er bewohnte es nicht.

An einem ihrer Namenstage befahl ihm einst seine Patronin: „Schlafe nicht mehr im Freien, kein Mensch soll sich das Leben durch übermäßiges Abhärten verkürzen! Schlafe, du bist hochbetagt, in dem neben meinem Kapellchen für dich bestimmten Bett!“

Der Eremit fand den ertheilten Befehl für nicht recht begreiflich und dachte: „Wer wird mir ein Bett geben?“ Als er aber zur rechten der Mutter Anna auf einmal aus dem Erdboden eine Bretterhütte emportauchen sah, erstaunte er vor Schrecken.

„Fürchte dich nicht“, beruhigte ihn die Heilige, „ich gebe dir dieses Hüttchen für die mir erbaute, zum Geschenke verehrte Kapelle“, und verschwand.

Der alte Nikolaus bat wegen seiner Ungläubigkeit Gott um Verzeihung. „Meinem gekreuzigten Heilande both einst der Satan Königreiche an, die er ausschlagen mußte. Auch ihm gehörte nicht einmal ein Stein, auf den er sein Haupt zu legen berechtigt war. - Mich Unwürdigen überrascht der Himmel mit annehmbaren³⁾ Geschenken!“ So pries er den Allmächtigen. In der Hütte fand er einen Tisch, eine Bibel, einen Betstuhl, einen Sarg, eine Truhe und (eine) eiserne Schüssel. Der Sarg gefiel ihm am besten. „In dem will ich selig werden“, jubelte er. In diesem Sarg schlief er und deckte sich, wenn es kalt wurde, mit dem daraufliegenden Brettle bis an die Schultern hinauf zu. Er blieb nie lange darin liegen und verwandte sein Leben lieber zum Seligwerden als zum Schlafen. Wenn ihm das Knien auf dem Betstuhltrappchen zu weh tat, gebrauchte er den Sarg als Bank vor den der Tisch mit der daraufliegenden Bibel hingestellt wurde. Die Truhe diente ihm zur Aufbewahrung weniger Lebensmittel, bestehend in Haselnüssen, eßbaren Beeren und Schwämmen⁴⁾, von denen ihm ein geringer Vorrath genügte. Aus den selbstgesammelten Bücheln⁵⁾ gewann er das Öl zum Auffüllen des Ewigen Lampenlichtes; nur selten kochte er etwas damit. Mit der Schüssel holte er Labung aus einer längst versiegten Quelle, herrliches Trink- und Weihwasser. Alle Menschen, auch die Heiden, selbst die wilden Thiere liebten den Bruder Nikolaus. Ihm zu Gefallen schossen die Jäger kein Stück Wild in seiner Nähe. Hirsche, Rehe, Häschen fraßen ihm das Futter von der Hand weg, mit der er sie kosend streichelte. Drosseln, Meisen, Finken setzten sich auf seinen ausgestreckten Zeigefinger und pffiften. Sie fürchteten ihn nicht, weil er sie im Winter oft vor dem Verhungern bewahrte und gar nie einem Thier etwas zu leid that. Fleisch aß er nie, er fastete immer. - Nur wenn ihm ein Rathholender ein Fischchen schenkte, kochte er es in der ehernen Schüssel auf den kommenden Freitag.

Man hielt ihn für einen Weisen. Selbst die Heiden frugen ihn um Rath. Oft wurde er von einem ganz gleich gekleideten Fremden besucht, welchem er nach seinem Tode das Hüttchen mit allen Herrlichkeiten, ausgenommen den Sarg, hinterließ. Am Schlusse seines Testaments schrieb er: „Diene Gott wie ich und begrabe mich im Sarge der heiligen Anna, den ich Dir, wie auch ihr Kapellchen, welch letzteres ich ja der Heiligen zum Geschenke gegeben habe, nicht vermachen kann.“

Der Fremde kam, nahm die Erbschaft in Besitz, begrub den ersten Nikolaus vor dem Altar im Annakapellchen, zimmerte sich einen neuen Sarg und gebrauchte ihn wie sein verstorbener Freund. Auf diese Weise folgte jahrhundertlang ein Eremit dem anderen, die alle zu Ehren des ersten Waldbruders den Namen Nikolaus annahmen und in den Himmel kamen. Einer von diesen war der vertrauteste Freund seines noch verdienstvolleren Namensbruders, welchen der Papst zum Bischof ernannte.

Ihr kennt ihn wohl, die Kirche erklärte ihn für einen Heiligen, und an seinem Namensfeste legt er allen braven Kindern schöne Sachen ein⁶⁾; Brotringe, Obst, Kuchen usw. Aber den Eltern, namentlich den Müttern der bösen Kinder, gibt er nur eine Ruthe.

Es kamen Zeiten, über welche selbst die Mutter Anna im Himmel droben weinte, in denen ihr anfänglich ein Eremit im Gnadenthale ebenso treu wie der erste Nikolaus diente. „Heilige“, flehte dieser zu ihr empor, „die Leute sind gottlos geworden, ich getraue mich nicht, einen würdigen Erben im ganzen Lande zu finden. Mein rastloses Suchen nach einem Verehrer und Bewohner deines Heiligthums - es ist umsonst. Befreie mich aus dieser Schmach!“ Und siehe, endlich erhörte der Allmächtige die Fürbitte Annas und gewährte dem letzten Nikolaus im Gnadenthal den letzten Wunsch. „Liebe Großmutter“, sprach er, „ich billige das Verlangen deines Dieners. Nimm ihn mitsamt deiner Kapelle zu uns herauf.“ Die geliebte Großmutter antwortete ihm: „Mir geschehe, wie meiner Tochter, nach deinem Wort!“

Als der letzte Gnadenthaler Eremit, der ihr so lieb wie der erste geworden war, sie wieder einmal vor dem kleinen Altar knieend um Erlösung bat, küßte ihn der Engel des Todes, und die Mutter der glorreichen Mutter zog seine Seele samt ihrem Kapellchen zu sich in den Himmel hinauf. Das geschah in einer Heuernte, in der man ein starkes Erdbeben spürte und

einen Kometen hoch ob der Länge gesehen hatte. Jedermann hielt diese Ereignisse für Anzeichen eines noch lange fortdauernden Kriegselendes. Zum Glück irrten sich die armen Leute, denn die Herren der Welt waren bereits daran, die Verträge von Münster und Osnabrück zu unterschreiben.

In der Frühe des darauffolgenden Tages erschauten die in den Riedwiesen heuenden Klosterhörigen einen Regenbogen von solcher Farbenpracht, wie sie noch keinen erblickt, aber sie fielen in große Bangigkeit, als sie wahrnahmen, daß die Hütte und das Kapellchen im Gnadenthal über Nacht verschwunden sein mochten. Sogleich schickten sie einen Bericht darüber ins Kloster, welchen die Äbtissin ihren Schwestern und dem Herrn Pfarrer mittheilte, worauf man unter Kreuz und Fahne auf den Unglücksplatz hinaufzog. Hier lag die Leiche des verstorbenen Waldbruders neben einem frisch gegrabenen Grabe. Von der Kapelle sah man keine Spur mehr und im Hüttchen nur noch ein Häufchen Asche, auf dem der Sarg stand. Man drückte dem Todten die Augen zu, legte ihn in den Sarg und begrub ihn. Dem letzten Nikolaus wurde damit allein eine feierliche Leichenbegleitung erwiesen, denn alle seine Vorgänger begruben ihre Erben⁷⁾ früher im Annathale ohne Prunk in stiller Mitternacht, wie es der erste Nikolaus zu thun befohlen. Über die besprochenen Ereignisse und ihre Bedeutung wußten auch die Gelehrtesten keine genügende Auskunft zu erteilen.

Die Welt, wir selbst und jedes Wesen sind wunderbare Geschöpfe, die niemand zu ergründen vermag. Wir halten in unserer Kurzsichtigkeit aber alle Dinge für alltäglich und pflegen z. B. zu sagen: „In der Blumenfabrikation hat man es in Paris zur höchsten Vollkommenheit gebracht.“ Selbst der größte Künstler in diesem Fache kann nicht einmal ein Blumenblättchen machen. Es ist leichter, mit lächerlichen Einfällen den Glauben an das Wunderbare zu erschüttern, als ihn vernünftig zu begreifen. Eine erbärmliche Anmaßung stachelt dabei unseren Stolz zu vornehm thuhender Thorheit auf. Christus lehrte: Der Friede sei mit euch!

Auch die Zisterzienserinnen von Neudingen freuten sich wieder dieses Himmelsgeschenkes. Dreißig Jahre hatte im deutschen Reiche ein unmenschlicher Krieg gewüthet, welcher die herrlichsten Dome von der Erde wegfegte, aber das Annakapellchen nicht. Kein Schriftsteller, kein gedrucktes Buch spricht von seinen Nikolausen, aber es ist nichts destoweniger wahr, daß sie lauter Gott wohlgefällige Männer waren. Sonst lebte ihr Andenken nicht mehr im Munde eines sie nie vergessenden Volkes fort.

Auch eine Äbtissin von Neudingen bezweifelte die im Gnadenthal einst vorgefallenen Ereignisse. Gewissensbisse darüber störten ihre Andacht während der nächtlichen Horen⁸⁾. Nach einer schlaflosen Nacht fühlte sie sich einst so, daß sie ein längeres Verweilen auf dem Lager für nöthig hielt. Das war ihr Glück, denn im Traum erschien ihr nun die Heilige ihres Klosters und sprach: „Öffne deine Augen Zweiflerin!“ Sie gehorchte, und sich mitten im Gnadenthale befindend, sah sie die Mutter Anna mit ihrer Kapelle in den Himmel hinaufschweben, während Blitzesflammen die Eremitenhütte verzehrten. Rasch erhob sie sich und entdeckte im Klosterarchive in einer Mappe die getreuste Abbildung der Gegenstände, die sie eben mit offenen Augen, aber sonst in ihrem Leben nie gesehen.

Sie erzählte ihren Schwestern die Vision, Gott dankend, daß sie für immer von einer quälenden Zweifelsucht befreit sei. Die Zisterzienserinnen bewahrten die Sage vom Gnadenthale in ihrem Herzen und erzählten sie dem Volke. Die Bewahrerinnen heiliger Erinnerungen baten im Laufe der Zeit die heilige Anna, sie möge doch das Kapellchen getrost wieder auf die Erde herabstellen, ihr gelobend, sie darin wie die verstorbenen Nikolaue verehren zu wollen.

„Liebe Schwestern“, gab sie ihnen zur Antwort, „was der Himmel aufgenommen hat, bleibt im Himmel. Wenn ihr aber zum Dank für den wiedergeschenkten Frieden etwas thun wollt, so sorgt dafür, daß mir für das ehemals kleine Kapellchen ein helles Kirchlein auf dem Platz desselben hingebaut wird.“

Diesen Wunsch zu erfüllen gelang den Zisterzienserinnen mit Hilfe gleichgesinnter Glaubens-

genossen. Schon mehrere Mal z.B. im großen Revolutionskriege, kurz nach ihm und selbst in jüngster Zeit drohte auch dem jetzigen Gnadenkirchlein der Untergang, aber die Andacht zur heiligen Großmutter Anna erweckte ihm immer Beschützer, denen seine Erhaltung zur Ehre gereicht.

„Kinder, sagt, sind wir diesen Braven nicht dafür zu danken schuldig?“ „Früli, früli!“¹⁰⁹ pflegen die aufmerksamen und dankbaren Kleinen dann dem Erzähler entgegenzurufen.

2. Zum Alter der Legendenfassung

Im Legendentext ist die Rede vom großen Revolutionskrieg, der Zeit kurz danach und selbst von der jüngsten Zeit.¹¹⁰ Gemeint sind die Kriege im Gefolge der Französischen Revolution (1789 - 1794) und der napoleonischen Zeit sowie der Reichsdeputationshauptschluß (1803), der die Säkularisierung und Mediatisierung beinhaltet. Damals wurde nicht nur das Fürstentum Fürstenberg mediatisiert, sondern auch das Kloster Maria Hof bei Neudingen aufgehoben. Zudem verordnete Generalvikar Ignaz von Wessenberg am 4. März 1809, daß an den Wallfahrtsorten alle auf die Wallfahrt bezüglichen Feierlichkeiten künftig wegfallen müßten.¹¹¹ Das wollte besagen, daß die Wallfahrten nicht mehr zu pflegen seien. Damals verödeten die meisten Wallfahrten der Baar.¹¹²

Mit der in der vorliegenden Legendenfassung genannten jüngsten Zeit wird auf die Jahre um 1860 hingewiesen. Auf sie bezogen notierte Marina von SCHNEIDER¹¹³: „Alljährlich machten die Klosterfrauen von Neudingen gemeinsam eine Wallfahrt nach dem Gnadenthal. Das Gnadenthal war um 1860 in einem solchen schlechten Zustand, daß die Fürstlich Fürstenbergische Verwaltung das Kirchlein zu einem Schafstall umändern wollte. Da ging der Kastenknecht¹¹⁴ Keller in Neudingen zum damaligen Fürsten Karl Egon II. († 1869) zu Fürstenberg und bat ihn dringend, daß er solches nicht geschehen lassen möge, worauf seine Tochter, die Prinzessin Amalie die Altäre und das Innere etwas herstellen ließ.“¹¹⁵ Diese Notiz gibt zu erkennen, daß die Legende in der vorliegenden Form frühestens während der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts entstand. Sie erfuhr damals sicherlich nicht nur die genannte Erweiterung, die auf das jüngste Zeitgeschehen Bezug nimmt. Ohne Zweifel stellen auch die direkte Ansprache der Kinder am Ende der Erzählung und die angedeutete Darstellung des Nikolausbrauchtums Zutaten aus der gleichen Zeit dar. Beide Stellen weisen aber auch auf den Erzähler hin. Da er sich in erster Linie an die Kinder als Zuhörer wendet und mit seiner Erzählung neben informativen vorwiegend belehrende Ziele im Auge hatte, dürfte er in einem Pfarr- oder Schulhaus zu suchen sein. Es soll jedoch nicht verkannt werden, daß die Erzähler von Sagen und Legenden vorwiegend unter den Eltern und Großeltern zu suchen sind. Diese Feststellungen wollen nicht andeuten, daß die Legende erst während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand. Sie geht in ihrem Kern ohne Zweifel in weitaus ältere Zeiten zurück.

3. Zum historischen Gehalt

Daß die Kapelle im Gnadental und mit ihr die Wallfahrt auf das Gelübde eines Kreuzfahrers ins Heilige Land zurückgehe, mag einen wahren Kern enthalten. Eine andere Version der Legende will wissen, daß der erste Eremit im Tal an der Länge am Dritten Kreuzzug (1189 - 1192), auf dem Kaiser Friedrich I., Barbarossa, im Grenzfluß Saleph den Tod fand, teilgenommen habe und in die Hände der Sarazenen gefallen sei.¹¹⁶ Belege dafür ließen sich allerdings bis heute nicht beibringen.

Eine völlig literarische Gestalt stellt jener Gnadentaler Bruder Berthold dar, den J. Viktor v. SCHEFFEL im „Juniperus“, seiner Kreuzzugserzählung, als Kreuzzugsprediger für den genannten Kreuzzug Barbarossas während einer Fastnachtsveranstaltung an der Donauquelle

aufzutreten läßt.¹⁷⁾ Heiden, die im hohen Mittelalter beim frommen Gottesmann im Gnadental hätten Rat suchen können, gab es mit Sicherheit in der Baar nicht mehr.

Hermann LAUER vermutet, daß sich im Gnadental Brüder schon vor der Gründung des Frauenklosters Auf Hof in unmittelbarer Nachbarschaft bei Neudingen niedergelassen gehabt haben könnten.¹⁸⁾ Diese Annahme dürfte für den Fall zutreffen, daß Hermann LAUER vom Jahr 1274 als dem Gründerjahr des Klosters auf dem Hügel über der jungen Donau ausgeht. In jenem Jahr erlaubte der Konstanzer Bischof Rudolf zwar einer Frauensammlung auf dem Platz, auf dem einst ein fränkischer Königshof gestanden hatte, an einer ihnen zugewiesenen Kapelle einen Geistlichen zu halten sowie ein Bethaus und eine Wohnung zu errichten,¹⁹⁾ aber die Sammlung bestand schon einige Zeit früher. Bereits 1244 werden nämlich die Nonnen von Wonnental bei Kenzingen „sorores de Nidingen prope Kencingen“ genannt.²⁰⁾ Damit dürfte die Neudinger Frauensammlung wenigstens seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts bestanden haben. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß die Frauen schon zur Zeit des Dritten Kreuzzuges in Neudingen ansässig waren. Das Anniversarienbuch des Klosters Auf Hof nennt nämlich die Grafen von Urach als Gründer des Klosters.²¹⁾

Das dem Dominikanerorden zugehörige Frauenkloster war von 1515 an unbesetzt, aber 1559 lebte wieder eine Schwester, wohl die Priorin Maria Velsenberg, im Anwesen, und 1562 zogen acht Ordensfrauen aus dem Kloster Lauingen, die als „usgetribne frowen im ellend“ genannt werden,²²⁾ in Neudingen ein. Auf Bitten des Grafen Heinrich von Fürstenberg gesellten sich den Lauinger Cisterzienserinnen 1573 noch zwei Lichtenthaler Nonnen zu.²³⁾ Papst Gregor XIII. (1572-1585) incorporierte den neuen Konvent dem Cisterzienserorden.²⁴⁾

Karl WACKER²⁵⁾ führt als Jahr der ersten schriftlichen Erwähnung des Gnadentals das Jahr 1276 an. In jenem Jahr verzichteten Propst Heinrich und der Konvent des Klosters Öhningen zugunsten des Klosters Auf Hof auf alle ihnen im Gnadental zustehenden Rechte. Der Wallfahrtsort wurde damit dem Frauenkloster eingegliedert.²⁶⁾ Zusätzlich vergabten der Ritter Konrad von Tengen und seine beiden Söhne Konrad und Heinrich am 23. Oktober 1296²⁷⁾ den Frauen zu Neudingen einen Wald an der Länge. Er heißt bis zum heutigen Tag Bruderholz. Zur Zeit der Vergabung zählte er zum „Dietrichenhof“ in Aulfingen, der ebenfalls Besitz derer von Tengen war. Die neue Besitzerin, die den Wald nicht veräußern durfte, verpflichtete sich, jeweils am 8. Tag nach dem Fest des hl. Gallus (16.10.) für die Eltern des Ritters Konrad und seine Nachkommen einen Gottesdienst zu halten. Der Wald sei vom Vater Konrads, dessen gedacht werden sollte, den Mönchen zu Öhningen gestiftet worden, ist zugleich zu erfahren.

Die Nennung der Brüder im Gnadental im Zusammenhang mit dem Bruderholz ist die einzige auf uns gekommene datierte Nachricht über das Vorhandensein von Mönchen an der Länge ob Neudingen.²⁸⁾ Martin MÜNZER²⁹⁾ ist der Meinung, daß die Brüder, die zum Konvent der Augustiner-Chorherren des Bodenseeklosters Öhningen zählten, damals wieder abgezogen seien. Den Chorherren am Untersee sei wohl die Verwaltung des abgelegenen Besitzes zu beschwerlich gewesen, vermuten BRÜSTLE / WACKER³⁰⁾. Darum sei der Wallfahrtsort dem Neudinger Frauenkloster unterstellt worden.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß nach dem Abzug der Brüder Einsiedler im Gnadental lebten. Im Nekrolog des Klosters Auf Hof ist am 22. April zwar ein Bruder Bertold von Gnadental erwähnt, aber zu seiner Person nichts weiteres aufgeführt.³¹⁾ BRÜSTLE / WACKER³²⁾ schreiben, daß Kapelle und Einsiedelei während des Dreißigjährigen Krieges zerstört worden seien. Außer der Legende lassen sich dafür allerdings keine konkreten Hinweise finden. Ob im Gnadental seit dem frühen 14. Jahrhundert bis zum Dreißigjährigen Kriege tatsächlich eine Einsiedelei bestand, ist ebenfalls nicht belegt und muß zumindest dahingestellt bleiben.

Es darf angenommen werden, daß die Frauen Auf Hof das Kirchlein nach dem Abzug der Brüder in ihre Obhut nahmen und dessen Besitzerinnen wurden. Dafür spricht, daß der Klosterkaplan Hans von Tannheim der Kapelle im Gnadental im Jahr 1346 jährlich ein Maß Öl vermachte.³³⁾ Als die Kapelle 1473 völlig ruiniert lag, versah Generalvikar Hermann von Kon-

stanz den Wallfahrtsort am 23. November des genannten Jahres 1473 mit einem Ablass von 40 Tagen.³⁴⁾ Die frommen Beter gewannen ihn dann, wenn sie die Wallfahrt nach abgelegter Beicht und empfangener Kommunion mit einem Almosen verbanden. Die Verleihung dieses Ablasses galt als Beisteuer zu einem Neubau.³⁵⁾ Die erneuerte Kapelle überdauerte den Niedergang des nahen Frauenklosters und fiel offenbar auch dem Dreißigjährigen Krieg nicht völlig zum Opfer.³⁶⁾ Wohl nur notdürftig hergerichtet, wurde sie 1687 „von Grund auf neu erbaut“³⁷⁾. Auch in der Folgezeit mußte das Kirchlein immer wieder mehr oder weniger gründlich renoviert werden.³⁸⁾

Der anspruchslose Bau mit dem Dachreiter besitzt eine Außenkanzel, die ihn als Wallfahrtskirchlein ausweist. Die Kanzel trägt die Jahreszahl 1619 und ist mit einem Wappen geziert.³⁹⁾ Diese Jahreszahl läßt annehmen, daß damals eine umfassende Erneuerung vorgenommen worden sein könnte.⁴⁰⁾ Martin MÜNZER⁴¹⁾ sieht im Westgiebel den ältesten Teil der Kapelle, denn an dessen Innenseite lassen sich an der Giebelspitze romanische Fensterbogen erkennen, und auch der Torbogen ist romanischen Ursprungs. Er könnte nach MÜNZER⁴²⁾ um das Jahr 1100 entstanden sein.⁴³⁾



Abb. 1 Innenansicht der Gnadenkapelle (aus: K. WACKER, Der Landkreis Donaueschingen).

Auch das Gnadenbild weist weit in die Vergangenheit zurück. Die Statue stellt die Gottesmutter mit dem Jesuskind dar. Sie soll in der Zeit um 1450 entstanden sein.⁴⁴⁾ Martin MÜNZER⁴⁵⁾ meint allerdings, sie frühestens in die Jahre um die Mitte des 16. Jahrhunderts einordnen zu sollen.⁴⁶⁾ Die Plastik der Mutter Anna selbdritt auf dem linken Nebenalтарь datiert er in die Mitte des 15. Jahrhunderts, vermutet aber ein wesentlich höheres Alter.⁴⁷⁾ Nach Marina von SCHNEIDER⁴⁸⁾ weist die sitzende Haltung der Mutter Anna auf ein hohes Alter der Statue. Sie nennt die Zeit um 1200 als Zeit ihrer Entstehung. Die etwa meterhohe Statue weise zudem den für die damalige Zeit „etwas rohen Schnitt“ auf, argumentiert sie, sieht sie aber kunstgerecht behandelt. Belegen läßt sich das Alter der Statue auf dem Nebenalтарь aber ebensowenig wie das Alter der Muttergottesfigur. Es wird wohl zu Recht angenommen, daß die Anna selbdritt-Figur aus der alten Klosterkirche Auf Hof in das Gnadenalтарь gekommen sei,

denn im Kloster wird eine solche anlässlich eines Wunders⁴⁹⁾, das sich vor 1736 ereignet habe, erwähnt.⁵⁰⁾

Im Jahr 1852 brannte das Kloster ab und wurde nicht mehr aufgebaut. Auf dem Platz der ehemaligen Klosterkirche entstand die Gruftkirche des Hauses Fürstenberg in klassizistischem Stil. Damals sollte auch die Gnadentalkapelle als allgemein zugängliches Gotteshaus erneuert werden. Die Renovation wurde 1853 durchgeführt. (Im Jahr 1971 mußten die Altäre ein weiteres Mal neu gefaßt werden.) Spätestens 1853 sei das Bild der Mutter Anna im Gnadental aufgestellt worden, glaubt Martin MÜNZER⁵¹⁾ annehmen zu können.

Im Gegensatz zur Aussage der Legende scheint nach dem Augenschein die Wallfahrt zur Mutter Anna im Gnadental jüngeren Datums zu sein. Hermann LAUER⁵²⁾ berichtet, daß Hofkaplan Rudolf Rauber während der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts die Annawallfahrt am Annatag (26. Juli) eingeführt habe. Daß die Wallfahrt zur Mutter Anna nicht so alt ist, wie es die Legende wahrhaben will, bezeugen auch die Patrone der Kapelle, unter denen die hl. Anna nicht aufgeführt ist.

Daß auch über die Wallfahrt die Nachrichten spärlich seien, wurde schon 1739 geklagt, als man festzustellen versuchte, welchen Heiligen die Altäre geweiht seien.⁵³⁾ Nur zwei Tafelchen gaben Aufschluß über die vorhandenen Altäre. Danach waren der Hauptaltar und die beiden Nebenaltäre durch Abt Egon Anselmus XXXII. von Salem konsekriert worden. Er weihte den Hochaltar der Jungfrau Maria und St. Vitus, den linken Seitenaltar den Heiligen Blasius, Maria Magdalena und Sebastian.⁵⁴⁾ Zum rechten Seitenaltar, auf dem die Himmelfahrt Mariens dargestellt ist, fehlen sämtliche weiteren Hinweise.⁵⁵⁾

Das Wallfahrtskirchlein im Gnadental beherbergte bis zu einem Einbruchdiebstahl eine große Zahl von Motivbildern, die kulturgeschichtlich teilweise wertvoll geworden sind.⁵⁶⁾ Das älteste von ihnen trug folgende Inschrift: „Anno 1648 da ein Closterfrau auf Dorf⁵⁷⁾ und Drey Layen Schwestern sambt einer Magdt, das Wunderthätige Bildt Unser Lieben Frauen l: so wegen der Schwedischen Soldaten grausamen Bildtstürmery Allweg geflöchtet und anderwärtß in sicherheit getragen worden :l widerumb alford in sein vorigeß orth beglathen, werendt der auf dem weg daß Liecht vom Lufft erlösch wars, Ist solcheß nah bey der Capell ohne menschliches Zuthuen auf wundervoller weiß mit Verwunderung und Freuden allein glänzender und heller worden. Auß Dankbarkeit wir darbey yedes Gott und Maria lobthen jetzt und alle Zeiten. Amen.“

Wenn der Tafeltext die Gnadentalkapelle auch nicht ausdrücklich nennt, besteht kein Zweifel daran, daß sie gemeint ist, denn das Gnadensbild ist eindeutig identisch mit demjenigen des Hochaltars. Marina von SCHNEIDER vermerkt 1902 allerdings:⁵⁸⁾ „Als nach der Aufhebung des Klosters Maria Hof⁵⁹⁾ in Neudingen eine Versteigerung war, wurde unter anderen Gegenständen auch eine Erinnerungstafel zum Verkaufe ausgestellt, welche die Klosterfrauen malen ließen. Als im Jahr 1648 nach Beendigung des 30jährigen Krieges eine Kloster-samt drei Layenschwestern und einer Magd das wundertätige Muttergottesbild vom Gnadental zur Nachtzeit wieder ins Gnadental trugen, ist das Licht in der Laterne vom Luft ausgelöscht, aber in der Nähe vom Gnadental brannte es ohne angezündet Allen heller und glänzender als zuvor. Das Bild ist dunkel gemalt und stellt den Nachthimmel vor. Durch Fügung Gottes kam diese Tafel in die Hände der Jungfrau Gertrud Keller in Neudingen. Und zu ihrer Lebzeit noch kam dieses Bild zu ihrer eigenen Freude nach Hüfingen.“

Man ist versucht, anzunehmen, daß Marina von SCHNEIDER Besitzerin der Motivtafel wurde und sie ins Gnadental zurückgegeben haben könnte. Auch diese Tafel belegt, daß die Wallfahrt zur Mutter Anna jüngeren Datums ist und auf einer alten Wallfahrt zur Gottesmutter fußt. Es bleibt die Frage, ob die Wallfahrt zur Mutter Anna eine Tradition im säkularisierten Frauenkloster Maria Hof fortsetzte.⁶⁰⁾

Die Wallfahrt ins Gnadental zählte zu keiner Zeit zu den großen Wallfahrten des Alemannenlandes, sie überdauerte aber die Jahrhunderte, und zu verschiedenen Zeiten zog das

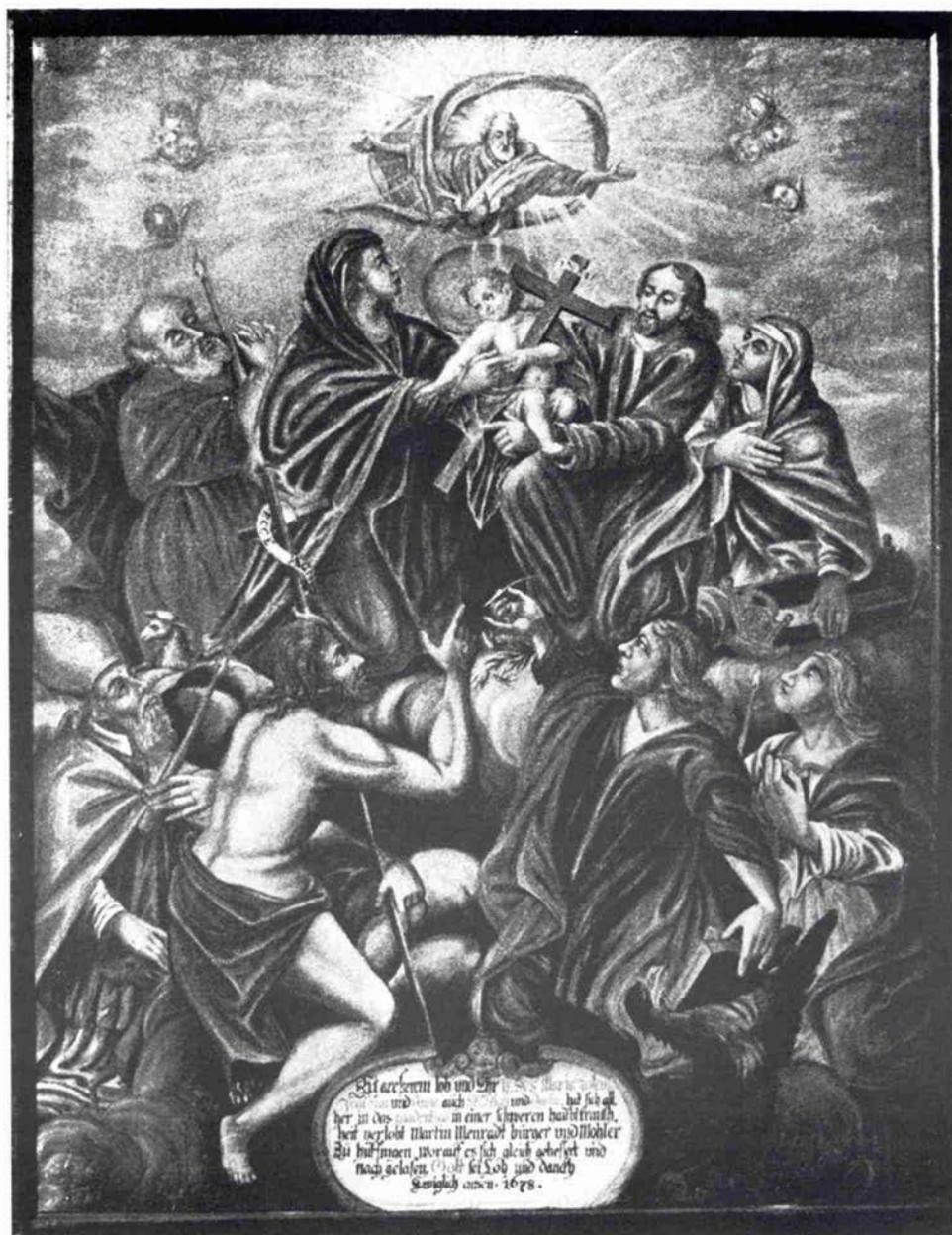


Abb. 3 Votivtafel des Hüfing Malers Menrad: Dank für die Heilung aus schwerer Krankheit 1678 (aus: M. MÜNZER, Die Geschichte des Dorfes Neudingen).

gläubige Volk der Baar in beachtlicher Zahl zur Gottesmutter und zur Mutter Anna ins Kirchlein an der Länge. Das beweisen die zahlreichen Motivbilder. Diese Zeugnisse gläubigen Vertrauens besagen aber auch, daß einst die Gläubigen beiderlei Geschlechts im Gnadental in ihren Anliegen und Nöten Hilfe suchten.

Anmerkungen

- ¹⁾ Vgl. BRÜSTLE, Hans / WACKER, Karl, Baar-Schwarzwald, Allensbach 1964. - LAUER, Hermann, Geschichte der katholischen Kirche der Baar, Donaueschingen 1921. - MÜNZER, Martin, Die Geschichte des Dorfes Neudingen, Neudingen 1973. - WACKER, Karl, Der Landkreis Donaueschingen, Konstanz 1966.
- ²⁾ FEURSTEIN, Heinrich, Zwei Volkssagen aus der Baar, Schr.d.Ver.f.Gesch.u.Natgesch.d.Baar 19, 1933, S.162. - VETTER, August, Hüfingen, Hüfingen 1984, S. 639. - Geändert wurden neben wenigen orthographischen Fehlern zum besseren Verständnis lediglich die Zeichensetzung und in wenigen Fällen die Satzstellung.
- ³⁾ Gemeint sein dürften statt annehmbaren angenehme Geschenke.
- ⁴⁾ Volkstümlicher Ausdruck für Pilze.
- ⁵⁾ Bücheln sind Buecheckern.
- ⁶⁾ Unter einlegen ist schenken zu verstehen.
- ⁷⁾ Richtig ist: ihre Vorgänger.
- ⁸⁾ Stundengebete.
- ⁹⁾ „Freilich, freilich!“
- ¹⁰⁾ Der Erste Koalitionskrieg dauerte von 1792 bis 1797, der Zweite von 1799 bis 1801.
- ¹¹⁾ LAUER, Hermann, Kirchengeschichte, S. 288.
- ¹²⁾ Ausgenommen war die Wallfahrt zum Witterschnee bei Löffingen, die damals großen Zuspruch fand.
- ¹³⁾ Stadtarchiv Hüfingen.
- ¹⁴⁾ Als Kasten bezeichnete man die herrschaftlichen Fruchtspeicher.
- ¹⁵⁾ BRÜSTLE, Hans / WACKER, Karl, Baar-Schwarzwald, S. 80. - Sie geben ohne Quellenangabe die vierziger Jahre an.
- ¹⁶⁾ BRÜSTLE, Hans / WACKER, Karl, Baar-Schwarzwald, S. 78. - WACKER, Karl, Landkreis, S. 141.
- ¹⁷⁾ SCHEFFEL, Joseph Victor v., Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers, Stuttgart 1891, S. 45 f.
- ¹⁸⁾ LAUER, Hermann, Kirchengeschichte, S.70.
- ¹⁹⁾ LAUER, Hermann, Kirchengeschichte, S.69.
- ²⁰⁾ FUB. V, 235 Anm. 1. - ZGO. VIII, S. 484. - MÜNZER, Martin, Neudingen.
- ²¹⁾ FICKLER, C. B. A., Anniversarienbuch des Klosters Maria Hof bei Neidingen, 1845, S 5 f. - MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 41.
- ²²⁾ FFA. Mitteilungen, II, 75.
- ²³⁾ FFA. Mitteilungen, II, 317.
- ²⁴⁾ FFA. Mitteilungen, II, 570 v. 1. Juli 1584.
- ²⁵⁾ WACKER, Karl, Landkreis, S. 175.
- ²⁶⁾ FUB. V, 277, 1. - ZGO. 26 NF, S. 93.
- ²⁷⁾ FUB. V, 277. - TUMBÜLT, Georg, Das Dominikanerinnenkloster Auf Hof zu Neidingen (1276 - 1560). - MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 219.
- ²⁸⁾ LAUER, Hermann, Kirchengeschichte, S. 71.
- ²⁹⁾ MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 219.
- ³⁰⁾ BRÜSTLE, Hans / WACKER, Karl, Baar-Schwarzwald, S. 79.
- ³¹⁾ TUMBÜLT, Georg, Auf Hof, S. 69. - Auch nach dem Wegzug der Mönche lebten zu verschiedenen Zeiten Einsiedler im Gnadental. Als 1735 eine Diebesbande im Kirchlein einfiel, schlugen die Diebe den Mesner und „gewesten Bruder“ Jakob Fehler und dessen Haushälterin blutig, berichtet Martin MÜNZER (Neudingen, S. 221).
- ³²⁾ BRÜSTLE, Hans / WACKER, Karl, Baar-Schwarzwald, S. 79.
- ³³⁾ FUB. III, 609. - TUMBÜLT, Georg, Auf Hof, S. 70.
- ³⁴⁾ Der Handel mit dem Ablass war ausdrücklich verboten. - Vgl. BRÜSTLE, Hans / WACKER, Karl, Baar-Schwarzwald, S. 80. Sie nennen irrtümlich das Jahr 1774. MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 219.
- ³⁵⁾ MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 219.
- ³⁶⁾ Vgl. BRÜSTLE, Hans / WACKER, Karl, Baar-Schwarzwald, S. 80.
- ³⁷⁾ FFA. Eccl. 13, Klosterakten Lade 24, Fasc. E 607.
- ³⁸⁾ MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 220 ff.
- ³⁹⁾ MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 223, bezeichnet es als Wappen des Klosters Auf Hof. Karl WACKER, Landkreis, S. 225, sieht in ihm ein Bischofswappen. Marina von SCHNEIDER (Stadtarchiv Hüfingen) glaubte ein Äbtissinnenwappen sowie den hl. Georg mit geschwungenem Schwert zu erkennen.
- ⁴⁰⁾ MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 225 ff.
- ⁴¹⁾ Die Jahreszahl zeugt auch davon, daß die Kapelle den Dreißigjährigen Krieg unzerstört überstanden haben dürfte. Vgl. WACKER, Karl, Landkreis, S. 141. - BRÜSTLE, Hans / WACKER, Karl, Baar-Schwarzwald, S. 80.
- ⁴²⁾ MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 225.
- ⁴³⁾ Diese alten Bauelemente deuten zwar auf ein hohes Alter des Kirchleins hin, können aber als Abbruchteile von einem anderen Gebäude stammen.
- ⁴⁴⁾ Dieser Meinung sind auch Karl WACKER, Landkreis, S. 255. - Hans BRÜSTLE / Karl WACKER, Baar-Schwarzwald, S. 80. - Erna HUBER, Vom Schwarzwald zur Baar, Sigmaringen 1978, S. 76, und auch Marina von SCHNEIDER,

Stadtarchiv Hüfingen, Handschriftliche Notizen, nennt das Jahr 1450. Sie nimmt auch an, daß der „renovierte Anstrich“ aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg stamme. Der Mantel sei vergoldet, der „fast gerade herabfallende Leibrock“ rot und silber durchschimmert.

⁴⁵⁾ MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 226.

⁴⁶⁾ Vor einigen Jahren wurde die wertvolle Statue gestohlen.

⁴⁷⁾ MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 226. - Wenn er die Plastik als Bauernplastik bezeichnet, bezieht er sich - allerdings ohne Quellenangabe - wohl auf entsprechende Hinweise andernorts. Er ist auch der Ansicht, daß das Alter erst genauer geschätzt werden könne, wenn die alte Fassung freigelegt sei.

⁴⁸⁾ Stadtarchiv Hüfingen, Notizen.

⁴⁹⁾ Auf die Bitten seiner Mutter vor der Statue soll ein mißgebildetes Kind gesundet sein.

⁵⁰⁾ MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 227.

⁵¹⁾ MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 227.

⁵²⁾ LAUER, Hermann, Kirchengeschichte, S. 337. - MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 226.

⁵³⁾ FFA. Gnadental, Protokollbuch 1736/37.

⁵⁴⁾ Das frühere Altarbild stellt den hl. Blasius dar. Es befindet sich jetzt auf der Empore.

⁵⁵⁾ Martin MÜNZER, Neudingen, S. 227, glaubt, aus einer Prozessionsordnung, die aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammt, entnehmen zu dürfen, daß er dem hl. Markus gewidmet gewesen sein könnte. Er bezieht sich dabei auf eine Prozession, die einst am Markustag gehalten wurde. An diesem Tag hielten die Pfarrer von Pfohren, Gutmadingen, Neudingen und Sumpfohren jährlich abwechselnd den Gottesdienst. Da der „Marxtag“ zu den Bitagen zählte, waren Prozessionen an diesem Tag allerorts üblich.

⁵⁶⁾ Die wertvollsten von ihnen sind im FFA. geborgen. Die Statue der Mutter Anna selbdritt wird im Pfarrhaus in Neudingen aufbewahrt, aber jeweils am Annatag in die Kapelle gebracht.

⁵⁷⁾ Hier handelt es sich offensichtlich um einen Fehler. Richtig muß es statt „Dorf“ vielmehr „Hof“ heißen.

⁵⁸⁾ Stadtarchiv Hüfingen, Notizen.

⁵⁹⁾ Vgl. MÜNZER, Martin, Neudingen, S. 78.

⁶⁰⁾ BROMMER, Hermann, Wallfahrten im Erzbistum Freiburg, München 1990.

Die Reichsstadt Rottweil und ihr Untertanendorf Dauchingen im 17. und 18. Jahrhundert

von Edwin Ernst Weber

Mehr als drei Jahrhunderte, vom Erwerb der Ortsherrschaft durch die städtische Heilig-Kreuz-Bruderschaft 1479 bis zur Mediatisierung der Reichsstadt durch Württemberg 1802/03, bildete Dauchingen einen festen Bestandteil des Rottweiler Territoriums, das auf dem Höhepunkt seiner Ausdehnung im 17. Jahrhundert immerhin 26 Untertanendörfer im Bereich zwischen Oberndorf, Schramberg, Villingen, Spaichingen und Schömberg umfaßte.¹⁾ Wie andernorts Fürsten, Klöster oder Reichsritter, so war im Rottweiler Fall die Reichsstadt, das heißt die städtische Bürgergemeinde und der Magistrat als deren Sachwalterin, die Herrschaft der über eine Vielzahl von Einzelrechten und Leistungsorderungen an Rottweil gebundenen Dorfgemeinden und ihrer bäuerlichen Bevölkerung. Diese Herrschaftsrechte, deren Bündelung bei einem Inhaber im territorial zersplitterten deutschen Südwesten erst den Aufbau von Landesherrschaft ermöglichte, hatten bis ins 19. Jahrhundert tiefgreifende Auswirkungen auf die dörflichen Verhältnisse und Entwicklungen.

Am auffallendsten ist dies bei der Grundherrschaft, die die ländlichen Besitz- und Sozialstrukturen determiniert und die dörfliche Gesellschaft in eine Schicht landbesitzender, spannfähiger Bauern und eine Schicht nahezu landloser, zumeist bettelarmer Tagelöhner spaltet. Von 1712 ½ Jauchert, welche die Dauchinger Gemarkung ohne Allmende 1714 umfaßt, haben 1592 ¼ Jauchert die 22 Bauern des Dorfes inne, für den knapp 40 Haushalte umfassenden „Rest“ verbleiben dagegen nur karge 120 ¼ Jauchert.²⁾ Der weitaus überwiegende Teil des bäuerlichen Grund und Bodens besteht aus grundherrschaftlich gebundenem Feldbesitz, der den Bauern gegen eine feste, ertragsunabhängige jährliche Abgabe in erster Linie an Getreide zumeist erblich (Erbzinsgut oder „Erblehen“), seltener auch nur auf Lebenszeit („Fallehen“ oder „Schupflehen“) zur Nutzung überlassen wird. Von diesem Lehensbesitz sind die unterbäuerlichen Schichten nahezu gänzlich ausgeschlossen, ihnen verbleibt zumeist nur ein karges Eigengut, das die familiäre Subsistenz nicht gewährleisten kann und zusätzliche Einnahmequellen außerhalb des eigenen Klein- oder Zwergbetriebes unabdingbar macht. An der Größe des jeweiligen Hofes wiederum bemißt sich die Teilhabe des Inhabers am genossenschaftlich genutzten Gemeinbesitz des Dorfes, der Allmende, wie indirekt auch der politische Einfluß innerhalb der bäuerlichen Gemeinde und deren Einrichtungen.³⁾

Während andernorts, namentlich im benachbarten (Alt-) Württemberg, die Landarmut eine wenngleich bescheidene, zusätzliche Erwerbsquelle in handwerklicher und gewerblicher Betätigung findet, bleibt im Rottweiler Herrschaftsgebiet den unterbäuerlichen Schichten diese Möglichkeit weitestgehend versperrt: Mit Rücksicht auf die städtische Zunftbürgerschaft und deren „Nahrung“ verhindert Rottweil konsequent das Aufkommen eines dörflichen Handwerks und verpflichtet die Bewohner seines Territoriums zum ausschließlichen Gebrauch der Stadthandwerker. Die Zugeständnisse, welche die Rottweiler Landschaft in sich über einhundert Jahre hinziehenden Auseinandersetzungen auf diesem Gebiet der Reichsstadt abtrotzen kann, bleiben im Vergleich zur gewerblichen Infrastruktur der Nachbarschaft mehr als bescheiden. Während das württembergische Schwenningen 1721 immerhin elf Weber, acht Schuster, sieben Schneider, sieben Bäcker, fünf Wirte, fünf Schmiede, vier Wagner, vier Zimmerleute, drei Metzger, zwei Müller, zwei Ölschläger, zwei Schreiner, zwei Küfer, zwei Barbierer und einen Sattler aufweist, sind Dauchingen durch den Rottweiler Landschaftsrezess von 1698 gerade ein Schmied, ein Wagner, ein Schneider, ein Maurer und ein Zimmermann erlaubt.⁴⁾ Die Steuerbeschreibung von 1714 führt mit Gregori Aigeldinger darüberhinaus auch einen „Beckh“ auf. Eine wichtige Ursache der verspäteten gewerblichen Entwicklung der ehemaligen Rottweiler Untertanendörfer, die bis weit ins 19., ja teilweise 20. Jahrhundert fast

ausschließlich landwirtschaftlich strukturiert bleiben, ist im reichsstädtischen „Handwerkerzwang“ zu suchen.

In analoger Weise sind die Rottweiler Untertanen zum Nutzen der städtischen Verbraucher bei der Vermarktung ihrer Getreide- und sonstigen Naturalienüberschüsse ausschließlich auf die Reichsstadt und deren Markt festgelegt. Auf den Fruchtverkauf auf den offenbar lukrativeren Märkten oder an private Abnehmer der „ausländischen“, will heißen außerhalb des Rottweiler Territoriums gelegenen Nachbarschaft stehen Strafen, Ausnahmen werden von der Reichsstadt allenfalls befristet in Zeiten agrarischer Konjunkturen mit einem Getreideüberangebot und niedrigen Preisen zugestanden.⁵⁾ Für die reichsstädtischen Bauern bedeutete dieser einseitig auf die Sicherung der „Nahrung“ der Stadtbürgerschaft ausgerichtete Marktzwang eine eklatante Schmälerung ihrer Markt- und Verdienstmöglichkeiten, entsprechend zahlreich sind die Verstöße gegen dieses obrigkeitliche Gebot.

Auf der anderen Seite sind die dörflichen Untertanen und hier in allererster Linie die mit abgaben- und steuerpflichtigen Vermögenswerten ausgestatteten Vollbauern mit einer Fülle von Leistungsverpflichtungen gegenüber der Reichsstadt und in geringerem Umfang auch anderen Herrschafts- und Titelinhabern belastet. Bei einem Gesamtertrag der Dauchinger Getreidewirtschaft von etwa 2750 Malter im Jahre 1704 gehen von vornherein 275 Malter für den Zehnten, den sich die Rottweiler Bruderschaft und der Dauchinger Pfarrer als Berechtigte teilen, sowie 203 Malter 11 ½ Viertel für die Bodenzinsen an die diversen Grundherren der Dauchinger Bauern ab.⁶⁾ Hinzu kommt eine ganze Fülle weiterer, vor allem aus der Ortsherrschaft erwachsener Abgaben- und Leistungspflichten in Gestalt der jährlichen Mayersteuer, des vor allem von den dörflichen Tagelöhnern und Hintersassen zu entrichtenden Sitzguldens (seit 1698 Vogtrechtsgeld) oder der jährlich durch die spannfähigen Bauern zu leistenden 153 Fuhrfronen, um nur die markantesten Beispiele anzuführen.⁷⁾

An die Seite dieser Feudallasten tritt seit dem 16. Jahrhundert eine immer drückender werdende und in den Kriegs- und Krisenzeiten zumal des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts die Existenz zahlreicher Höfe gefährdende Besteuerung durch den frühneuzeitlichen „Staat“. Vergleichsweise erträglich ist dabei noch die von Rottweil den Untertanen (wie auch den Stadtbürgern) abverlangte Kameralsteuer, die 1619 auch auf dem Land eingeführt und seit den 1650er Jahren in eineinhalbfacher Höhe erhoben wird.⁸⁾ Bei einem seit 1698 gültigen Steuersatz von 25 x pro 100 fl Steuervermögen werden der Immobilien- und Viehbesitz, Aktivkapitalien und die Ausübung eines Handwerks besteuert; auf den bäuerlichen Feldern und Häusern lastende Grundrenten und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zur Hälfte auch Passivkapitalien sind abzugsfähig. Den Charakter einer indirekten Verbrauchssteuer trägt das von der Reichsstadt auf alkoholische Getränke erhobene Umgeld.

Eine unvergleichlich höhere Dauerbelastung als diese in die städtischen Schatullen fließenden Steuern stellen die vor allem für die militärischen Bedürfnisse von Reich und Reichskreis erhobenen Anlagen dar.⁹⁾ Die Rottweiler Untertanen sind dabei gleich in doppelter Weise benachteiligt: Zum einen überfordert der Rottweiler Matrikularanschlag, der Verteilungsschlüssel für die auf die einzelnen Reichs- bzw. Kreisstände umgelegten Geldforderungen von Reich und Reichskreis, trotz verschiedener „Moderationen“ und anderer Nachlässe mit seit 1683 noch 177 fl eindeutig die ökonomische Leistungskraft der im 17. und 18. Jahrhundert gewerblich stagnierenden Reichsstadt und ihrer rein agrarisch strukturierten Landschaft. Zum anderen werden innerhalb des Rottweiler „Stadtstaates“ die vor allem in Kriegszeiten eklatant hohen Aufwendungen an die Kreiskasse, für Truppeneinquartierungen und das rottweilische Kontingent zum „miles perpetuus“, dem auch in Friedenszeiten mit verminderter Stärke beibehaltenen stehenden Heer des Schwäbischen Kreises, unter weitgehender Schonung der Stadtbürgerschaft zum allergrößten Teil auf die Landuntertanen abgewälzt. Während den Stadtbürgern selbst in den härtesten Kriegszeiten über die regulären 1 ½ Kameralsteuern hinaus um des innerstädtischen Friedens willen selten mehr als eine halbe oder auch mal

ganze „Extraordinarsteuer“ aufgebürdet wird, haben die Untertanen nach den Berechnungen einer kaiserlichen Oeconomie- und Debitkommission von 1752/53 in Friedenszeiten pro Jahr wenigstens sechs, in Kriegszeiten sogar 13 ½ Anlagen aufzubringen.¹⁰⁾ Bei Einrechnung der 1 ½ Kameralsteuern ergibt dies eine jährliche Steuerbelastung auf 100 fl Steuervermögen von 6 fl 15 x in Kriegs- und von 3 fl 7 ½ x in Friedenszeiten.

Ein Großteil der Bauern gerade auch in Dauchingen kann diese enormen Steueranforderungen zumal in Kriegszeiten nur durch die Aufnahme immer neuer Schulden bewältigen. 1714 beispielsweise, am Ende einer 40jährigen ruinösen Kriegsperiode, steht einem Gesamtvermögen der 67 Dauchinger Steuerpflichtigen in Höhe von 37 743 fl ein Schuldenstand von 20 653 fl gegenüber.¹¹⁾ 1740/41 sodann, nach einem Vierteljahrhundert mit relativ geringen Militär- und Steuerlasten, wird das Dauchinger Steuervermögen auf 38 239 fl 59 ½ x, der Schuldenstand aber immer noch auf 15 809 fl 14 ½ x beziffert.¹²⁾ Die bäuerliche Wirtschaft des Rottweiler Territoriums, deren Ressourcenspielräume gleichzeitig durch einen rapiden Bevölkerungsanstieg in den Dörfern geschmälert werden,¹³⁾ befindet sich seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert in einem Zustand der chronischen strukturellen Überforderung. In Krisenzeiten in Gestalt vor allem von Kriegen und Mißernten mit den damit einhergehenden vermehrten herrschaftlichen Leistungsforderungen und reduzierten Verdienstmöglichkeiten kann diese prekäre Lage rasch in eine akute Existenzgefährdung auch für zahlreiche Vollbauern umschlagen. Symptomatisch ist eine nicht geringe Zahl von Gantfällen, d. h. Zwangsverkäufen überschuldeter Höfe.¹⁴⁾

Die Rottweiler Untertanen befinden sich mithin in einer ausgesprochenen Zwickmühle: Einerseits sind sie mit überproportional hohen herrschaftlichen Steuer- und Abgabenforderungen belastet, andererseits werden sie durch den städtischen Wirtschaftszwang an den zur Bewältigung dieser Lasten erforderlichen Markteinnahmen gehindert. Diese vielfach existenzbedrohliche Zwangslage bildet den wesentlichen Hintergrund für die vehementen Untertanenkonflikte, die seit 1684 einhundert Jahre lang den Rottweiler „Stadtstaat“ immer wieder vehement erschüttern und die Beziehungen zwischen Stadt und Land, zwischen städtischen Bürgern und dörflichen Bauern ganz nachhaltig belasten.

Die Gemeinde Dauchingen ist an allen diesen Auseinandersetzungen, die mit jahrelangen Prozessen zwischen Reichsstadt und Landschaft vor dem kaiserlichen Reichshofrat, Leistungsverweigerungen der Untertanen und nicht selten auch handfesten Tumulten im Territorium einhergehen, tatkräftig beteiligt. Interessant ist dabei, daß 1684 eine Mehrheit der Dorfbürger die Beteiligung der Gemeinde am ersten landschaftlichen Prozeß sogar gegen den anfänglichen Widerstand der beiden führenden Amtsträger, von Dorfvogt Hans Schlienker und von Untervogt Hans Jacob Hürth, durchsetzt.¹⁵⁾ Den Höhepunkt der „Renitenz“ und „Halsstarrigkeit“ der Dauchinger Bauern bringen indessen die Jahre 1753 bis 1770, als die Gemeinde gewissermaßen im Alleingang die Landesherrschaft der Reichsstadt und die damit verbundenen Leistungsansprüche fundamental in Frage stellt.¹⁶⁾ Die Dauchinger Untertanen berufen sich auf die Rechts- und Abgabenverhältnisse, wie sie ausweislich des wiedererlangten Kaufbriefes 1479 beim Erwerb des Dorfes durch die Rottweiler Heilig-Kreuz-Bruderschaft bestanden hatten. Alle über die dort beschriebenen herrschaftlichen Rechte und Leistungsansprüche hinausgehenden Forderungen der reichsstädtischen Obrigkeit werden aus dieser altrechtlichen Haltung heraus rigoros bestritten: Die von Rottweil alljährlich verlangten Fronen werden dabei ebenso in Frage gestellt wie die Besteuerung durch Stadt, Kreis und Reich, die „gewalthätige aufbürdung der Rottweilischen Handwercksleüthe“, der Marktzwang oder die Erhebung von Zöllen.¹⁷⁾

Nachdem die Gemeinde mit ihren Beschwerden und Forderungen 1753 bei einer in Rottweil tätigen kaiserlichen Debit- und Oeconomiekommission und 1755/56 beim Herzog von Württemberg als Mitinhaber des auf Rottweil bezogenen kaiserlichen Kommissionsauftrages kein Gehör gefunden hat, reicht sie am 1. Juli 1757 vor dem kaiserlichen Reichshofrat in

Wien, dem neben dem Wetzlarer Reichskammergericht obersten Reichsgericht, Klage gegen die reichsstädtische Obrigkeit und deren vermeintlich im Widerspruch zum alten Herkommen stehenden Rechts- und Leistungsanmaßungen ein. Als die Dauchinger einige Monate später beim Jahrgericht unter Berufung auf den laufenden Prozeß und ihre Rechtsposition, die wohl die Heilig-Kreuz-Bruderschaft, nicht aber die Reichsstadt selbst als Ortsherrschaft anerkennt, Rottweil die obligatorische Huldigung verweigern, kommt es zur ersten unmittelbaren Kraftprobe zwischen Herrschaft und Untertanen.¹⁸⁾ Sieger bleibt letztlich die Reichsstadt; die mit einer bewaffneten „Execution“ und der Inhaftierung aller „Renitenten“ bedrohten Untertanen leisten schließlich unter Zwang doch das verlangte Homagium.

Trotz der enormen Prozeßkosten von angeblich mehr als 5000 fl¹⁹⁾ bringt auch der Wiener Rechtsstreit den Dauchingern nicht den erhofften Erfolg: Zum einen fällt der Dauchinger Prozeß mit dem Siebenjährigen Krieg zusammen, der den Reichshofräten dringlichere Aufgaben aufbürdet und, im Verbund mit den auf Klägerseite ausbleibenden Initiativen, den Rechtsstreit alsbald versanden läßt. Zum anderen gerät die Gemeinde, als sie dem in Wien engagierten Reichshofratsagenten von Lucas einen weiteren Advokaten zur „Betreibung“ ihres Prozesses zur Seite stellen will, an einen offenbar betrügerischen Vertreter dieses Metiers: Der aus Dauchingen stammende und am Rottweiler Hofgericht tätige Anwalt Franz Joseph Bob hält sich auf Kosten der Gemeinde nahezu zwei Jahre in Wien auf, ohne auch nur einen Finger für die bäuerliche Sache zu rühren; durch seine Intrigen und Geldforderungen entfremdet er die Gemeinde von ihren bisherigen juristischen Ratgebern, dem Reichshofratsagenten von Lucas und dem Wellendinger Obervogt und Notar Kneringer, und löst dorfinterne Streitereien über die Fortführung des ruinösen Prozesses aus. Am Ende der Kooperation zwischen der Gemeinde Dauchingen und „ihrem“ Advokaten Bob steht schließlich ein vor dem Rottweiler Magistrat ausgetragener Schuldenprozeß um weitere Honorarforderungen des Anwalts.²⁰⁾

Trotz dieser Fehlschläge beharren die Dauchinger Bauern auch weiterhin unnachgiebig auf ihrem Rechtsstandpunkt. In einer vermutlich abgesprochenen, kollektiven Aktion führen im Herbst 1768, unter demonstrativer Mißachtung des reichsstädtischen Marktzwangs, 35 Untertanen aus Dauchingen ohne herrschaftliche Erlaubnis und ohne Verzollung 75 Malter 8 Viertel Getreide zum Verkauf vor allem nach Villingen und Schwenningen aus. Als die Rottweiler Obrigkeit daraufhin hohe, in der Folge freilich drastisch reduzierte Geldstrafen verhängt, lehnt die Gemeinde deren Bezahlung ab und beschwert sich zunächst am Meersburger Bischofshof und sodann, mit Villinger Vermittlung, bei der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg über das Rottweiler Verbot der freien Fruchtausfuhr sowie den reichsstädtischen Handwerkerzwang und die Strafbefugnis der Rottweiler Handwerker gegenüber den bäuerlichen Untertanen. Die Regierung nimmt die Dauchinger Klagen zum Anlaß für einen frontalen Angriff auf den für die vorderösterreichischen Wirtschaftsinteressen nachteiligen Rottweiler Wirtschaftszwang und fordert die Reichsstadt ultimativ zur Wiederherstellung des freien Handels und Wandels mit der Nachbarschaft auf.

Rottweil sieht in den Dauchinger Bauern die Schuldigen für den Konflikt mit der vorderösterreichischen Nachbarschaft, der sich in der Folge zu einem Prozeß vor dem kaiserlichen Reichshofrat auswächst und letztlich zu einer konzertierten, die Reichsstadt in äußerste Bedrängnis stürzenden Aktion der Vorderösterreicher, des Schwäbischen Kreises und der Rottweiler Landschaft gegen den reichsstädtischen Wirtschaftszwang führt.²¹⁾ In einem regelrechten Gewaltakt werden im Januar 1770 sämtliche Dorfbürger einem Verhör unterzogen, gegen 13 „Rädelsführer“, darunter Dorfvogt Joseph Storz, Altvogt Andreas Hirt und Untervogt Christian Lauffer, werden im Hüfinger Arbeitshaus zu verbüßende Zuchthausstrafen von sechs bzw. drei Monaten verhängt, 47 weitere Gemeindebürger werden zu öffentlichen Arbeiten bzw. mehrtägiger Turmhaft verurteilt. Sieben Mitglieder des elfköpfigen Dorfgerichts sowie Untervogt Christian Lauffer - neben Vogt Joseph Storz und Altvogt Andreas Hirt die Führungsmannschaft des gemeindlichen Widerstandes - werden ihrer Ämter enthoben

und bei einer außerordentlichen „Ämteratzung“ am 15. März 1770 durch weniger belastete Leute ersetzt - ein in der hundertjährigen Konfliktgeschichte der Rottweiler Landschaft beispielloser Vorgang. Als Gegenleistung für eine Reduzierung der verhängten Strafen durch die Obrigkeit legen die Gemeinde und in einer separaten Erklärung auch die bereits seit langen Wochen eingekerkerten „Rädelsführer“ ein Schuldbekenntnis ab und erklären ihren Verzicht auf den offiziell noch immer anhängigen Reichshofrats-Prozeß und alle sonstigen gegen die Reichsstadt gerichteten Klagen und Ansprüche.²³⁾

Während die Gemeinde Dauchingen mit ihrer starren altrechtlichen Position eine völlige Niederlage erleidet, kann die gesamte Rottweiler Landschaft einige Jahre darauf, nicht zuletzt auch dank der - freilich durchaus eigennützigen - Schützenhilfe der von den Dauchingern mobilisierten Vorderösterreicher, der Reichsstadt verschiedene Einschränkungen ihres Wirtschaftszwanges abtrotzen:²³⁾ Die bäuerlichen Getreideüberschüsse müssen in der Folge nur noch zu einem gewissen Teil auf dem für die Erzeuger weniger attraktiven Rottweiler Markt umgeschlagen werden, der Rest kann frei vermarktet werden; die Strafbefugnis der städtischen Handwerker gegen die Untertanen wird beseitigt, sogenannte Visitationen, das heißt in praxi Durchsuchungen der Bauernhäuser nach etwaigen Verstößen gegen den Handwerkerzwang, dürfen die Rottweiler Zünfte mit obrigkeitlicher Genehmigung gleichwohl weiterhin durchführen; gegen sogenannte „Recognitionselder“ handelt die Landschaft, in deren Streitreihen auch wiederum die Gemeinde Dauchingen vertreten ist, überdies eine Vielzahl von Zugeständnissen der städtischen Zünfte und Gewerbe gegenüber den Untertanendörfern aus. In seiner Grundsubstanz indessen hat der Rottweiler Wirtschaftszwang bis zur Mediatisierung der Reichsstadt 1802/03 Bestand, die wenigstens in dieser Beziehung für die bäuerlichen Untertanen durchaus eine Befreiung bedeutet.

Trotz dieser langwierigen Konflikte, hinter denen ökonomische und politische Interessengegensätze zwischen herrschender Stadt und beherrschtem Land stehen, wäre es allerdings verfehlt, die Rottweiler Landesherrschaft im historischen Rückblick auf eine bloße Ausbeutung und Knechtung der bäuerlichen Untertanen zu reduzieren. Abgesehen vom Spezifikum des städtischen Wirtschaftszwanges ist die Rottweiler Herrschaftspraxis durchaus nicht drückender und härter als die anderer Herrschaftsinhaber in der südwestdeutschen Nachbarschaft. Durch das mit der Freien Pürsch faktisch einhergehende allgemeine Jagdrecht im Rottweiler Hochgerichtsbezirk genießen die reichsstädtischen Untertanen (mit Ausnahme des zum fürstenbergischen Forst zählenden Mühlhausen) wenigstens in einem Bereich sogar ein Privileg, das die andernorts weit verbreiteten Klagen über Wildschäden und Jagdfronen gar nicht erst aufkommen läßt.²⁴⁾

Zum anderen besitzen die Rottweiler Untertanen aufgrund der ökonomisch-steuerlichen Überforderung und politischen Labilität der Reichsstadt im 17. und 18. Jahrhundert ganz beträchtliche Durchsetzungschancen und Einflußmöglichkeiten, die sie vor allem mit Hilfe des kaiserlichen Reichshofrates, diverser kaiserlicher Kommissionen sowie des Schwäbischen Kreises geschickt nutzen und schlußendlich zu einer ständeähnlichen Mitsprache und Teilhabe gegenüber ihrer Herrschaft in allen die Dörfer betreffenden Fragen der Wirtschafts- und Leistungsverfassung ausbauen. Zum dritten schließlich haben die Streitigkeiten zwischen Stadt und Land zumeist einen nach Inhalt und Form klar eingegrenzten Charakter: In Frage gestellt werden explizit nur bestimmte Auswüchse der Rottweiler Herrschaftsausübung, nicht die reichsstädtische Landesherrschaft und deren Berechtigung als solche; zudem bestehen in der Regel neben den Auseinandersetzungen in weiten, von der Grundherrschaft über das Kirchenpatronat bis zum obrigkeitlichen Sittenregiment reichenden Bereichen die „normalen“ Alltagsbeziehungen zwischen Herrschaft und Untertanen weiter.

Ungeachtet der in der Frühen Neuzeit allgemein sich intensivierenden herrschaftlichen Durchdringung und Leistungsabschöpfung bleibt Dauchingen ebenso wie die anderen Bauerndörfer des Rottweiler Territoriums stets auch eine wenigstens partiell autonome dörfliche

Gemeinschaft, die, ausgehend vom Bereich der bäuerlichen Wirtschaft und der genossenschaftlichen Nutzungen, nach wie vor zu einem nicht zu unterschätzenden Teil nach eigenen, zumal für die unterbäuerlichen Schichten bedrückenden und nachteiligen, Spielregeln und Eigengesetzlichkeiten funktioniert. Das Leben in Genossenschaft und Gemeinde innerhalb des eigenen Dorfes bleibt in der vorindustriellen Zeit der im Guten wie im Schlechten dominierende und unentrinnbare Zusammenhang, auf den von außen kommende herrschaftliche Einflüsse gleichwohl in einem starken Maße einwirken.

Anmerkungen

- ¹⁾ Zum Rottweiler Landgebiet vgl. Josef Adolf MERKLE, Die Entwicklung des Territoriums der Stadt Rottweil bis 1600, Tübingen 1913; Adolf LAUFS, Die Verfassung und Verwaltung der Stadt Rottweil 1650 - 1806, Stuttgart 1963; Edwin Ernst WEBER, Städtische Herrschaft und bäuerliche Untertanen in Alltag und Konflikt: Die Reichsstadt Rottweil und ihre Landschaft vom 30jährigen Krieg bis zur Mediatisierung, Rottweil 1992.
- ²⁾ „Äydliche Stewr-Beschreibung In denen gesambten Bruderschaftflecken des Heyl. Röm. Reichsstatt Rothweil, angefangen den 19. Februar Anno 1714“ (STAR [Stadtarchiv Rottweil]).
- ³⁾ Zur wirtschaftlichen, sozialen und politischen Struktur und Verfassung der Rottweiler Untertanendörfer in der Frühen Neuzeit vgl. E. WEBER (wie Anm. 1).
- ⁴⁾ Schwenninger Gewerbesteuerliste von 1721 (zit. nach Otto BENZING, Schwenningen am Neckar, Geschichte eines Grenzorfes auf der Baar, Villingen-Schwenningen 1985, S. 224); Rottweiler Landschaftsrezess v. 22. 6. 1698, Pkt. 4 (HStASt [Hauptstaatsarchiv Stuttgart] B 203, Bü 30), abgedruckt in: Der Rottweiler Landschaftsrezess v. 1783, in vereinfachtem Deutsch veröffentlicht von Eugen MACK, Rottweil 1923, S. 4 - 11.
- ⁵⁾ Als Beispiele Rottweiler Ratsprotokoll (RPR) v. 9. 9. 1699, S. 1045 (Bestrafung von Untertanen u. a. auch aus Dauchingen wegen verbotener Fruchtausfuhr), RPR v. 27. 11. 1681, S. 85 (Erlaubnis der Fruchtausfuhr in die Schweiz für fünf Gemeinden, darunter auch Dauchingen).
- ⁶⁾ „Dauchinger Zehndtbüchlin Anno 1685“ und Steuerbeschreibung der Bruderschaftsflecken von 1714 (beide STAR). Der Selbstezug des Zehnten durch die beiden Zehntberechtigten 1704 anstelle der sonst üblichen Zehntverleihung erlaubt die Hochrechnung des Gesamtertrags. Ausweislich der Steuerbeschreibung von 1714 (s. Anm. 2) ist der größte Dauchinger Grundherr die Rottweiler Heilig-Kreuz-Bruderschaft, gefolgt vom Reichskloster Rottemünster, dem Deißlinger Kelhof und verschiedenen Villingener Bürgern und Einrichtungen.
- ⁷⁾ Zur Abgaben- und Fronbelastung der Rottweiler Untertanen und der Gemeinde Dauchingen im besonderen vgl. WEBER, S. 103 ff., 144 ff., 164 ff. Während im Landschaftsrezess von 1783 (Art. 7, HStASt B 203, Bü 36) 153 Fuhrfronen genannt werden, ist in den Konfliktakten der 1750er Jahre nur von 136 die Rede (Memorialschrift der Gemeinde Dauchingen an die kaiserliche Kommission v. 10. 4. 1753, RStASt I, 1, 38, 3, Nr. 3).
- ⁸⁾ Vgl. WEBER, S. 111 ff.
- ⁹⁾ Zum Militärsystem und Steuerwesen des Schwäbischen Kreises in den Krisenzeiten des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts vgl. v. a. Peter-Christoph STORM, Der Schwäbische Kreis als Feldherr, Untersuchungen zur Wehrverfassung des Schwäbischen Reichskreises in der Zeit von 1648 bis 1732, Berlin 1974; einen Gesamtüberblick gibt Winfried DOTZAUER, Die Deutschen Reichskreise in der Verfassung des Alten Reiches und ihr Eigenleben (1500 - 1806), Darmstadt 1989.
- ¹⁰⁾ „Allerunterthänigste Commissions-Relation über den Statum Oeconomicum der Reichs-Stadt Rottweil“ v. 10. 7. 1754 (HStASt A 232, Bü 585).
- ¹¹⁾ Steuerbeschreibung von 1714 (wie Anm. 2).
- ¹²⁾ „Anschlaag Und respective Summarische Berechnung über Gesambte Landschaft Steür Beschreibung de anno 1740 et 1741“ (HStASt B 203, Bü 32).
- ¹³⁾ Die Zahl der Steuerpflichtigen - neben den Familienvätern des Ortes sind dies Witwen und einige mit Grundbesitz ausgestattete Ledige - wächst in Dauchingen von 64 (Steuerbeschreibung v. 1714, s. oben) über 103 (Steuerbeschreibung v. 1740/41, s. oben) auf 127 (Rottweiler Landschafts-Steuerrodel v. 1802, STAR), die Anzahl der „parochianes“, also die Gesamtseelenzahl, von 323 (Rottweiler Dekanatsvisitation v. 1727, DAR [Diözesanarchiv Rottenburg] A I, 2b, Nr. 143) über 333 (Rottweiler Dekanatsvisitation v. 1732, DAR ebenda) auf 699 (Rottweiler Dekanatsvisitation v. 1808, DAR A I, 2b, Nr. 138). Zusammenfassend zur demographischen Entwicklung des Rottweiler Territoriums im 17. und 18. Jahrhundert WEBER, S. 223 - 233.
- ¹⁴⁾ Als Bsp. Bruderschaftsamtprotokoll v. 18. 1. 1712, F. 240r (STAR).
- ¹⁵⁾ Vgl. WEBER, S. 654 f.
- ¹⁶⁾ Ausführlich zum Dauchinger Konflikt der Jahre 1753/56 - 1772 WEBER, S. 518 - 539.
- ¹⁷⁾ Zu den Anliegen und Zielen des Dauchinger Widerstands vgl. v. a. die Wiedergabe eines gemeindlichen Memorials an den Herzog von Württemberg von 1755 im Bericht des württembergischen Oberrats an den Herzog v. 5. 2. 1756 (HStASt A 232, Bü 592) [Zitat] sowie die Zusammenfassung der Dauchinger Klageschrift an den Reichshofrat v. 1. 7. 1757 im Bericht des RHR-Referenten v. 27. 7. 1757 (HHStAW [Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien], RHR, Rel., Karton 25).
- ¹⁸⁾ Vgl. WEBER, S. 523f.
- ¹⁹⁾ Nach Aussage von Zoller Joseph Stern im Rottweiler Verhörprotokoll zum Dauchinger „Aufstand“ v. 22. 1. 1770 (Beilage JJ zum Rottweiler Bericht an den Reichshofrat v. 10. 7. 1775, HHStAW, RHR, Judicialia, Den. rec., Karton 1011) hat der Reichshofrats-Prozeß die Untertanen zwischen 5000 und 6000 fl gekostet.

- ²⁰⁾ Protokoll der Verhandlung v. 7. 11. 1765 in der Schuldsache zwischen Advokat Franz Joseph Bob und der Commun Dauchingen auf dem Rottweiler Rathaus (BrA [Bruderschaftsarchiv im StAR] 6.3, Nr. 28).
- ²¹⁾ Vgl. hierzu WEBER, S. 533 - 543.
- ²²⁾ Instrumentum publicum v. 18. 3. 1770 mit Ergänzung v. 20. 3. 1770 (Beilage T zum Rottweiler Bericht an den Reichshofrat v. 3. 7. 1775, HHSStAW, RHR, Judicialia, Den. rec., Karton 1011).
- ²³⁾ Vgl. zum Rottweiler Landschaftskonflikt 1773 - 1783 WEBER, S. 543 - 588, zu den Resultaten der Auseinandersetzung siehe v. a. den Rottweiler Landschaftsrezess v. 10. 7. 1783 (HStAst B 203, Bü 36).
- ²⁴⁾ Zu der von Rottweil als kaiserliches Lehen besessenen Freien Pürsch und der damit verbundenen Hochgerichtsbarkeit in einem beträchtlich über das reichsstädtische Territorium hinausreichenden Bezirk vgl. WEBER, S. 97 ff., allg. zu den südwestdeutschen Freipürschbezirken Rudolf KIESS, Zur Frage der Freien Pürsch, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 22 (1963), S. 57 - 90.

Zur Situation der Archive im Schwarzwald-Baar-Kreis

von Joachim Sturm

Die Pflege und Auswertung von Gemeindearchiven, die nicht dauernd von einem hierzu bestellten Archivar geleitet werden, gehören heute unbestritten zu den Kernaufgaben eines jeden Kreisarchivs in Baden-Württemberg. Was bereits die Gutachten der Kommunalen Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung in Köln, die KGSt-Gutachten „Verwaltungsorganisation der Kreise“ (1982) und „Kommunales Archiv“ (1985) als fachspezifische Aufgabe ansahen, wurde im Landesarchivgesetz¹⁾ Baden-Württemberg 1987 dann erstmals in der Bundesrepublik in Form einer auch die Gemeinden erfassenden Vorschrift formuliert.²⁾

In § 7 des Gesetzes heißt es unter anderem: „Die Gemeinden und Landkreise verwahren, erhalten und erschließen Unterlagen von bleibendem Wert. . . Sie sollen das Archivgut nutzbar machen.“ Dies wird in dem zweiten Absatz noch einmal dahingehend präzisiert, daß die Gemeinden zur Überprüfung und Übernahme archivwürdigen Materials verpflichtet werden.

Man sieht: aufgrund eines seit langem bestehenden archivarischen Aufgabenbewußtseins, das schließlich in rechtliche Form gekleidet wurde, ist die Beschäftigung des Kreisarchivars mit den Archiven seines Landkreises eine genuine Aufgabe. Allerdings sagt die rechtliche Definition der Grundsatzposition nichts darüber aus, in welcher Weise und in welcher Intensität sich der Kreisarchivar um diese Archive zu kümmern habe. Hierüber bestehen in den Landkreisverwaltungen Baden-Württembergs auch teilweise konträre Meinungen. Extreme Ansichten wie diejenige, daß ein Kreisarchivar ausschließlich Hüter des Archives der Kreisverwaltung sei, bleiben - Gott sei Dank - ein Einzelfall. Die Auffassung des Schwarzwald-Baar-Kreises bezüglich der Pflege der Archive vermeidet hier Extreme und strebt nach einem Gleichgewicht zwischen einer Sorge um das Archiv der Kreisverwaltung wie der Erhaltung und Erschließung der nicht fachlich betreuten Kommunalarchive.

Von alters her stehen die Bestände der Gemeindearchive und der Archive bei- und übergeordneter Instanzen in einem inneren Zusammenhang, der die administrativen Verbindungslinien einer Territorialgeschichte sichtbar macht, wie sie aus der zeitlichen Abfolge und dem Neben- und Übereinander von Leitungsbehörden auf Gemeinde- und Amtsebene erwachsen. Die Beschreibung der Quellsituation und des Inhaltes der Gemeindearchive im Landkreis führt daher zwangsläufig zurück zum Archiv des Landkreises und seinen komplementären Beständen.

Für den Beginn der schriftlichen Überlieferung in den Archiven des Landkreises ist die Zeitschwelle des Umbruchs zu Beginn des 19. Jahrhunderts das wichtigste Datum. Wer dem Ende des Alten Reiches oder dem Neubeginn der Gemeinden in den Territorialstaaten Württemberg und Baden nachspürt, kann nicht umhin, sich mit jenen großen Archiven außerhalb des Landkreises vertraut zu machen, die das Schriftgut der Gewinner und Verlierer des Länderschachers der Jahre 1803 - 1810, der Säkularisation und Mediatisierung bergen.

Dies hat grundsätzlich mit der Stellung der für die Baar und die Schwarzwaldregion im heutigen Landkreis charakteristischen kleinen Landgemeinden wie (Amts-)städtlein mit Ausnahme Villingens vielleicht und ihrer Unterstellung unter die Landesherrschaft zu tun.³⁾ Bis zu jenen Jahren war die Dorfgemeinde eigentlich nur in Fragen der Dorfgemeinschaft (z.B. Allmendnutzung) - die Städte in inneren Angelegenheiten - beschränkt regelungsfrei, in allen anderen Angelegenheiten wurde sie durch den Vertreter der Territorialmacht, im allgemeinen einen herrschaftlichen Beamten (Vogt), beaufsichtigt. Da wundert es nicht, daß wesentliche Akten für die Ortsgeschichte im herrschaftlichen Archiv endeten, wenn nicht, wie im Falle der Herrschaft Triberg und des Ortes Gütenbach, die Akten in der Familie des Vogtes verwahrt wurden und damit in Privatbesitz übergingen.

Im übrigen treten bei näherer Betrachtung der Überlieferung im Kreisgebiet in Bezug auf

die Bestandsbildung gewisse typische Züge hervor. So war das südliche/südwestliche und nordöstliche Kreisgebiet bis 1805 ganz oder nur in Teilen Herrschaftsgebiet einiger weniger großer Klöster oder Ritterorden. Das südliche Kreisgebiet besaß bis 1805 eine recht kleinräumige Herrschaftsverteilung der Klöster St. Blasien (Achdorf), St. Peter (Neukirch) oder St. Margarethen/Waldkirch (Gütenbach, Rohrbach), die sich hauptsächlich die kleinen Orte längs der schaffhausisch-eidgenössischen Grenze bis 1805 mit der Deutschordenskommande Mainau (Epfenhofen, Nordhalden) oder dem Malteserorden (Achdorf, Fützen) teilten. Der nordöstliche Kreisteil hingegen war ausschließliche Domäne des Johanniterordens mit seinen Besitzungen Dürheim, Neuhausen, Obereschach und - in Teilen - Weigheim.

Zwischen Süd und Nord schob sich keilartig von Westen das habsburgische Vorderösterreich⁴⁾. Der aus der immediaten Herrschaft Triberg und den östlich vorgelagerten Städten (mediaten Herrschaften) Bräunlingen und Villingen bestehende Komplex zerfiel in zwei Schritten 1805 und 1806.

Seit der Neuzeit und insbesondere der Reformation war das Herzogtum Württemberg eine bedeutende Territorialmacht, die mit dem Amt Hornberg und dem Klosteramt St. Georgen zwischen Triberg und Villingen in das heutige Kreisgebiet drang. Die Säkularisation und in einem nicht geringeren Maße die Mediatisierung ließ das inzwischen Kurfürstentum gewordene Land auf dem Gebiet des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises zur zweiten Territorialmacht werden. Für kaum ein Jahr übernahm Württemberg 1805 - 1806 die Besitzungen der Johanniter, der Malteser, des Deutschen Ordens wie Vorderösterreichs mitsamt den Städten Bräunlingen und Villingen, bevor diese an das neugeschaffene Großherzogtum Baden übergingen. Die zum Gebiet der Reichsstadt Rottweil (Bruderschaftspflege, Pirschvogtei) gehörenden Dörfer Dauchingen, Fischbach, Kappel, Niedereschach und Weilersbach, die 1803 an Württemberg gefallen waren, blieben bis 1810 ebenso württembergisch wie das sanktgeorgische Klosteramt und der Hornberger Amtsbezirk.

Das bis zur Mediatisierung jedoch den größten Teil des heutigen Landkreises beherrschende Staatsgebilde war das Fürstentum Fürstenberg. Auch geographisch gesehen zentrale Raumschaft, um die sich die anderen Territorien gruppieren, schloß das Fürstentum den heutigen Landkreis nach Westen ab. Rund dreißig Gemeinden unseres Landkreises waren zum Zeitpunkt des Überganges an Baden 1806 fürstenbergisch.

Man sollte den historischen Rundgang im heutigen Landkreis nicht beenden, ohne auch jener Handvoll Kleinstherrschaften und Rechte zu gedenken, die fast alle sternschnuppen-gleich in der Mediatisierung erloschen. 1806 verloren die Reichsfürsten von Auersperg die Herrschaft über Kommingen und erloschen Teilrechte wie die Steuer- und Militärhoheit des Ritterkantons Hegau-Allgäu-Bodensee über die Dörfer Allmendshofen, Hausen vor Wald und Kirchdorf. Die letzten Rechtsansprüche der Stadt Schaffhausen in den Dörfern Nordhalden und Epfenhofen wurden gar erst 1839 bei endgültiger Festlegung des Grenzverlaufs zwischen Baden und der Schweiz aufgegeben.⁵⁾

Es würde den Rahmen dieses Artikels sprengen, alle Archive aufzählen zu wollen, in denen Dokumente zu Gemeinden des Schwarzwald-Baar-Kreises aus jener Zeit des Übergangs bekannt sind. Aber der kleine Überblick zeigt deutlich, daß wesentliche Unterlagen zur Gemeindegeschichte im Übergang 1805 - 1810 nicht in den Archiven der Gemeinden, sondern in den großen, „klassischen“ Archiven des südwestdeutschen Raumes bzw. Österreichs gesucht werden müssen. Wenn sich die Archivalien zu Vorderösterreich und den habsburgischen Städten Villingen und Bräunlingen vor allem im Tiroler Landesarchiv in Innsbruck⁶⁾, aber auch im italienischen Staatsarchiv in Modena⁷⁾ befinden, liegt die Mehrzahl der Quellengruppen zur Gemeindegeschichte vor allem im Staatsarchiv Freiburg, dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart oder dem Generallandesarchiv Karlsruhe⁸⁾.

Wo letztere Archive für die Geschichte der Gemeinden des Landkreises nach 1803/1806/1810 viel an Bedeutung verloren haben, was gemeindliches Leben betrifft, so kommt der im

Staatsarchiv Freiburg befindlichen Überlieferung nach 1810 weiterhin große Bedeutung zu. Hier lagert nicht nur der für den Kreis wichtige Bestand des den einstigen Bezirksämtern übergeordneten Landeskommissariates Konstanz, sondern auch das von den Bezirksämtern Donaueschingen, Triberg und Villingen wie den Landratsämtern Donaueschingen und Villingen produzierte Schriftgut der staatlichen Verwaltung, das bis zur Einrichtung eines Kreisarchivs im Schwarzwald-Baar-Kreis 1988 dorthin abgegeben wurde. Die bis heute leider nur über Abgabelisten erschlossenen rund 15 000 Akten stellen eine unverzichtbare Quelle für die Kreisgeschichte dar.⁹⁾

Der Blick auf die großen Bewahrstätten jenseits der Kreisgrenzen sollte jedoch keinesfalls das Fürstlich-Fürstenbergische Archiv in Donaueschingen vergessen machen, das für die Gemeindegeschichte der ersten beiden Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts im heutigen Kreis weiterhin nichts von seiner Bedeutung verloren hat. Wer sich für das Leben in den ehemals fürstenbergischen Städten und Dörfern des 19. Jahrhunderts interessiert, muß zunächst seine Nachforschung dort beginnen.

Der Hinweis auf die großen Archive außerhalb des Kreises sollte jedoch nicht glauben machen, daß die Überlieferung in den Archiven der Kreisgemeinden erst nach der genannten Epoche einsetzt.

Die bis zum heutigen Tage in etwa der Hälfte der Gemeinden durchgeführte Verzeichnung der Archivalien bis 1945 läßt erkennen, daß in nahezu 100% der Fälle Dokumente aus der Zeit vor 1800 vorhanden sind. Als Ausnahme muß hier das Gemeindearchiv von Fützen gelten, das am 26. April 1945 durch Truppen der SS in Brand gesteckt wurde.¹⁰⁾ Die Überlieferungsdichte ist dabei allerdings sehr unterschiedlich. Sie reicht von einigen ganz wenigen Dokumenten wie in Mistelbrunn¹¹⁾ oder Triberg bis hin zu erstaunlich geschlossenen und vielfältigen Beständen, die wie im Falle Hüfingens oder Bräunlingens respektable 50-100 lfm erreichen können.

In einem weiteren Rahmen gesehen stehen Überlieferung und Bewahrung der Archive in einem gewissen Verhältnis zu Lage und Selbstverständnis des jeweiligen Ortes. In den einst durch Stadtmauern geschützten Städten wie Hüfingen oder Bräunlingen hat bürgerstolze Erinnerung an die vergangene Selbständigkeit bis in jüngste Zeit zu pfleglichem Umgange mit den schriftlichen Zeugnissen der Vergangenheit geführt. Eine relativ geschlossene Überlieferung findet sich auch in Ortschaften abseits der Verkehrswege, d.h. von Durchmarschstraßen wie in Orten mit einer beschränkten demographischen oder wirtschaftlichen Entwicklung. Dies hat beispielsweise in Riedöschingen und Mundelfingen zu einer archivischen Stabilität geführt, die dem Forscher heute relativ geschlossene und reiche Bestände beschert.

Administrative Umgestaltungen wie die Auflösung der Genossenschaftsgemeinde Bräunlingen 1846 und die Bildung einer Samtgemeinde Bruggen (mit Mistelbrunn und Waldhausen) bis 1896 oder frühe Eingemeindungen kleinerer Orte und Weiler vor 1945 führen heute dazu, daß deren Archive mühsam in Findbehelfen rekonstruiert werden müssen. In der Bevölkerung selbst oder in der Nachbarschaft ist gar das Wissen um die selbständige Existenz dieser kleinen Gemeinwesen heute so gut wie verschwunden. Wo Kleinstarchive wie dasjenige des 1934 mit Achdorf vereinigten Aselfingen zusammen mit den Archiven von Überachen, Eschach und Opferdingen im aufgehobenen Rathaus des 1972 nach Blumberg eingemeindeten erstgenannten Ortes lagern, bedarf es stetiger Anstrengung, um die Fortdauer und Bewahrung dieser Bestände als Aufgabe und Verpflichtung zu vergegenwärtigen.

Daß trotz des recht beachtlichen Umfangs an altem Schriftgut die Archive der im Kreis gelegenen Städte und Gemeinden bisher von der Forschung weitgehend unbeachtet geblieben sind, liegt nicht zuletzt an der nahezu ausschließlichen Auswertung von Urkunden und Akten für die Regional- und Ortsgeschichte. Den nur wenig zahlreichen Urkunden und dem eingeschränkten Bestand an Akten stehen dabei die zahlenmäßig sehr viel umfangreicheren Amtsbuchserien wie Rechnungsbände, Protokollbücher und ähnliche gegenüber, die erst in jünge-

rer Zeit von einer „seriellen Geschichtsforschung“ als auswertbare Größen für Fragestellungen statistischer Art, wie sie mit Akten kaum möglich waren, entdeckt wurden.

Nach derzeitigem Kenntnisstand werden in allen Kommunalarchiven des Landkreises, soweit sie vom Kreisarchiv betreut werden, knapp 70 Urkunden gezählt, einige gar nur in späterer Abschrift oder Kopie. Daß dabei Gemeinden wie Behla oder Fürstenberg trotz Kriegszerstörung oder Stadtbrand 1841 Urkunden aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges oder gar aus dem 16. Jahrhundert bis heute in ihren Archiven verwahren, ist außer einem gehörigen Maß an Zufall auch einem Bewußtsein für die eigene Geschichte und dem daraus resultierenden Umgang mit den Quellen zu verdanken.

Was die Akten anlangt, so ist der zahlenmäßige Bestand der Gemeindearchive, mit Ausnahme der Städte, sehr viel homogener. Im allgemeinen verwahren die Archive der vor 1972 selbständigen Kommunen durchschnittlich 1000 Akten.

Auch bei den Amtsbuchserien besteht zumindest ab Beginn des 19. Jahrhunderts eine relative Geschlossenheit. Fast überall haben sich die Rechnungsserien, Kontraktenprotokolle, Feuerversicherungsbücher, Forstfrevelbücher, Schulversäumnisstrafen, Gerichtsprotokolle, Vorläufer des Grundbuches oder Zehntrechnungen erhalten. Neben Bräunlingen, dessen Archiv allein wegen der einzigartigen Vielfalt und Geschlossenheit seiner Amtsbücher, die durchgehend in das frühe 17. Jahrhundert zurückreichen, bemerkenswert ist, muß insbesondere Tuningen Erwähnung finden.

In dem württembergischen, seit 1972 zum Landkreis wie zum Regierungsbezirk Südbaden gehörenden Ort hinterließ die mit eigenen Merkmalen ausgestattete Verwaltungstätigkeit und Organisation des württembergischen Oberamtes eine ganz stark auf Amtsbücher (Protokolle, Rechnungsbände u.a.m.) abgestellte Überlieferung der herrschaftlichen wie dörflichen Verwaltung, die fast geschlossen in das frühe 18. Jahrhundert zurückreicht. Im Kreis der badischen Gemeinden, wo Akten sehr viel zahlreicher vorhanden sind, ist dies eine Besonderheit.

Während die politische Geschichte vor 1810 der Gemeinwesen ohne Stadtrecht ganz überwiegend in den genannten großen Staatsarchiven wie dem des Hauses Fürstenberg zu finden ist, setzt mit dem Aufbau des Großherzogtums Baden oder des Königreiches Württemberg eine vollständiger Überlieferung in den Archiven ein. Mit der Verbesserung und Kontrolle der Kommunalverwaltungen geht eindeutig eine stärkere Aktenproduktion und damit ein schnelleres Anwachsen des Archivs einher. Es spricht einiges dafür, daß staatliche Sorge und Aufsicht wie politische Ereignisse in einem engen Zusammenhang mit der zeitlichen Struktur gemeindlicher Archivbestände stehen. Dies wird besonders an der Zeit nach 1880 deutlich, als den Gemeinden neben den Verbesserungen der Infrastruktur aus eigenem Entschluß vor allem neue Aufgaben im Rahmen sozialer Sicherung übertragen wurden, die einen überproportionalen Anstieg der Verwaltungstätigkeit und damit der Schriftgutproduktion bewirkten. Auch die Jahre nach 1820, 1830/35, 1840/50 sind ersten Anzeichen nach Jahre größerer Schriftlichkeit gewesen, was sich mit Verwaltungsaufbau, Revolution und Restauration (Überwachung und Reglementierung) in Verbindung bringen ließe.

Nicht zuletzt hat das Moment verwaltungsmäßigen Beharrungsvermögens der Gemeinden - oder war es etwa die geringe Lust des Ratschreibers an der Aktenführung und Aktenaussonderung? - vieles von dem gerettet, was den Archivaren des Generallandesarchivs Karlsruhe um 1900 als wenig bewahrenswert erschien. Wer die vorhandenen Bestände mit den Ausscheidungs- und Abgabehinweisen der badischen Registraturordnung von 1905 vergleicht, hat allen Grund zur Freude. Durchschnittlich mehr als die Hälfte von dem, was § 20 als vernichtbar erklärte, findet sich noch heute in den Archiven. Dazu gehören sozialgeschichtlich wertvolle Dokumente wie die statistischen Angaben über die öffentliche Armenpflege, Arbeitsverhältnisse von Jugendlichen und Frauen in den Fabriken, Heiratserlaubnisse, Kirchenaustritte, Wehrdienstverweigerungen, Reisen fürstlicher Personen und vieles andere mehr.¹²⁾

Grundsätzlich gilt das für die kleinen Gemeindearchive Gesagte cum grano salis auch für

die Stadtarchive des Kreises. Innerhalb der Stadtarchive bestehen jedoch größere Unterschiede, die aus der demographischen und administrativen Entwicklung der Städte wie auf einer unterschiedlichen wirtschaftlichen Entwicklung und dem individuellen Schicksal der Stadt beruhen. Neben den bereits genannten Stadtarchiven Bräunlingen und Hüfingen mit größerer historischer Bedeutung stehen weitere Stadtarchive mit viel jüngeren Beständen. So entwickelten sich die Archive von Blumberg und Bad Dürkheim analog zu ihrer Wirtschaft erst recht spät, Stadtbrände wie der in Triberg 1826 gar haben zu Quellenvernichtung - nur ein Grundbuch aus der Zeit davor blieb verschont - und einem Neuaufbau des Archivs ab dem genannten Jahr geführt.¹³⁾

Betrachtet man die Gemeindearchive einmal unter dem Gesichtspunkt der *Thematik*, so ist man zunächst einmal über die Homogenität des Archivmaterials erstaunt.

Mit Ausnahme der für den Kreis weniger zutreffenden Sachgebiete Bergwesen und Fischerei ist zu allen übrigen 38 Themenkreisen (Hauptrubriken), von „Armenwesen“ bis „Wohlfahrts-Einrichtungen“, wie sie die Badische Registraturordnung von 1905 oder die Hinweise für Archivpfleger in Württemberg und Hohenzollern 1952¹⁴⁾ aufzeichnen, nahezu überall gleichmäßig Material vorhanden. Ein leichtes Übergewicht hingegen wird bei den Akten zu Wahlen, Gemeindevermögen und Gemeinderechnungswesen sichtbar.

Archivalien zur Geschichte der Landwirtschaft (Landbau, Tierzucht, Vereine) mit Ausnahme des bäuerlichen Grundstücksverkehrs sind gemäß der bis heute dominierenden Agrarstruktur der Region ein weiterer Überlieferungsschwerpunkt. Die sich mit dem Schwarzwald beschäftigenden Heimat- und Geschichtsforscher haben dies bereits seit langem erkannt und einige in den Schwarzwaldorten des Kreises lagernde Bestände zum Beispiel für die Hof- und Familiengeschichte herangezogen.¹⁵⁾ Für die Baar vor allem des 19. Jahrhunderts bleibt gerade auch im Hinblick auf Zehntablösung und Neugestaltung der Landwirtschaft ein weiter Forschungsraum, von Kommingen bis Achdorf, von Mundelfingen bis Niedereschach.

Zur Kirchen- und Religionsgeschichte finden sich zwar überall Hinweise, doch setzen manche Archive Akzente, insofern sie Hinweise auf Sondergruppen, Abspaltungen oder das Leben neuer Gemeinden liefern. Manches ist zum Aufenthalt von Wiedertäufern bei Blumberg zu finden, der Altkatholizismus hat sich in den Gemeindearchiven von Blumberg, Nordhalden, Kommingen und Gütenbach niedergeschlagen, wie schließlich das Archiv von Königfeld zur Geschichte des Pietismus beitragen kann. Wer dem Leben von Personen der Kirche oder im Umfeld der Kirche nachspürt, kommt weder an Riedböhringen noch an Königfeld vorbei. Liegt im ersteren Gemeindearchiv einiges zur Familie des Kardinals Augustin Bea, findet sich im letzteren ein Teil der noch unverzeichneten Bibliothek Albert Schweitzers.

Wer eine sozialhistorische Besonderheit sucht, findet diese in Gestalt der Hebammenbücher im Tuninger Archiv. Die medizingeschichtlich wertvollen Aufzeichnungen über den Verlauf von Schwangerschaft, Geburt und Erholung mit Angabe der Komplikationen und ihrer Behandlung im frühen 19. Jahrhundert scheinen in dieser Geschlossenheit und kontinuierlichen Aufzeichnung einer eingehenderen Behandlung wert.

Aufgrund der von der einfachen Landgemeinde unterschiedlichen Rechtsstellung und politischen Entwicklung besitzen die Städte darüberhinaus Unterlagen zu Stadtrecht, städtischen Aufgaben und Ämtern, die bei der Landgemeinde in die Kompetenz der Herrschaft fielen und daher in Staats- oder Adelsarchiven gesucht werden müssen. Noch fehlt eine regional bezogene und umfassende Studie, die das städtische Material für einen Vergleich der Integration der vorderösterreichischen und fürstenbergischen Städte in das neue Großherzogtum Baden auswertet.

Ein kurzer Streifzug zuletzt durch die Kommunalarchive des Landkreises auf der Suche nach *zeitlichen Schwerpunkten* führt noch einmal in andere Orte:

Dokumente zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit sind in den Archiven nicht erhalten.

Wenige Stücke aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges (Urkunden) lagern im Gemeindearchiv zu Behla wie im Archiv der ehemaligen Stadt Fürstenberg, die Epoche des Wiederaufbaues von 1650 - 1750 ist vor allem in Bräunlingen mit Amtsbüchern und Akten hervorragend dokumentiert.

Das 18. Jahrhundert und die Herausbildung eines weniger auf Ackerbau denn auf Handel, Gewerbe und Beamtentum gegründeten Bürgertums wiederum läßt sich an Hüfingen Material recht gut und in vielen Einzelheiten verfolgen.

Die langsame Industrialisierung des Schwarzwaldes, die Ausbildung eines strohverarbeitenden Gewerbes oder die Uhrmacherei können in den Archiven von Gütenbach, Furtwangen, Vöhrenbach und den dort lagernden Ortsarchiven von Schönenbach und Langenbach, aber auch im Triberger Stadtarchiv wie den kleineren Gemeinden rings um die Stadt am Wasserfall gesucht werden, wobei die Archive im Bereich der heutigen Stadt St. Georgen nicht vergessen sein sollen.

Die Blütezeit des Großherzogtums, die Zeit des Deutschen Reiches von 1871 bis 1918, ist in ihren vielen Facetten in nahezu allen Archiven des Kreises gut zu verfolgen.

Dann wiederum gibt es kleine lokale Unterschiede und Überlieferungsschwerpunkte: Gütenbach und Furtwangen bieten viel Wissenswertes zum Aufbau der Schwarzwälder Uhrenindustrie und ihrem Zusammenbruch am Ende der Weimarer Republik. Hier sind in vielen Akten auch Hinweise auf das Wirken linker Parteien und Gewerkschaften, auf Widerstand und Verfolgung zu finden.

Bedingt durch die zentrale Lenkung der Wirtschaft im Dritten Reich verwahrt Blumberg bezeichnenderweise nur wenige Stücke betreffend die Entwicklung des Ortes zu einer regionalen Bergbaumetropole. Die Akten darüber sind in den Ministerialbeständen und dem Archiv der einstigen Doggererz AG, heute im Staatsarchiv Freiburg, einsehbar. Die sozialen Folgen des Aufbaus hingegen sind im Blumberger Stadtarchiv recht gut zu verfolgen.

Grundsätzlich gilt auch hier: Die geschichtlichen Höhepunkte wie die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Schwerpunkte eines Ortes sind in dessen Archiv in der Regel auch quantitativ wie qualitativ entsprechend repräsentiert. Voraussetzung allerdings ist, daß man sich nicht auf eine Quellengattung beschränkt, sondern alle vorhandenen Dokumentationsformen in der ihnen adäquaten Weise bearbeitet und interpretiert. Dies bedeutet, daß für die Auswertung der Ortsgeschichte nicht nur Akten von Bedeutung sind, sondern vor allem auch die umfangmäßig zahlreicher vorhandenen Amtsbuchserien, also Rechnungsbände, Protokolle und andere mehr.

Wer immer die an Überraschungen reiche Archivlandschaft des Kreises auf ihren thematischen, die Kreis- oder Regionalgeschichte nährenden Reichtum untersucht hat, wird sich bald ihrer Besonderheit bewußt. Im Gegensatz zu den zitierten Staatsarchiven, deren umfangreiche Bestände Forscher zu großen Spaziergängen in Aktenbergen geradezu einladen, bedeutet Forschung in den Archiven der Kreisgemeinden Auseinandersetzung mit Wenigem in mönchischer Abgeschlossenheit. Arbeit in den Archiven des Schwarzwald-Baar-Kreises, wenn sie fruchtbar sein soll, heißt nicht, mit weitmaschigem Netz auf historischen Fang gehen, sondern erfordert vielmehr eine akribische Spurensuche, bei der Sensibilität für das Detail als grundlegendes Kompositionselement des historischen Regionaltableaus gefordert ist. Forschung in den Archiven des Kreises bedeutet kriminalistische Befragung widerstrebender schriftlicher Zeitzeugen, die nur nach langer, geduldiger Betrachtung einen weiteren Fingerzeig zu dem geben, was wir Geschichte nennen.

Aber: die Dokumente im Schwarzwald und auf der Baar wissen von nie Gehörtem zu berichten, vor allem, wenn wir verstehen, sie unter Gesichtspunkten zu befragen, die sie bewußt von ihrem Entstehungszweck entfremden. Daß es dazu einer unabdingbaren historischen Kreativität, eines Mutes zu ungewöhnlichem Denken und Forschen bedarf, steht außer Zwei-

fel. Als Lohn winken neue Erkenntnisse zu einer bisher wenig erforschten Zeit im Landkreis, die sich als substantieller Beitrag zur südwestdeutschen Regionalgeschichte erweisen könnten.

Kreisarchiv

Jeder Überblick über das kommunale Archivgut im Landkreis jedoch wäre unvollständig, ohne die Bestände zu erwähnen, die in dem seit 1988 bestehenden Kreisarchiv gelagert sind und das Material der Stadt- und Gemeindearchive auf vielfältige Weise ergänzen.

Die Aufsicht der Bezirksämter über die Gemeinden ihres Amtsbezirks, die staatliche Lenkung der Gemeinden durch Ministerien und Landeskommissariate über die untere Instanz der Bezirksverwaltung haben im 19. und 20. Jahrhundert viel staatliches Archivgut entstehen lassen, das zum Großteil heute im Staatsarchiv Freiburg verwahrt und erschlossen wird. Während dieses staatliche Schriftgut aus dem Bereich des Landratsamtes als Unterer Staatlicher Verwaltungsbehörde bis zur Einrichtung eines Kreisarchivs und der Herstellung des Einvernehmens mit der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg über die Aufbewahrung staatlichen Schriftgutes im Landkreis regelmäßig abgegeben wurde, verblieb das kommunale Schriftgut im Landkreis.¹⁶⁾

Bedauerlicherweise sind die Akten der 1863 mit den Kreisen entstandenen ersten rein kommunalen Akten bis auf wenige zufällig erhaltene Einzelstücke verschwunden. Der Selbstverwaltungskreis Villingen umfaßte dabei die Gebiete der damaligen Bezirksämter Donaueschingen, Triberg und Villingen, kam also in der Ausdehnung dem heutigen Schwarzwald-Baar-Kreis sehr nahe. Der Verlust dieses Archivgutes schmerzt um so mehr, als es den Untergang der schriftlichen Zeugnisse des Beginns kommunaler Selbstverwaltung auf (heutiger) Kreisebene und damit eines die baden-württembergische Geschichte bestimmenden demokratischen Traditionsstranges bedeutet.

Was sich daneben erhalten hat, ist das staatliche Archivgut der Bezirksämter, die als Vorgänger der staatlichen Landkreisverwaltung zu sehen sind, oder, soweit es sich um kleine Bestandssplitter handelt, um Akten von Bezirksämtern/Landratsämtern Gemeinden betreffend, die heute zum Landkreis gehören. In diese Kategorie gehören unter anderem Akten der Bezirksämter/Landratsämter Konstanz (Kommigen, Nordhalden), Waldshut (Fützen), Neustadt (Urach) und Tuttlingen (Tuningen). Zu den größten und ältesten Beständen, die sich heute im Kreisarchiv befinden, zählen das Schriftgut des Bezirksamtes Villingen, rund 17 lfm, sowie die Akten des bereits 1924 aufgelösten Bezirksamtes Triberg mit 5 lfm. Alle übrigen acht Bestände, oder besser Bestandssplitter, umfassen nur zwischen 0,1 und 0,8 lfm. Die recht geringe Überlieferung des Bezirksamtes Donaueschingen mit nur 0,8 lfm erklärt sich aus der Totalzerstörung des Bezirksamtsgebäudes durch Bombenvolltreffer am 22.2.1945, wobei auch Registratur und Altregistratur fast vollständig vernichtet wurden.¹⁷⁾

Trotz Abgaben bis 1988 sind die Bestände der bis zur Kreisreform 1972 bestehenden Landratsämter nach 1945 von wesentlich größerem Umfang. Von einzelnen Akten einmal abgesehen, die außerhalb des heutigen Landkreises gelegenen Bestandsbildnern (Ämtern) zugewiesen werden müssen, umfassen die zum heutigen Tage im Kreisarchiv lagernden Bestände vom Landratsamt Villingen 156 lfm, das Schriftgut des Landkreises Donaueschingen hingegen nur 70 lfm. In Beziehung zu dem inzwischen als archivwürdig bewerteten Schriftgut des neuen Landkreises Schwarzwald-Baar scheint dies recht bescheiden. Der durch die Fusion von zwei Landkreisen 1973 entstandene Landkreis Schwarzwald-Baar und der erfolgte Aufgabenzuwachs haben allein bis 1991 diesen jüngsten Bestand des Kreisarchivs auf rund 75 lfm anwachsen lassen.

Als Sonderbestände sind im Kreisarchiv zudem verwahrt:

- Bezirkskrankenkasse Triberg
- Grundbuchamt Epfenhofen

- Landessolbad Bad Dürrhein
- Politische Polizei Villingen
- Altenheim Haus Wartenberg/Geisingen.

Der Umfang der vorgenannten Bestände beträgt zwischen 0,1 und 14 lfm.

Unter *inhaltlichen Gesichtspunkten* betrachtet finden sich in den Kern-(Landratsamts-)beständen des Kreisarchivs Schwarzwald-Baar deutliche Schwerpunkte. Es sind dies zunächst einmal zahlreiche Bauakten, die von Arbeit, Wohnen und Leben in inzwischen abgebrochenen Häusern, Fabrikanlagen, Bauernhöfen, Mühlen und anderen Gebäuden des ganzen Kreises mit Ausnahme des Gebietes der Städte Villingen und Schwenningen Auskunft geben. Mit diesen Akten eng verbunden sind die Dokumente zu Kesselanlagen, Dampfmaschinen, Turbinen und anderen Energielieferanten, die in oder an den Gebäuden errichtet und betrieben wurden. Hier öffnet sich ein weites Feld der Forschung für die regionale Technik- und Wirtschaftsgeschichte.

Die Sozialgeschichte hat ebenfalls mannigfaltige Quellen zur Verfügung. Die zu Hunderten zählenden Akten über Einwanderung, Zuwanderung, Staatsangehörigkeit und Heimatrecht im 19. und 20. Jahrhundert erlauben umfangreiche Forschungen zu Struktur und Entwicklung der Bevölkerung, aber beispielsweise auch zu Aus- und Einwanderungsmotiven im Hinblick auf eine Ergänzung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte.

Eine weithin verkannte Bestandsgruppe mit über tausend Akten ist diejenige der sozialen Fürsorge. Mit Aufbau der gehobenen Fürsorge entstand in den Jahren nach 1920 ein weitgespanntes Netz der Armen-, Jugend- und Rentnerfürsorge, dessen schriftlicher Niederschlag heute ein umfassendes Bild des Lebens der ärmeren Schichten von 1920 bis etwa zu Beginn der 1960er Jahre zeichnet. Die in jenen Jahren eingeleitete umfassende Reform verschiedener Sozialgesetze (z.B. das neue Jugendwohlfahrtsgesetz 1961) haben den Quellenwert dieser Akten dann allerdings durch eine starke Normierung und Schematisierung der Verfahren so stark eingeschränkt, daß ihre Archivwürdigkeit aufgrund der geringen Überlieferungsdichte an historischer Information in Zweifel gezogen werden muß.

Was jedoch die Akten der vorangegangenen Jahre anlangt, so sind diese durch oft umfangreiche und über Jahre hinweg verfaßte Schilderungen der Lebenssituation und des Verhaltens der Betreuten zu einzigartigen Dokumenten geworden. Aus ihnen läßt sich die Geschichte der Volks- und Umgangssprache ebenso schreiben, wie ein Bild des Verhaltens, der Mentalität oder der Wohn- und Arbeitsverhältnisse in nahezu allen Orten des Kreises gewinnen.

Wer sich für die Zeit der Besatzung, des Wiederaufbaues und der Eingliederung der Flüchtlinge interessiert, dem stehen ebenfalls die Akten der ehemaligen Landkreise Donaueschingen und Villingen zur Verfügung. Gerade auch die stereotyp anmutenden Aufnahmen des Requisitionsamtes über beschlagnahmte und weitergegebene Gebrauchsgegenstände sind in ihrer Vollständigkeit bezüglich der Ausstattung der Haushalte in den Jahren bis 1945/46/47 eine Quelle zur Nachkriegsgeschichte ersten Ranges für Volkskunde und Sozialgeschichte.

Neben dem Schriftgut, das aus der Übernahme von Aufgaben für die Kreisgemeinden entstand, steht eine andere, große Archivaliengruppe, die zu den Archivbeständen in den Gemeinden auf vielfache Weise komplementär und ergänzend ist. Die administrativen Funktionen der Aufsicht und der Beratung haben zur Entstehung von Schriftgut geführt, ohne dessen Kenntnis jede Ortsgeschichte unvollständig bleibt. Ob Erhebungen über die Ortsverwaltung, das Verhalten von Bürgermeistern und Beamten, Wider- und Einsprüche gegen scheinbare Übergriffe der Gemeinde: In diesen Bestandteilen des Schriftgutes der Bezirks- und Landratsämter kondensiert ein Teil kommunaler Historie, der bei der alleinigen Auswertung des Gemeindearchivs oftmals verborgen bleibt.

Man könnte noch weitere Archivalien benennen, die ebenfalls zur Geschichte der Ge-

meinden wie des Kreises insgesamt beitragen, Akten, die sich mit Naturschutz, Umwelt, Infrastruktur im weitesten Sinne befassen: Kreisstraßenbau und -unterhaltung, Beteiligung an Flugplätzen (Landeplätzen), aber auch allem, was heute in den Umkreis alternativer, erneuerbarer Energien gehört: Wasserbau, Mühlen, elektrische Anlagen und einiges mehr.

Der kurze Überblick über die noch ungehobenen historischen Schätze soll jedoch nicht abgeschlossen werden, ohne auf einen ganz besonderen Aktenfund hinzuweisen, den das Kreisarchiv kurz nach seiner Arbeitsaufnahme 1990 auf dem Speicher des alten Bezirksamtsgebäudes in Villingen machen konnte. Dort fand sich, im Lauf der Nachkriegsjahre vergessen, ein Teil der Akten einer bei Kriegsende gegründeten „Politischen Polizei Villingen“, deren Aufgabe die Festnahme ehemals tätiger Nationalsozialisten war.

Nach Einmarsch der französischen Truppen 1945 hatten die Besatzungsorgane aus noch nicht geklärten Umständen diese Abteilung zur politischen Säuberung errichtet, welche sich aus Sozialdemokraten und Kommunisten, ehemaligen Angehörigen des lokalen Widerstands sowie Kommunal- und Kreisbediensteten zusammensetzte.¹⁸⁾ Zum Teil von der Stadt, zum Teil vom Staat besoldet, residierte dieser Stab in den Räumen des Landratsamtes Villingen bis zu seiner Auflösung durch das französische Oberkommando 1946. Die Akten dieser Dienststelle hatten sich trotz eines Vernichtungsbefehles aus nicht ganz nachzuvollziehenden Gründen erhalten und erwiesen sich bei ihrer Untersuchung als außerordentlich aufschlußreich. In ihnen versteckt fanden sich rund 2500 Personalakten der ehemaligen nationalsozialistischen Kreisleitung Villingen aus den Jahren 1934-1945, die ausnahmslos bis 1945 im öffentlich-rechtlichen Bereich (Staat, Kommune, Bahn, Post, Sparkasse) tätige Personen oder öffentliche Funktionsträger erfassen, seien sie auch nur wenige Tage aushilfsweise angestellt gewesen.

Allein die Erwähnung eines so sensiblen Bestandes wie des der Politischen Polizei Villingen führt unweigerlich zu der Frage nach der *Benutzbarkeit von Schriftgut historischer Bedeutung*. Eine der Absichten des Gesetzgebers war es, mit Verabschiedung des Landesarchivgesetzes den Zugang auch zu den Kommunalarchiven prinzipiell im Sinne einer Öffnung der Archive für eine breite Öffentlichkeit zu verankern. Wenn im LAG § 7 Abs. 1 jedoch nur davon die Rede ist, daß Gemeinden ihre „Archive nutzbar machen sollen“, so ist dies ein Kompromiß zwischen dem Prinzip des Zugangs zu den Archiven und der kommunalen Autonomie. Kommunen, die sich diesem Gesetzeswunsch verweigern, verstoßen zwar gegen den Geist des Gesetzes, jedoch nicht gegen das Gesetz selbst. Das Wörtchen „soll“ stellt die Gesetzesformulierung auf die Stufe einer „Soll-Vorschrift“ als gesetzlicher Bestimmung, die ein Tun zwar für den Regelfall, aber eben nicht zwingend vorschreibt.

Schwieriger wird die Lage erst, wenn die Gemeinde die in Abs. 3 geforderte Archivordnung als Satzung erlassen hat. Dort wird dem Satzungsmuster der Kommunalen Landesverbände (1988) gemäß der Zugang zum Archiv in § 2 Abs. 1 klar deklariert: „Jeder, der ein berechtigtes Interesse glaubhaft macht, kann nach Maßgabe dieser Archivordnung das Archiv nutzen, soweit sich aus Rechtsvorschriften oder Vereinbarungen mit derzeitigen oder früheren Eigentümern des Archivgutes nichts anderes ergibt.“

Damit hat der potentielle Benutzer ein zunächst uneingeschränktes Zugangsrecht zum Archiv, das durch die archivische Realität im Landkreis jedoch vielfach relativiert werden muß.

Die Bestände einstiger Gemeinden, soweit sie heute in den Ortsteilen lagern, sind im allgemeinen aufgrund personeller und sachlicher Gegebenheiten der Forschung verschlossen. Die in aller Regel nebenamtlich tätigen Ortsvorsteher können tagsüber selten erreicht werden, oft arbeiten sie auswärts. Die meist in den Abendstunden oder sonntags nach der Kirche abgehaltenen Sprechstunden in der Ortsverwaltung sind in der Regel zu kurz, als daß ein Forscher zum Aktenstudium Zeit hätte. Gemeindeeigenes, vor Ort anwesendes und archivfachlich ausgebildetes Personal zur Ausgabe von Archivalien und Überwachung der Benutzer ist nirgends vorhanden.

In Gemeinden oder Städten ist die Lage oftmals nicht viel besser. Bis auf Bad Dürkheim hat keine der größeren Städte im Schwarzwald-Baar-Kreis bis heute einen hauptamtlichen Archivar dauernd beschäftigt.

Welcher aktendurstige Forscher kennt daher nicht das freundlich-abwehrende Seufzen eines stets überlasteten Hauptamtsleiters, dem man voll Freude das Kommen mitteilt und ihn bittet, die eine oder andere Akte bereitzulegen, wenn nicht gar die Bestände zu erklären. Hier ist kein böser Wille im Spiel. Fest steht, daß zum gegenwärtigen Zeitpunkt die mit einem engen Personalkorsett versehenen Kreisgemeinden organisatorisch und räumlich nicht in der Lage sind, potentielle Benutzer archivfachlich angemessen zu betreuen. Die intensive Führung des Forschers durch den vorhandenen Bestand, die Beratung bei der Archivalienauswahl, das schnelle Anfertigen von Fotokopien, Überwachung der Benutzung zur Sicherung des Archivgutes: all dies sind Tätigkeiten, die nur von eigens hierfür angestelltem und eingewiesenem Archivpersonal in dafür geeigneten Räumlichkeiten erledigt werden können.

Manche Kommunen glauben, in der Zentralisierung der Ortsteilarchive einen Ansatz zur besseren Nutzung des kommunalen Archivgutes auch der Ortsteile gefunden zu haben. Dieses Vorgehen hat ohne Zweifel das Argument der kurzen Wege und des leichteren Zuganges zum Archiv für sich, entfacht aber oft den Widerstand der bereits durch die Gemeindereform politisch weitgehend entmachteten dörflichen Gemeinwesen, die sich, sobald man an die physische Existenz ihrer Vergangenheit rührt, nun auch kulturell dem Untergang nahe wähnen. Die in den meisten Fällen fehlenden Bestimmungen in den Eingemeindungsverträgen errichten zudem juristische Hindernisse, da sie solche Entscheidungen auf einen unsicheren lokalpolitischen und öffentlich-rechtlichen Grund stellen. Von dieser Besonderheit des rechtlichen Verhältnisses zwischen Ortsteilen und Zentralgemeinde einmal abgesehen, wird deshalb aus den erwähnten Gründen die Erfüllung des Landesarchivgesetzes und der Kommunalen Archivordnung mit archivischem Leben so lange unrealisierbar bleiben, als die Gemeinden nicht die Voraussetzungen zur Erfüllung ihrer in der Satzung eingegangenen Versprechen schaffen.

Auch das Kreisarchiv kann hier keine Abhilfe schaffen, da diesem als kommunaler Einrichtung auf Kreisebene vom Gesetzgeber kein rechtliches Instrument zur Beseitigung der dem Landesarchivgesetz widersprechenden Zustände in den Gemeinden an die Hand gegeben wurde. Vorschläge, die der Kreisarchivar nach Besuch der Gemeindearchive den Verantwortlichen der Verwaltung macht, bleiben rechtlich gesehen reine Ratschläge, die man annehmen oder auch verwerfen kann. Die Verantwortung für das Archivgut, das als Teil des Gemeindevermögens gesehen werden kann, verbleibt stets der Gemeinde, wie auch das Archivwesen als Teil der Geschichtsforschung und -förderung im Bereich der Freiwilligkeitsaufgaben der Gemeinde angesiedelt ist.

Rechtliche Gegebenheiten sind nur eine Seite des Aspektes der Benutzbarkeit von Archiven. Zugang und Nutzung von Gemeindearchiven sind jedoch auch eng mit der baulichen Situation und der räumlichen Gestaltung von Archiven verbunden. Forschung in Archiven ohne Räume mit minimalen baulichen Voraussetzungen wie Heizung, Belüftung, ausreichendes Licht und Platz zum Arbeiten ist nicht möglich. Die bauliche Situation in den Archiven des Landkreises ist deshalb ein wesentlicher Gradmesser für Möglichkeiten zur Erforschung der Regionalgeschichte.

Wer die Archive im Landkreis unter diesen Gesichtspunkten betrachtet, stößt zunächst einmal auf die traditionellen Archibauten, wie sie im Hinblick zuerst auf die Sicherung der Grund- und Pfandbücher um 1900 veranlaßt wurden. Die oft auf Ortsbereisungen des Bezirksamtes angemahnten Spezialräume wurden sehr schnell zur Aufbewahrung für die ganze Registratur und einen Großteil der Altablage, des späteren Archivs. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der Orte hat sein historisches Schriftgut weiterhin in jenen feuersicheren, mit Eisenbalken abgestützten Räumen in unmittelbarer Nähe oder in Verbindung zum alten Ratsschreiber-

zimmer. Diese im allgemeinen recht kleinen Archive, ca. 10-12 m², sind in ihrer Art kleine Tresore mit eisernen Klappläden, die bis in die heutige Zeit den Archivalien ausreichend Schutz bieten. So gut waren sie konstruiert, daß sie wie in Behla 1945 mitsamt ihrem Inhalt Artilleriebeschuß und der Totalzerstörung des Rathauses widerstanden.¹⁹⁾

Allerdings entsprechen diese Räume in Beleuchtung, Feuchtigkeits- und Temperaturregelung nicht mehr den heutigen Anforderungen. Soweit die Archivalien an den Lagerorten, d.h. in den ehemals selbständigen Gemeinden, verbleiben sollen, sind diese Räume jedoch ohne großen finanziellen Aufwand dem modernen archivtechnischen Standard anzupassen. Interessanterweise findet sich diese recht günstige Situation nur in kleinen Gemeinden. Die Städte bieten hier ein weniger gutes Bild. Dies hängt mit der im Gegensatz zu den Dörfern recht starken Entwicklung in den letzten hundert Jahren, und davon abgeleitet wiederum mit dem häufigen Um- und Ausbau der Verwaltungsgebäude wie mit dem starken Anwachsen der Bestände, zusammen.

Die zumeist in Keilern oder Nebenräumen von Rathäusern und Schulen untergebrachten Archive sind oft schwer zugänglich, einige sogar gefährdet wie die bis heute nicht vollständig behobenen Hochwasserschäden vom Februar 1990 in Hüfingen und Bräunlingen beweisen.

Die finanziellen und strukturellen Schwächen der meist mit Ausnahme von Villingen-Schwenningen recht kleinen Städte unter 20000 Einwohnern haben dazu geführt, daß bauliche und technische Verbesserungen in den dem Archiv zugewiesenen Räumen in nennenswertem Maße bisher nicht durchgeführt wurden. Ansätze zur Verbesserung dieser Situation sind jedoch insofern zu sehen, als ein Großteil der Städte (Bad Dürkheim, Donaueschingen, Hüfingen, St. Georgen und teilweise Bräunlingen) bereits zeitgemäße, platzsparende Rollregalanlagen eingebaut haben.

Wer den modernsten und der Forschung am leichtesten zugänglichen Archiven im Landkreis nachspürt, stößt auf die beiden Gemeinden Dauchingen und Tuningen. Hier wurden in den letzten Jahren Archive eingerichtet, die aufgrund ihrer Ausstattung und technischen Ausrüstung als vorbildlich gelten können. Vor allem in Tuningen wurden nicht nur archivfachliche Ansprüche durch den Einbau entsprechender Technik erfüllt, sondern es wurde auch auf eine Ästhetik Wert gelegt, die das Arbeiten im Archiv zur reinen Freude werden läßt. Die in ansprechendem Blau gehaltene Rollregalanlage wurde in einen klimatisierten Gewölbekeller eingebaut, der mit seinem kleinen Leseplatz jeden Forscher zu langem Verweilen einlädt. Temperatur- und Feuchtigkeitsregelung, UV-strahlungsarme Neonröhren mit weniger als 75 Mikrowatt/Lumen Belastung und Feuersicherheit sind hier die archivtechnischen Komponenten eines mustergültig sanierten Kellerbereiches im Rathaus, der die Archivalien auf Dauer zu schützen und zu bewahren im Stande sein wird.

Was nützt jedoch der schönste Archivbau, wenn das Archiv nicht erschlossen und die historischen Schätze nicht gehoben werden können? Die personelle Situation im Landkreis ist deshalb ein weiterer Faktor, der den Zugang und die Benutzung der Archive im Kreis bestimmt.

Mit Ausnahme der Stadtarchive Villingen-Schwenningen und Bad Dürkheim, die hauptamtlich besetzt sind, findet sich in den Kommunalarchiven des Kreises eine bunt schillernde Vielfalt von Beschäftigungsverhältnissen, denen allen die Tatsache gemeinsam ist, daß die archivarische Tätigkeit von Personen ausgeübt wird, die keine klassische Archivausbildung besitzen.

Näher aufgeschlüsselt haben wir es mit folgenden Positionen zu tun:

- 1) Einem Historiker in langjähriger Beschäftigung, wobei das Arbeitsverhältnis von einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme teilweise in zeitlich auseinanderliegende Werkverträge oder/und eine freie Mitarbeit übergang;
- 2) einer Ende 1991 ausgelaufenen Arbeitsbeschaffungsmaßnahme mit einer Geisteswissen-

- schaftlerin (Romanistin);
 3) Studentinnen mit Abrechnung auf Stundenhonorar (Geschichte und Germanistik);
 4) Werkverträge (Volkskundler).

Es liegt auf der Hand, daß die fehlende archivarisches Fachausbildung zu Lasten der Qualität der Erschließung und Organisation der betroffenen Archive geht. Der Umgang mit der archivischen Überlieferung bedarf außer einer genauen Kenntnis der technischen Behandlung des Schriftgutes und weiterer Daten- oder Informationsträger (audio-visuelles Archivgut) eines genauen Wissens um die inhaltliche Beschreibung der Archivalien wie einer Vertrautheit mit der Geschichte des Ortes und der Region. Als geradezu ideale Ergänzung zu den vorgenannten Kenntnissen erweist sich schließlich ein durch langjährige Erfahrung entwickeltes Gespür für Informationsreichtum und Aussagekraft von Quellen bei gegenwärtigen und möglichen zukünftigen Fragestellungen der historischen Forschung. Wo diese Voraussetzungen fehlen, besteht bei der Bestandsbearbeitung und der Redaktion des Findbuches stets die Gefahr, daß für die Ortsgeschichte wichtige Fakten in der Masse der nicht archivwürdigen Überlieferung übersehen und daher nicht entsprechend gewürdigt werden.

Das mit nur einem Facharchivar besetzte Kreisarchiv kann dieser Gefahr durch Schulung nur sehr eingeschränkt begegnen, da für eine intensive und kontinuierliche Führung kein Personal und keine Zeit zur Verfügung stehen.

Wenn man all diese rechtlichen, administrativen, baulichen und personellen Unzulänglichkeiten, welche die Erschließung und Benutzung der Archive gefährden und verzögern, im Zusammenhang betrachten wollte, so ließen sich drei charakteristische Mängel entdecken, die fast als strukturelle Elemente der archivisch noch unerschlossenen Landschaft gelten können: es sind dies der Mangel an Kontinuität, der Mangel an Stabilität und eine fehlende Perspektive in Bezug auf die Zukunft.

Mangelnde Kontinuität in der Bearbeitung und Zugänglichmachung der Archive durch fehlendes Fachpersonal in Dauerbeschäftigung, mangelnde Stabilität der Archive durch bauliche Änderungen und Nebennutzungen der Archivräume; Verlagerungen von Archivgut, Zusammenführungen, Neueinrichtungen ohne ständige Überwachung durch ein der Gemeindeverwaltung nahestehendes und dauerverantwortliches Fachpersonal: dies alles hindert und hemmt eine gedeihliche Entwicklung in den Archiven. Nicht umsonst ist das Prinzip des „*quieta non movere*“ ein archivarisches Grundprinzip, das Kontinuität und Stabilität auf allen Ebenen archivischen Wirkens einfordert. Die generell fehlenden längerfristigen Überlegungen zum Aufbau eines fachlich befriedigenden Archivwesens sind nicht zuletzt mitverantwortlich für das stille Siechtum, das aufgrund stets neuer, brennender Gegenwartsprobleme nie richtig ins Bewußtsein der Öffentlichkeit und der politischen Entscheidungsträger dringt. Bis heute hat noch keine Gemeinde ein längerfristiges Konzept erarbeitet, um diesen Schwierigkeiten zu begegnen. Inwieweit globale Überlegungen und Unternehmungen auf Kreisebene hier umsetzbare Alternativen zur Verbesserung der Archivsituation im Landkreis sein können, müssen am Ende dessen gewählte Vertreter entscheiden.

Ordnung und Verzeichnung von Archiven sind im Grunde nur vorbereitende Aufgaben für das, was man im weitesten Sinne als Weckung des Verständnisses für unser Sein mittels Darstellung und Interpretation von Geschichte bezeichnen könnte. Oder konkreter formuliert: Ordnung und Verzeichnung eines Gemeindearchivs kann nur Vorbereitung auf die eigentliche Aufgabe der Darstellung und Bewertung der Ortsgeschichte sein. Solange Aufgabenstellung und Anstellungsverhältnisse der archivbetreuenden Personen nur auf diese vorbereitenden Arbeiten abgestellt sind, wird jede Gemeinde in einem Zwiespalt leben. Dem Gefühl der Erledigung einer Aufgabe - nämlich der Ordnung des Archivs - wird stets der Eindruck einer vergeblichen Mühe zur Seite stehen, solange keine Bearbeitung des Archivs im Sinne einer der Öffentlichkeit bewußten und bekannten Ortsgeschichtsforschung erfolgt. Nutzbarmachung

des Archivs ohne anschließende Benützung führt stets zur Frage nach dem Sinn getaner Arbeit und allzuoft zu dem Schluß, daß diese nur wenig Greifbares bewirkt habe.

Unter dem Aspekt der Geschichtsforschung betrachtet, leiden die Gemeinden des Schwarzwald-Baar-Kreises bis heute an einer Bearbeitung und Publikation der in ihren Archiven verwahrten Quellen. Vor allem die fehlende Erschließung der kleineren Gemeindearchive und Stadtarchive ist einer der Hauptgründe für die Privilegierung der Stadtgeschichtsforschung, vor allem Villingens, oder der Forschungen zum Fürstentum Fürstenberg im Landkreis. Das deutliche Übergewicht diesbezüglicher Themenstellungen beruht eindeutig auf der leichten Zugänglichkeit und weitgehenden Erschließung der Archivalien im Stadtarchiv Villingen(-Schwenningen) wie im FF-Archiv Donaueschingen.

Auch künftig muß damit gerechnet werden, daß Heimat- und Geschichtsforscher sich vornehmlich jenen Archiven, und damit Themen, zuwenden, die durch leichten Zugang und schnelle Verfügbarkeit der Quellen den zeitlichen Forschungsaufwand gering halten.

Begünstigt wird die Bevorzugung rasch benutzbarer Quellen außerdem durch die Tendenz zu Regelstudienzeiten an den Universitäten und der Vorgabe von Ablieferungsterminen für Zeitschriftenartikel. Sie fordern von Studenten und Forschern eine stärkere Beachtung der verfügbaren Zeit für Archivbesuche. Die Bearbeitung ortsübergreifender und auf (heutige) ländliche Gebiete bezogene Themen wird aufgrund der genannten Umstände auch im Schwarzwald-Baar-Kreis solange unbedeutend bleiben, als praktische Hindernisse im Besuch von Ortsteil- und Gemeindearchiven nicht durch organisatorische Maßnahmen konsequent ausgeräumt werden.

Zu all dem treten weitere Defizite. Mit Ausnahme der Volkshochschulen vermitteln die im Kreis angesiedelten außerschulischen oder nachschulischen Bildungsstätten vornehmlich technische und technologische Kenntnisse. Dies gilt für die Fachhochschule Furtwangen in gleichem Maße wie für das geplante Institut für Mikroelektronik in Villingen-Schwenningen.

Alle Universitäten mit geisteswissenschaftlichen Fakultäten oder Instituten wie Freiburg, Konstanz oder Tübingen befinden sich mehr als eine Autostunde vom Sitz der Landkreisverwaltung entfernt außerhalb des Landkreises. Damit fehlt in einem nicht zu unterschätzenden Maße jenes Reservoir an geisteswissenschaftlich gebildeten oder in Ausbildung befindlichen Personen, aus denen den Archiven eine entsprechende Nutzergruppe zuwachsen könnte.

Ein Engagement der genannten Universitäten bezüglich einer regionalhistorischen Forschung ist zudem solange nicht zu erwarten, als die im Landkreis lagernden Quellen (Gemeindearchive) unaufbereitet und unzugänglich sind. Universitäre Forschung und Veröffentlichung setzt Bekanntheit der Quellen voraus. Um den archivischen Reichtum des Kreisgebietes sichtbar werden zu lassen, müssen zunächst eine Reihe von orts- und landschaftsbezogenen Studien angeregt und gefördert werden. Diese Publikationstätigkeit scheint mir eine Vorbedingung für die verstärkte Benutzung durch umliegende universitäre Bildungsstätten.

Einen ersten Ansatzpunkt im rechtlichen Sinne zur Förderung der Geschichtsforschung bietet die Landkreisordnung Baden-Württemberg. Die Vermittlung historischer Informationen - nicht die ständige Pflege der Gemeindearchive im materiellen Sinn - kann als eine Aufgabe der Landkreisverwaltung im Sinne von § 1 der Landkreisordnung aufgefaßt werden. Die Verpflichtung zu Bewahrung, Pflege und Erforschung des historischen Erbes der kreisangehörigen Gemeinden ohne fachlich geleitetes und zugängliches Archiv ist eben Teil der kulturellen Daseinsvorsorge des Landkreises. Wie in anderen Bereichen der Daseinsvorsorge (Sozialwesen, Kreiskrankenhaus, Alten- und Pflegeheime, Abfallwirtschaft) sollte sich der Landkreis auch hier seiner Verpflichtung zur Übernahme einer Aufgabe bewußt sein, die einen Großteil der einzelnen Gemeinden überfordert.

Um diesen wirksam im Sinne einer Bekanntmachung ihrer Geschichte zu helfen, bedarf es an zentraler Stelle eines „Dienstleistungsbetriebes der öffentlichen Hand“, der die nötigen

Arbeiten im Auftrag der Gemeinden und für diese verrichtet. Als Einrichtung und tragende Säule, welche die entscheidenden Impulse vermittelt, ist das Kreisarchiv zu sehen, welches für eine solche Aufgabe personell und materiell entsprechend ausgestattet werden müßte. Global gesehen wäre damit auch kein überhöhter Finanzbedarf verbunden, denn der zentral gedachte Mittel- und Personaleinsatz muß im Zusammenhang mit den damit möglichen Einsparungen auf Gemeindeebene gesehen werden. Die Kreisgemeinden verwahren und pflegen zwar auch weiterhin ihre als Teil des Gemeindevermögens anzusehenden Archivalien, von einer finanziellen Belastung, die bei der Archivbenutzung durch aufzuwendende Personalstunden und Vorhaltung von Räumen wie Mobiliar entsteht, wären sie hingegen befreit.

Das Kreisarchiv hat sich seit Beginn der Aufnahme seiner Arbeit am 1. 9. 1988 Gedanken in Hinsicht auf die Erschließung und Verfügbarmachung der Geschichtsquellen im Kreis gemacht. Grundlage der Überlegungen ist ein sogenanntes „mittelfristiges Entwicklungsprojekt“, das als ein anpassungsfähiges Instrument archivischen Wirkens im Kreis unter Zugrundelegung vorhandener Gegebenheiten und Ressourcen Erschließung und Bearbeitung der Quellen im Landkreisarchiv wie in den nicht hauptamtlich betreuten Archiven steuern soll.

Dieses Projekt, das unter anderem als Diskussionsgrundlage für die entsprechenden politischen Instanzen und die Verwaltung dienen soll, sieht eine kontinuierliche Stärkung der quantitativen und qualitativen Nutzung der im Kreisgebiet lagernden Archive vor. Mittels geeigneter technischer und organisatorischer Maßnahmen soll ein Prozeß in Gang gebracht werden, bei dem sich am Ende Nutzung der Archivalien und Publizität der Kreisgeschichte wechselseitig dynamisieren. Schneller Zugriff auf die Quellen, Benutzungs erleichterungen und Förderung der Veröffentlichungen zur Kreisgeschichte sollen eine positive Grundstimmung erzeugen, die ein breites Publikum von Heimatforschern und Studierenden gleichermaßen anzieht und zu weiteren Arbeiten anspricht.

Um die Verkettung zwischen fehlender historischer Forschung zum (heute) ländlichen und kleinstädtischen Raum, mangelndem Heimatgeschichtsbewußtsein und Unzugänglichkeit der Archive aufzulösen, muß zunächst die grundsätzliche und uneingeschränkte Benutzungsmöglichkeit historischer Quellen gesichert werden. Es ist dabei für den Forscher in den allerwenigsten Fällen nötig, das Original selbst in den Händen zu halten. Wichtig ist der Zugang zu der vom Archivalie vermittelten Information.

Diese gedachte umfassende Vermittlung historischer „Primärinformation“ aus den Archiven des Kreises erfordert den Einsatz moderner Kommunikationsmethoden (Dokumentation) und Kommunikationsmittel. Dies wäre beispielsweise die Mikroverfilmung aller Gemeindearchive, um an einem zentralen Ort - d.h. im Kreisarchiv - Einsichtnahme in die Archivalien zu gewähren. Für zwei Archive, Dauchingen und Gütenbach, ist dies bereits heute teilweise geschehen. Dort notwendige Sicherungsverfilmungen oder Beschaffungen von Informationen aus Beständen im Generallandesarchiv Karlsruhe wurden zum Anlaß genommen, um Filmkopien der Archivalien herzustellen und zur Benutzung bereitzustellen.

Gerade aufgrund der starken Streuung der kommunalen Archivalien und ihrer eingeschränkten Benutzbarkeit am Lagerort kann Geschichtsarbeit nur über eine Konzentrierung der Quellen mittels Kopie an einem zentralen Ort, eben dem Kreisarchiv, mit größtmöglicher Effizienz bewältigt werden. Die schnelle Verfügbarkeit der historischen Information an einem zentralen Ort im Kreis scheint eine der Garantien für eine kontinuierliche Beschäftigung mit der Geschichte.

Der im Entwicklungsplan des Kreisarchivs vorgezeichnete Weg der Konzentration der Quellen mittels Kopie ist nur insofern neu, als er einen vom Bundesarchiv bereits mit Erfolg beschrittenen Weg erstmals in der Bundesrepublik Deutschland konsequent auf die Ebene eines Kreises übertragen will. Durch die Zusammenführung weit verstreuter, außerhalb Deutschlands und Europas lagernder wichtiger Bestände zur deutschen Geschichte des 19.

bis 20. Jahrhunderts und deren konsequente Bereitstellung mittels Kopie errang das Bundesarchiv in wenigen Jahren nach seiner Arbeitsaufnahme 1952 den Rang eines ideellen Nationalarchivs mit hohen Benutzerzahlen.²⁰⁾ Man kann aufgrund der im Bundesarchiv gemachten Erfahrungen davon ausgehen, daß ein ähnliches Vorgehen unter Zuhilfenahme der heute zur Verfügung stehenden technischen Mittel regional bezogen eine Steigerung der Beschäftigung mit der Kreisgeschichte zur Folge haben wird.

Ein erster, aber wichtiger Schritt in Richtung Zugänglichmachung der Quellen wäre die Erstellung eines Nachweises der zu einem Thema, einem Ort oder einer Zeit vorhandenen Archivalien, zunächst im Bereich der Landkreisverwaltung, dann der Kreisgemeinden, später dann auch der außerhalb des Kreises gelegenen Archive. Trotz der Portion Utopie, die in dieser Absicht steckt - Aufnahme von Quellennachweisen ist stets eine nie endende Aufgabe - sollte die Arbeit mit aller Kraft und so schnell wie möglich angegangen werden. Jedoch, allein die Herstellung der Begehbarkeit eines Wegstücks durch das Dickicht der unbekanntenen Quellen macht Mut, auf dem Weg in die Kreisgeschichte weiter voranzuschreiten.

Geführt werden soll der Archivalienachweis mittels eines dialoggestützten Datenbanksystems, das den Benutzer schrittweise durch die Bestandsauflistungen leitet und ihm jederzeit die Möglichkeit gibt, sich die vorgestellten Aktenbeschreibungen ausdrucken zu lassen. Bereits seit Ende Dezember 1991 verfügt das Kreisarchiv über einen Verbund von einzelnen Bestandsdateien, die mittels Dialog befragt werden können. Weitere Nachweise, wie die zu vorhandener Literatur, können einzeln mit Hilfe des Personals erhoben werden. 2000 Akten (ca. 20% des Gesamtbestandes) aus dem ehemaligen Landratsamt Donaueschingen aus den Jahren 1927 - 1972 sind inzwischen erfaßt, 1000 Dokumente 1923 - 1972 des Bestandes Landratsamt Villingen, dazu verschiedene Gemeindearchive vom 18. bis 20. Jahrhundert, alles in allem wohl 5000 Findnachweise samt 2500 Nachweisen zu Literatur, die in Sekundenschnelle zur Verfügung stehen, auch am Telefon.

Wirklichen Zeitgewinn für den Forscher bei Beginn einer Arbeit wird jedoch nur die Verbindung zwischen Nachweis von Archivalien und vorhandener Literatur - Monographien, Artikel, Zitate - erbringen können. Die technischen, materiellen und vor allem konzeptuellen Probleme, die hinter der Realisierung dieses Vorhabens stehen, sind allerdings enorm. Fehlende einheitliche Klassifikationsschemata, uneinheitliche Verzeichnungsgrundsätze, organisatorische und technische Schwierigkeiten verdichten sich hier zu einem Stück archivarischen Wagemutes, bei dem sich Hoffnung und Gewißheit des Erfolges die Waage halten.

Wünschenswert wäre eine Zusammenarbeit mit der Fachhochschule Furtwangen oder dem bald seine Tore öffnenden Institut für Mikroelektronik. Die zeitweise Einbindung von Studierenden aus dem Bereich Elektronik in diesen Aufbau könnte die Verbindung zwischen Kreisgeschichte und Technik, Kreisarchiv und moderner Kommunikations- und Speichertechnologie (elektronische Archivierung!) fördern. Damit erhielte der Landkreis die Möglichkeit, landesweit beispielgebend vorzuführen, wie in der heutigen administrativen Realität der allgemein beklagten Trennung von Technik und Geisteswissenschaft auf regionaler Ebene praktisch begegnet werden könnte.

Neben dieser Einbeziehung von Zielgruppen wie den Studierenden in die Arbeit des Kreisarchivs gilt es jedoch vor allem, einer interessierten Öffentlichkeit das im Landkreis lagernde Archivgut so nachzuweisen, daß mit geringem Zeitaufwand schneller Zugang zur Archivalie, im Original oder in Kopie, möglich wird. Alle Arbeit in den Archiven der Kreisgemeinden wie im Kreisarchiv hat letztlich das Ziel, den historischen Reichtum der Region in das Bewußtsein zu heben. Schwerpunkt ist dabei unter anderem die Förderung der universitären Forschung und die Pflege der Beziehungen zu den umliegenden Universitäten und ihren geisteswissenschaftlichen Bereichen. Durch die Zusammenführung der Archive der Kreisgemeinden mittels Kopie und deren konsequente Verbindung mit einer EDV-gestützten Dokumentation soll das Kreisarchiv nach Abschluß der Aufbauphase zu einer ideellen Sammlungsstätte der

Kreisgeschichte vor allem des 19. und 20. Jahrhunderts werden, während die Archivalien der Gemeinden an ihrem Ursprungsort verbleiben und dort sachgerecht bewahrt werden. So kann allen Gemeinden, ob heute noch selbständig oder nur Ortsteil, wieder zu der Geschichte verholfen werden, die ihrer einstigen historischen Bedeutung entspricht.

Die Geschichte des ländlichen und kleinstädtischen Raumes ist prinzipiell nicht bedeutungsloser als die Geschichte der Städte. Gerade hier liegt zudem ein noch ungehobener Schatz historischen Wissens, der die südwestdeutsche Regionalgeschichte um manches Detail und um manche neue Perspektive wird bereichern können. In diesem Sinne ist die Archiventwicklung auch prinzipiell kulturelle Daseinsfürsorge, wobei die Auseinandersetzung mit der Geschichte einer der Hauptansatzpunkte zur Bewältigung der Zukunft ist.

Den Beteiligten an der Kreisreform 1973 war dies sehr deutlich bewußt. So schrieb der Präsident des Landkreistages Baden-Württemberg, Landrat Bruno Bühl, 1975 im Rückblick: „Mit der Kreisreform ... hat für die Landkreise in Baden-Württemberg ein neuer Abschnitt ihres Wirkens begonnen. Ein solcher Neubeginn fordert ... zum geschichtlichen Rückblick heraus.“²¹⁾ Die Bewahrung und Erschließung der Archive im Landkreis ist deshalb ein direkter Beitrag zur Erbauung der Zukunft.

Anmerkungen

- ¹⁾ Genau: Gesetz über die Pflege und Nutzung von Archivgut (Landesarchivgesetz - LArchG) vom 27. Juli 1987 in der geänderten Fassung vom 12. März 1990, veröffentlicht im Gesetzblatt Baden-Württemberg 1987, S. 130, und in der Zeitschrift *Der Archivar* 41, 1988, Sp. 393 - 398.
- ²⁾ Zur Geschichte und den Absichten des Landesarchivgesetzes: *Archivrecht in Baden-Württemberg*, Texte, Materialien, Erläuterungen [Hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg]. Bearb. von Hermann BANNASCH. Unter Mitw. von Andreas MAISCH, Einf. Gregor RICHTER, Stuttgart 1990.
- ³⁾ Dazu grundsätzlich: Klaus GERTEIS, *Die deutschen Städte in der frühen Neuzeit*, Darmstadt 1986, S. 65 - 81, und Jürgen SYDOW, *Städte im deutschen Südwesten*, Stuttgart 1987, S. 188 - 192.
- ⁴⁾ Franz QUARTHAL und Georg WIELAND, *Die Behördenorganisation Vorderösterreichs*, Bühl 1977, insbesondere Anhang Karte 1.
- ⁵⁾ Joachim STURM, *Zur Entwicklung der Kreisgrenzen. Der badisch-schweizerische Grenzvertrag vom 1. 3. 1839*, in: *Almanach 90* (Heimatjahrbuch Schwarzwald-Baar-Kreis 14), S. 152 - 156.
- ⁶⁾ Eine genauere Beschreibung der dort verwahrten Bestände und Hinweis auf weiterführende Literatur in: *Minerva-Handbücher, Archive im deutschsprachigen Raum*, Berlin-New York, 2. Aufl. 1974, Bd. 1, S. 450 - 452.
- ⁷⁾ Franz LAUBENBERGER, *Breisgau-Archivalien im Staatsarchiv Modena (1797-1807)*, Freiburg 1980.
- ⁸⁾ Außer der noch immer unverzichtbaren Übersicht über die Bestände von KREBS ist seit kurzer Zeit eine umfassende mehrbändige Bestandsübersicht in Arbeit, wovon 1988 der erste Teil erschienen ist: *Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe, Teil 1, Selekte Nachlässe und Sammlungen (A - U)*, bearbeitet von Marie SLABA und Hansmartin SCHWARZMAIER, Stuttgart 1988.
- ⁹⁾ Schnelle Abfragen zu den im Staatsarchiv Freiburg liegenden Akten sind über die Datenbank des Kreisarchivs Schwarzwald-Baar in Villingen möglich, wo die Abgabelisten in verbesserter Form provisorisch in das rechnergestützte Abfragesystem des Archivs eingegeben wurden.
- ¹⁰⁾ Paul WILLIMSKI, *Fützen im Laufe der Zeit*, Blumberg 1981, S. 194.
- ¹¹⁾ Die Findbücher betr. die Archivalien der zitierten Gemeinden können alle im Lesesaal des Kreisarchivs eingesehen werden.
- ¹²⁾ H. FACKLER, *Die Badische Registraturordnung, Karlsruhe 1905, IV. Plan zur Aktenausscheidung*, S. 133 - 159.
- ¹³⁾ Martin SCHÜSSLER, *Der Triberger Stadtbrand 1826*, Triberg 1926, S. 58.
- ¹⁴⁾ *Die Archivpflege in den Kreisen und Gemeinden, Lehrgangsbericht und Hilfsbuch für den Archivpfleger in Württemberg und Hohenzollern*, Stuttgart 1952.
- ¹⁵⁾ Z.B. Klara WEBER, *Die Bauern von Gütenbach und ihre Hofgüter von 1504 bis heute* (Schriftenreihe des Kreises Donaueschingen Nr. 27), 1966.
- ¹⁶⁾ *Zur Entwicklung der Landkreise und der Verwaltung: Landkreistag Baden-Württemberg* (Hrsg.), Vogteien, Ämter, Landkreise in Baden-Württemberg, 2 Bde., Stuttgart 1975.
- ¹⁷⁾ Dazu die Erinnerungen von Karl LIENERT, Erwin TRIPPEL und Karl WACKER (Bibliothek des Kreisarchivs Schwarzwald-Baar, Villingen), ohne Sign.
- ¹⁸⁾ Die Geschichte dieser „Polizeibehörde“ ist noch weitgehend unerforscht. Einiges hierüber bei Hermann RIEDEL, Villingen 1945, Villingen 1968, S. 95f. und Ekkehard HAUSEN/Hartmut DANNECK, *Antifaschist verzage nicht ...! Widerstand und Verfolgung in Schwenningen und Villingen 1933-1945*, Villingen-Schwenningen 1990, S. 137f.
- ¹⁹⁾ Alfred HALL, *Geschichte eines Baardorfes im Rahmen der Landschaft* (Schriftenreihe des Landkreises Donaueschingen 13), Donaueschingen 1958, S. 72.
- ²⁰⁾ Heinz BOBERACH, *Die schriftliche Überlieferung der Behörden des Deutschen Reiches 1871 - 1945. Sicherung,*

Rückführung, Ersatzdokumentation, in: ders. und Hans BOOMS, Aus der Arbeit des Bundesarchivs, Boppard 1977, S. 50 - 61.

²⁰⁾ In: Landkreistag Baden-Württemberg (Hrsg.), Vogteien, Ämter, Landkreise in Baden-Württemberg, Band I, Geschichtliche Grundlagen, von Walter GRUBE, Stuttgart 1975, Vorwort, S. V.

Nachbemerkung des Schriftleiters:

Der Aufsatz wurde 1991 fertiggestellt und ist daher vereinzelt nicht mehr auf dem neuesten Stand. Die grundsätzlichen Aussagen aber haben nach wie vor Gültigkeit.

JAHRESPROGRAMM 1989/1990

1. Samstag, 22. April: Halbtagesexkursion zum Kelnhofmuseum in Bräunlingen. Führung: Frau Susanne WINTERMANTEL, Hüfingen.
2. Samstag, 3. Juni: Halbtagesexkursion als gemeinsame Veranstaltung mit der Stadt Donaueschingen: „Biotop und Biotopkartierung auf Gemarkung Donaueschingen“. Führung durch Fachkäfte.
3. Dienstag, 13. Juni: Vortrag von Herrn Berthold FREY, Schorndorf: „Der Feldberg im Schwarzwald - Schönheit und Gefährdung des größten und ältesten Naturschutzgebietes Baden-Württembergs“ (mit Dias).
4. Samstag, 1. Juli: Halbtagesexkursion: „Das Gebiet der ehemaligen Herrschaft Konzenberg - die Kirchen von Seitingen und Wurmlingen“. Führung: Herr Dr. Wolfgang IRTENKAUF, Löffingen.
5. Sonntag, 20. August: Jahresexkursion in das Gebiet der ehemaligen Herrschaft Hohenberg (Haigerloch - Rottenburg - Horb).
6. Dienstag, 12. September: Vortrag von Herrn Heinrich ADRION, VS-Schwenningen: „Auf der Schwelle von Spätgotik und Frührenaissance - der Rottweiler Bildhauer Kaiser Maximilians“ (mit Dias).
7. Samstag, 30. September: Halbtagesexkursion in den Raum Blumberg-Tuttlingen: „Als die Donau ihre Quelle noch im Berner Oberland hatte - drei Millionen Jahre vor heute“. Führung: Herr Prof. Willi PAUL, Vöhrenbach.
8. Samstag, 14. Oktober: Halbtagesexkursion zum Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck. Führung: Herr Wolfgang KRAMER, Tuttlingen.
9. Dienstag, 14. November: Vortrag von Herrn Dr. Dieter PLANCK, Stuttgart: „Neue archäologische Forschungen zum römischen Siedlungswesen in Südwestdeutschland“ (mit Dias).
10. Mittwoch, 29. November: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Herrn Dr. Karl KWASNITSCHKA, Donaueschingen: „Die Everglades von Florida“.
11. Donnerstag, 14. Dezember: Vortrag von Herrn Dr. Werner MEZGER, Rottweil: „Bräuche von Martini bis Weihnachten“ (mit Dias).
12. Mittwoch, 17. Januar 1990: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag der Herren K. MÜNCH und W. HILPERT, Donaueschingen: „Das Wallis - Landschaft und Geschichte“.
13. Dienstag, 30. Januar: Vortrag von Herrn Wolfgang MARTIN, VS-Villingen: „Steinbruch und Naturschutz“ (mit Dias).
14. Mittwoch, 14. Februar: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Frau Heidi MUES, Donaueschingen: „China - Eindrücke von einer Studienreise“.

Die Jahresversammlung fand am 16. März 1990 statt. Bei den Vorstandswahlen wurde der gesamte Vorstand erneut gewählt. Im Anschluß Lichtbildervortrag von Herrn Bertram JENISCH, Freiburg: „Das Gasthaus 'Zur Mohrin' in Villingen - Ergebnisse einer archäologischen Untersuchung“.

JAHRESPROGRAMM 1990/91

1. Samstag, 19. Mai: Halbtagesexkursion unter Führung der Herren FD RIETH und MEYER, Donaueschingen: „Die Sturmschäden 1990 im Unterhölzer Wald - Aufarbeitung, Vermarktung, Neukulturen“.
2. Samstag, 9. Juni: Kunstgeschichtliche Halbtagesexkursion zur Falkensteiner Kapelle bei Schramberg. „Die 'Beweinung' des Rottweiler Bildhauers Konrad Rötlin“. Führung durch Herrn StD Heinrich ADRION, VS-Schwenningen. Im Anschluß Besuch des durch seine Uhrensammlung bekannten Städt. Museums Schramberg.
3. Mittwoch, 27. Juni: Vortrag von Herrn Dr. Heiko BELLMANN, Ulm: „Lebensraum Kiesgrube“ (mit Dias).
4. Samstag, 7. Juli: Halbtagesexkursion unter Führung von Herrn OFD Dr. Karl KWASNITSCHKA, Donaueschingen: „Waldboden und Forstwirtschaft auf Muschelkalk im Gebiet Waldhausen-Dittishausen“.
5. Sonntag, 9. September: Jahresexkursion zur Zollernalb (Dotternhausen - Hohenzollern - Hechingen).
6. Samstag, 22. September: Geologische Halbtagesexkursion zu den Steinbrüchen im Groppe und bei Zindelstein: „Die kontinentale Erdkruste - Stoff und Kreisläufe“. Führung durch Herrn Prof. Willi PAUL, Vöhrenbach.
7. Samstag, 6. Oktober: Halbtagesexkursion unter Führung von Herrn OStR Wolfgang HILPERT, Donaueschingen: „Die beiden Baldingen und Öfingen - Geschichte und Strukturwandel“.
8. Dienstag, 23. Oktober: Vortrag von Herrn Dr. Volkhard HUTH, Donaueschingen: „Von Zähringerherzögen, fürstlichen Grafen und frommen Mönchen - eine bemerkenswerte Quelle zur Landesgeschichte aus dem Fürstenberg-Archiv“.
9. Mittwoch, 7. November: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Frau Martina KÖLBL und Herrn Martin EBERT, Tübingen: „Vulkanismus mit besonderer Berücksichtigung von Hawaii“.
10. Dienstag, 13. November: Vortrag von Herrn Bibl. Dir. Dr. Wolfgang IRTENKAUF, Löffingen: „Mittelalterliche Buchmalerei aus schwäbischen Klöstern“ (mit Dias).
11. Dienstag, 4. Dezember: Vortrag von Herrn RA Dr. Wolfgang BERWECK, VS-Villingen: „Das Villingener Heilig-Geist-Spital - Geschichte einer 700jährigen Sozialeinrichtung“.
12. Mittwoch, 9. Januar 1991: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Frau Hildegard MINGES, VS-Villingen: „Auf den Spuren der germanischen Götter in Island“.
13. Dienstag, 22. Januar 1991: Farbtonfilm-Vortrag von Herrn FD Werner SATTLER, Freiburg: „Impressionen vom Oberrhein - Wasser, Wald und wilde Tiere“.
14. Mittwoch, 20. Februar 1991: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Frau OStR Heidi MUES, Donaueschingen: „Reise in den Jemen“.

Die Jahresversammlung fand am 22. März 1991 statt. Im Anschluß an die Mitgliederversammlung Filmvortrag von Herrn K. ZIMMERMANN, Blumberg: „Mit Kamera und Lupe auf der Pirsch“.

JAHRESPROGRAMM 1991/92

1. Donnerstag, 2. Mai: Vortrag von Herrn Hermann PREISER, VS-Villingen: „Die Bodenseelandschaft von Ludwigshafen bis Bregenz - Geschichte und Kultur“ (mit Dias).
2. Samstag, 11. Mai: Halbtagesexkursion unter Führung von Herrn OStR Dr. Walter FRITZ, Rottweil: „Das Villingener Tannhörnle“ (mit Fußtour zum Magdalenenberg).
3. Samstag, 15. Juni: Halbtagesexkursion unter Führung von Herrn Hans-Ludwig HASLAG, Leiter des Stadtplanungsamtes Villingen: „Die Villingener Altstadt“.
4. Sonntag, 30. Juni: Jahresexkursion „Südöstlicher Schwarzwald“.
5. Dienstag, 10. September: Vortrag von Herrn Helmut BAUCKNER, Grenzach-Wyhlen: „Auf alten Pilgerwegen nach Santiago de Compostela“ (mit Dias).
6. Samstag, 21. September: Halbtagesexkursion unter Führung von Herrn OFD Dr. Karl KWASNITSCHKA, Donaueschingen: „Laubenhausen und Krumpenschloß - neue Erkenntnisse über diese keltische Anlage“.
7. Mittwoch, 9. Oktober: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Frau Susi WINTERMANTEL, Hüfingen: „Die Bedeutung der Tracht im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung des Werkes der Hüfinger Künstler“.
8. Dienstag, 29. Oktober: Vortrag von Herrn cand. phil. Daniel WESELY: „Kartographisches Schaffen im Fürstentum Fürstenberg im 18. Jahrhundert - Aussage und Auswertung alter Karten“ (mit Dias).
9. Dienstag, 5. November: Vortrag von Herrn Prof Dr. Christian HANNSS, Tübingen: „Die natürlichen und anthropogenen Veränderungen des Klimas“ (mit Dias).
10. Donnerstag, 14. November: Vortrag von Herrn Kreisarchivar Dr. Joachim STURM, Donaueschingen: „Die Archive im Schwarzwald-Baar-Kreis - Inhalt, Zustand, Perspektiven“.
11. Samstag, 30. November: Halbtagesexkursion unter Führung von Frau Susi WINTERMANTEL, Hüfingen: „Das neue Heimatmuseum der Stadt Hüfingen“.
12. Mittwoch, 11. Dezember: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Herrn Ulrich BÜCHLER, VS-Villingen: „Zu Fuß nach Rom - Teil I: Von Villingen zum Mittelmeer“.
13. Mittwoch, 22. Januar 1992: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Herrn Jörg SEIDEL, Donaueschingen: „Erlebnisreise Fidschi - Neuseeland“.
14. Mittwoch, 12. Februar 1992: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Frau Sonja ZEIDLER, VS-Villingen: „Besuch bei den Mayas“.

Die Jahresversammlung fand am 10. April 1992 statt. Im Anschluß an die Regularien Diavortrag von Frau Susanne WINTERMANTEL, Hüfingen: „Kleine Kostbarkeiten im Verborgenen - weitgehend unbekannte Werke Hüfinger Maler aus dem Fundus regionaler Museen“.

JAHRESPROGRAMM 1992/93

1. Samstag, 16. Mai: Halbtagesexkursion ins „Stadtmuseum für Kunst und Geschichte“ in Hüfingen. Führung durch Frau Susanne WINTERMANTEL und Herrn Roland TITZ, Hüfingen.
2. Dienstag, 16. Juni: Vortrag von Herrn Dr. Gerhard BRONNER, Riedböhringen: „Natur- und Umweltschutz - eine neue Aufgabe der Kommunen“ (mit Dias).
3. Sonntag, 28. Juni: Jahresexkursion „Kaiserstuhl“.
4. Samstag, 22. August: Halbtagesexkursion „Martinskirche in Brigachtal“ (Führung durch Herrn Berthold SCHULER, Marbach) - „Die Schanzen am Ochsenberg“ (Erläuterungen durch die Herren Dr. Karl KWASNITSCHKA und Wolfgang HILPERT, Donaueschingen) - „Glasmachersiedlung Herzogenweiler“ (Erklärungen durch Herrn RAUER, Herzogenweiler).
5. Samstag, 12. September: Halbtagesexkursion unter Führung von Herrn Dr. Karl KWASNITSCHKA, Donaueschingen: „Die Tertiärfunde am Höwenegg - Geologie um Mauenheim - Besichtigung der Funde und der geologischen Sammlung von Herrn Pfr. Keller im Museum Immendingen“.
6. Mittwoch, 30. September: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Herrn Hans LANG, Donaueschingen: „Meine Aquarellmalerei“.
7. Samstag, 10. Oktober: Halbtagesexkursion unter Führung von Herrn Emil KETTERER, Bachheim: „Die Friedenweiler Lehenshöfe zu Unadingen“.
8. Donnerstag, 22. Oktober: Vortrag von Herrn Prof. Dr. Günther REICHELT, Donaueschingen: „Biotopkartierung und -entwicklung auf der Baar“ (mit Dias).
9. Dienstag, 10. November: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Frau Heidi MUES, Donaueschingen: „Tibet - eine Reise ins Land des Dalai Lama“.
10. Freitag, 27. November: „Tag der Universität Freiburg“: In Zusammenarbeit mit der Universität Freiburg Vortrag von Herrn Prof. Dr. Thomas ZOTZ, Freiburg: „Zwei Vettern namens Friedrich: Staufischer König und staufischer Herzog im Südwesten des Reiches. - Regionalgeschichte um 1150“.
11. Freitag, 11. Dezember: Vortragsabend von Frau Roswitha SCHAFBUCH, Hüfingen: „Mit Gottfried Schafbuch dor's Johr uff de Boor“.
12. Dienstag, 19. Januar 1993: Vortrag von Herrn Michael TOCHA, VS-Villingen: „Fürsten, Spitzel und Franzosen - die Baar im Zeitalter der Französischen Revolution“ (mit Dias).
13. Mittwoch, 3. Februar 1993: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Herrn Ulrich BÜCHLER, VS-Villingen: „Zu Fuß nach Rom - Teil II: Vom Mittelmeer bis Rom“.

Die Jahresversammlung mit Vorstandswahlen fand am 26. März 1993 statt. Der gesamte Vorstand wurde erneut gewählt. Im Anschluß an die Regularien Lichtbildervortrag von Frau Dr. Gudrun HAHNER, Blaubeuren: „Schwarzwälder Hinterglasmalerei“.



Jahresversammlung 26. März 1993 im Spiegelsaal des Hotels „Schützen“ in Donaueschingen: Der wiedergewählte Vorstand. Von links: Georg GOERLIPP, Geschäftsführer; Hildegret SATTLER, Schriftführerin; Wolfgang HILPERT, Vorsitzender der Abt. Geschichte; Dr. Karl KWASNITSCHKA, Vorsitzender der Abt. Naturgeschichte; Karl MÜNCH, Rechner.

JAHRESPROGRAMM 1993/94

1. Samstag, 8. Mai: Halbtagesexkursion „Fürstenberg“ (ehemaliges Städtchen Fürstenberg, Schächer, heutiges Fürstenberg) mit Fußwanderung. Führung durch Herrn A. VETTER, Waldkirch.
2. Sonntag, 20. Juni: Jahresexkursion „Bad Säckingen“.
3. Samstag, 21. August: Halbtagesexkursion nach St. Peter zur Ausstellung „Das Vermächtnis der Abtei - 900 Jahre St. Peter auf dem Schwarzwald“. Führung durch Prof. Dr. H.-O. MÜHLEISEN, Augsburg.
4. Samstag, 11. September: Halbtagesexkursion „Blumberg“ (Geologie, Bergbau, Flora, Umweltschutzprobleme, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte). Führung durch die Herren Dr. K. KWASNITSCHKA und Dr. J. STURM, beide Donaueschingen, und durch die Herren K. ZIMMERMANN, Blumberg, und W. MARTIN, VS-Villingen.
5. Donnerstag, 23. September: Farbfilmvortrag von Herrn K. ZIMMERMANN, Blumberg: „Aus dem Leben des Graureihers“.
6. Samstag, 9. Oktober: Halbtagesexkursion „Naturnahe Forstwirtschaft im FF Glaserforst bei Herzogenweiler - Forstgeschichte, Forstwirtschaft und Standortkunde auf Buntsandstein“. Führung durch die Herren Dr. K. KWASNITSCHKA, Donaueschingen, und G. SONNTAG, Engen.
7. Dienstag, 19. Oktober: Vortrag von Frau A. CONRADT-MACH, Bad Dürkheim: „Industrie- und Sozialgeschichte auf der Baar im 19. und frühen 20. Jahrhundert“ (mit Dias).
8. Donnerstag, 18. November: „Das Nibelungenlied - eingeleitet, übersetzt und vorgetragen von Konrad Kunze“ (Dr. K. KUNZE, Freiburg).
9. Donnerstag, 2. Dezember: Vortrag von Herrn Prof. Dr. W. REINHARD, Freiburg: „Ehrensaal der Geschichte? - Die Äbte-Galerie im Kreuzgang von St. Peter und das Bild des Konvents von der eigenen Vergangenheit“ (mit Dias).
10. Dienstag, 18. Januar 1994: Vortrag von Herrn D. SCHIEMANN, Donaueschingen: „Die Landwirtschaft auf der Baar und ihre Strukturwandlungen“ (mit Dias).
11. Mittwoch, 9. Februar 1994: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Herrn U. BÜCHLER, VS-Villingen: „Geologische Naturwunder im Südwesten der USA“.
12. Mittwoch, 2. März 1994: „Kleiner Abend“ - Lichtbildervortrag von Herrn T. HEYMANN, Bad Dürkheim: „Free' - K2, die höchste Müllabfuhr der Welt“.

Die Jahresversammlung fand am 23. März 1994 statt. Herr Prof. Dr. W. IRTENKAUF, Löffingen, sprach im Anschluß an die Mitgliederversammlung über „Württembergs geliebter Herr - Graf Eberhard im Bart“.

Anschriften der Verfasser

ALT, PD Dr. Kurt W., Institut für Rechtsmedizin der Heinrich-Heine-Universität, Moorenstr. 5, 40255 Düsseldorf

GIESICKE, Barbara, Kreuzweg 3, 79418 Schliengen

HERMANN, Manfred, Schönbergstr. 73, 79285 Ebringen

HUMPERT, Johannes, Dischlerstr. 20, 79117 Freiburg

JENISCH, Dr. Bertram, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, Sternwaldstr. 14, 79102 Freiburg

KÜPPERS-FIEBIG, Dr. Renate, Ritterstr. 226, 47805 Krefeld

MAŠEK, Dr. Petr, Národní Muzeum, 11579 Praha 1 (Prag), Václavský náměstí 68

MAURER, Prof. Dr. Friedemann, Baustätter Str. 44, 72762 Reutlingen

PICHLER, Sandra, Institut für Rechtsmedizin der Heinrich-Heine-Universität, Moorenstr. 5, 40225 Düsseldorf

REICHELT, Prof. Dr. Günther, Uhlandstr. 35, 78166 Donaueschingen

RIEDEL, Dr. Bernd, Wietreie 6, 22359 Hamburg

STURM, Dr. Joachim, Baarstr. 12, 78166 Donaueschingen

VETTER, August, Am Ebertle 6, 79183 Waldkirch

WEBER, Dr. Edwin Ernst, Am Hopfengarten 6, 72514 Inzigkofen

WESELY, Dr. Daniel, Pfrondorferstr. 3, 72074 Tübingen

WIELANDT, Dr. Ulf, Friedlandstr. 46, 78628 Rottweil

